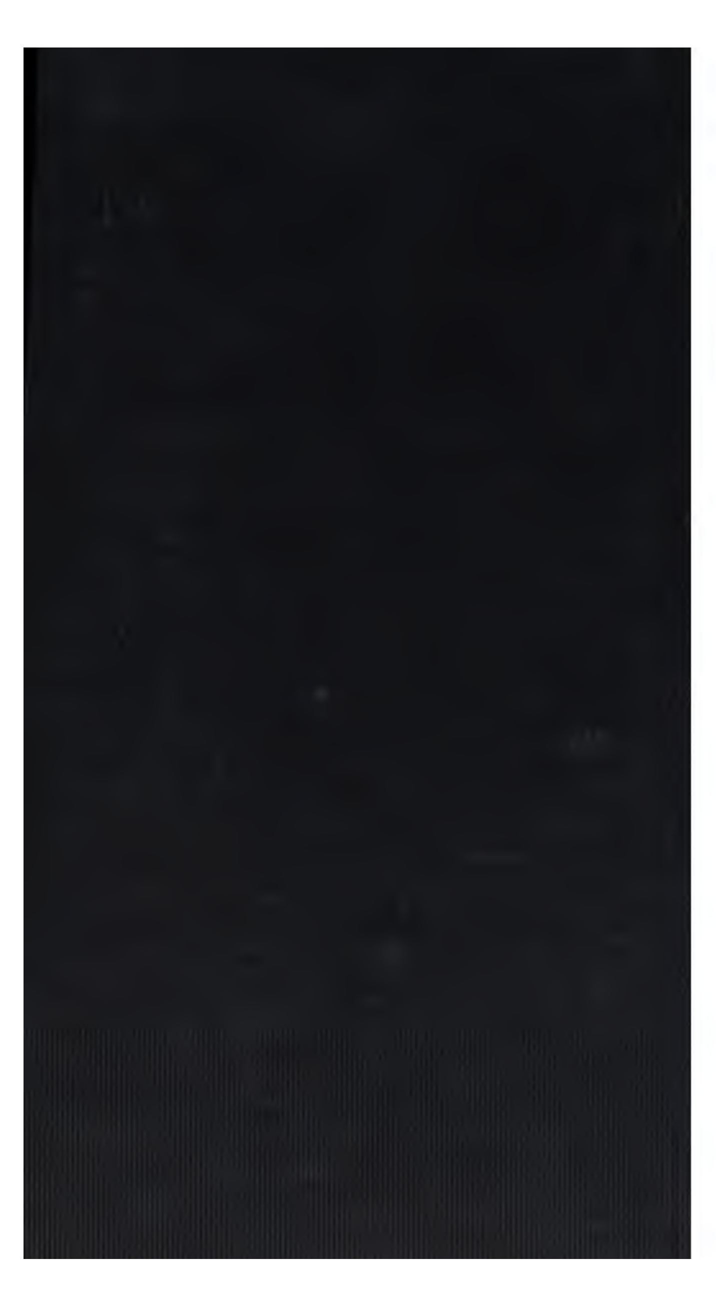
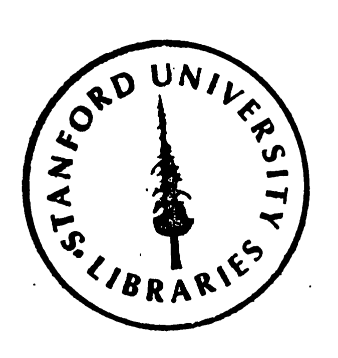
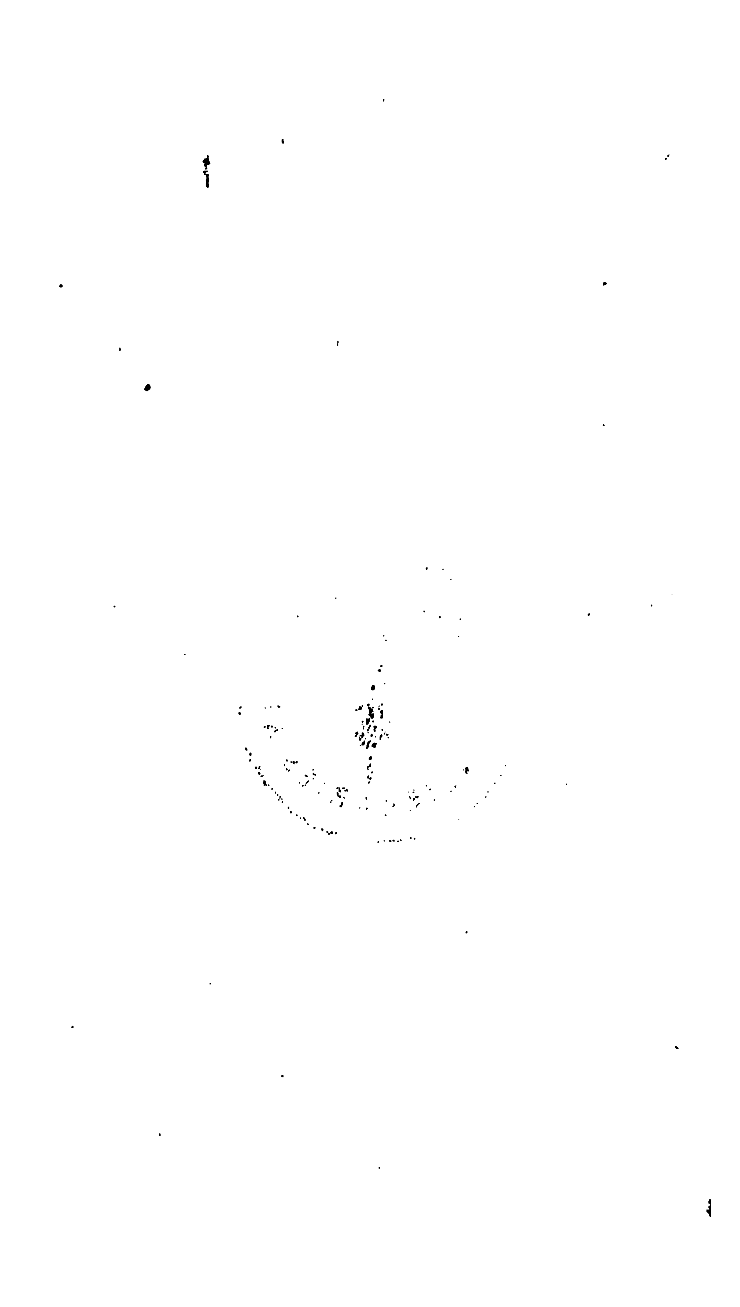



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Therese Krones.

Roman

aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien, 1854.

Jasper's Wwe. & Hügel.

Erstes Capitel.

Wir beginnen den dritten Theil unseres Romans mit Nachträgen zu dem zweiten.

Vor Allem wollen wir den Leser unterrichten, was mit Marien geschehen, als sie ihr, in Stücke gerissenes Kleid in der Damen-Toilette so gut als möglich herstellen lassen wollte.

In dieser Damen-Toilette erwartete sie eine Frau, die sie in ein Seitenzimmer führte und sie bat, hier nur einen Augenblick zu verweilen; sie werde sogleich Mittel schaffen, den angerichteten Schaden an dem Anzuge auszubessern.

Es wird lange währen, versicherte sie. Das ganze Kleid ist aus seinen Näthen gerissen worden. Vor einer Stunde ist es nicht möglich, die ärgerliche Verwüstung zu repariren. Sie müssen Ihr Kleid ablegen und sich indeß in diesen Schlafrock hüllen; dabei reichte sie Marien ein Damen-Negligée; Sie müssen dann ein par Zeilen an ihren Tänzer durch mich senden, damit er sich beruhige, wenn Sie nicht so bald im Ballsaale erscheinen.

Marie zog ihr Kleid aus, überzeugte sich wie arg es zugerichtet wurde, schrieb auf einen Zettel die verlangten Zeilen mit Bleistift und die Frau, welche die

Reparatur des Kleides übernommen, eilte damit zu Eduard.

Er ward beruhigt, daher ist es auch erklärlich, daß er nicht in Angst gerieth, als er die Geliebte so lange vermissen mußte.

Nun trat eine andere Frau in das Zimmer, in welchem sich Marie befand. Sie ersuchte diese, ihr Gesellschaft leisten zu dürfen. Marie nahm den Antrag an, und sie und ihre neue Freundin setzten sich auf ein Sopha.

Hier fiel es Marien auf, daß die Gesellschafterin drei Mal mit den Füßen stampfte, und endlich förmlich trommelte mit den Füssen.

Was haben Sie? fragte Marie.

Nichts! nichts! antwortete diese; es ist ein Krampf, der mich befällt, und der nicht endet, wenn ich nicht recht heftig mich bewege.

Jetzt fühlte Marie, daß sich das Sopha schwinge. Es war ihr, als wenn es von starken Händen gerüttelt würde. Zugleich hörte sie ein Händeklatschen.

Was soll denn das vorstellen? fragte Marie und sprang vom Sopha auf. Es wird sich doch Niemand hier versteckt haben und mir Angst einjagen wollen?

Ei! fürchten Sie sich doch nicht, beruhigte die Frau Marien. Dieses Sopha steht auf einer Fallthüre, welche in das Gewächshaus führt, und wahrscheinlich ist der Gärtner da und holt frische Gesträuche für den Speisesaal, und stößt die hohen Bäume an die Fallthür. — Wenn es Ihnen gefällig, können wir die Zeit damit ausfüllen, die herrlichen Blumen und Pflanzen zu beschauen, welche Frau von Weichselstamm, mitten im Winter, hier ziehen läßt. Kommen Sie mit mir über die kleine Wendeltreppe, das Gewächshaus ist geheizt. Es wird Ihnen darin sehr gefallen.

Die Frau hatte Geistesgegenwart. Als sie bemerk-

te, daß die Maschinerie von Winterhalter, die Versenkung, welche Madame Tusch, von dem Theatermaschinisten anfertigen ließ, den Gehorsam versagte, die Versenkung von einem Maschinisten, dem in Pantomimen häufig die unbedeutendsten Kleinigkeiten mißriethen, so fand sie schnell einen Vorwand, Marien dennoch in das Gartenhaus zu bringen. Sie hörte ja das Zeichen, welches verabredet war!

Marie stieg mit der unbekannten Frau über die Wendeltreppe, und kam in dem vielbelobten Gewächshause an.

Wie erstaunte sie aber, als sie hier ein spärlich beleuchtetes, kahles und kaltes Glashaus fand.

Dies ist das schöne Gewächshaus? fragte sie; da sehe ich ja weder Blumen noch Blüthen, rief sie erstaunt.

Kommen Sie nur hieher! versetzte die Frau, und zog Marie nach einer Thüre; dort angelangt, packten ein par handfeste Männer Marien, hielten ihr den Mund zu, trugen sie in einen Wagen, und schnell rollte dieser Wagen durch ein rückwärts am Hause befindliches Thor, und wie der Blitz gegen den Prater nach der Stadtgutgasse, welche bekanntlich am Tage oft so verwaist war, daß ein Mensch hier hätte erschlagen werden können, und fort und fort eilte der Wagen durch die Augartenstraße gegen die Brigittenau. Doch den Anstrengungen Mariens gelang es, sich der Hand eines ihrer Peiniger, der ihr gar unmenschlich den Mund zuhielt, dadurch zu entledigen, daß sie den Unhold dergestalt in den Finger biß, daß dieser laut ächzend Marien losließ, und sie so viel Zeit gewann, ein Fenster einzuschlagen, wobei sie sich arg beschädigte. Sie erhob nun ein jämmerliches Hülfegeschrei.

Nun packten die beiden Gauner, die bei Marie im Wagen saßen, die arme Geängstigte neuerdings, und

wahrscheinlich hätten sie sie ganz überwältigt, und ihre nichtswürdigen Plane ausgeführt, wenn nicht von dem Hülfegeschrei herbeigerufen, die reitende Patrouille, die in dieser einsamen Gegend immer behende ist, einhergesprengt wäre, den Wagen eingeholt und Marien aus den Händen ihrer Räuber befreit hätte.

Wer hat hier um Hülfe gerufen? fragte einer der Uhlanen, und riß den Schlag des Wagens auf.

Ein armes Mädchen! versetzte Marie. Um Gottes willen! retten Sie mich, und verschaffen Sie mir Beistand! Meine rechte Hand ist von Glassplittern zerschnitten! Ich blute, um Gottes willen, retten Sie mich!

Wer sind die Schurken? fragte der Uhlane wieder, welche hier ein Frauenzimmer mißhandeln?

Ich kenne sie nicht, antwortete Marie. Sie haben mich förmlich geraubt.

Heraus aus dem Wagen! donnerte der Uhlane, und riß gleich den Einen der Beiden aus der Chaise, daß dieser in den Schnee purzelte. Der andere Spitzbube wollte links aus dem Wagen entspringen, aber ein zweiter Uhlane ritt ihm nach, und schrie:

Steh! Hallunke! oder ich renne Dir meine Lanze durch den Leib.

Der Kerl stand.

„In die nahe Reiter-Caserne!" befahl der Erste der Uhlanen. Das Fräulein zum Arzte, die Gauner auf das Wachzimmer. Bindet Jeden dieser Bestien, befahl er seinen Leuten, an Eure Steigbügel, damit sie Euch nicht entkommen! Ich werde an dem Wagen einherreiten.

Der Kutscher wurde genöthigt, schnell zu fahren, die Uhlanen ritten scharf und die beiden Schufte mußten laufen wie gehetzt.

Der Wagen fuhr in das Thor der Caserne ein.

Dem die Wache commandirenden Officier wurde rapportirt.

Steigen Sie gefälligst aus und treten Sie hier herein, mein Fräulein, sagte der Officier. Der Regimentsarzt wird sogleich geholt werden.

Diese Vagabunden aufs Wachzimmer! befahl der Officier.

Marie stieg aus, der Lieutenant erblickte sie kaum, so rief er: Welch ein wunderbarer Zufall! Ihnen ist dieses Mißgeschick begegnet, Fräulein Krones! Nun, Sie sollen meine Aufmerksamkeit doppelt bemerken. So gelingt es mir doch endlich, mich Ihnen nähern und Ihnen einen Dienst erweisen zu können.

Der Lieutenant führte sie am Arme in sein Zimmer.

Marie war so geängstigt und erschöpft, vom erlittenen Blutverluste so angegriffen, daß sie kaum zu einem Stuhle geleitet, auch schon ohnmächtig niedersank.

Der Lieutenant gerieth in die äußerste Bestürzung.

Holt mir doch Einer! befahl er seinen Leuten, gleich die Frau des Wachtmeister Spanner, und schafft den Regimentsarzt schnell! Am Ende verblutet sie sich noch! Eilt! Ich bitte Euch um Gottes willen!

Der Arzt kam sehr schnell, eben so hastig sprang des Wachtmeisters Gattin herbei.

Während Sie, Herr Doctor, und Sie, Frau Spanner der armen Krones beispringen, will ich mir die Spitzbuben ansehen, welche die Aermste so gepeinigt haben.

Der Lieutenant ging in die Wachstube.

Da saßen die beiden Gaudiebe auf der Pritsche, und jedem hatten die Uhlanen die Hände auf den Rücken gebunden.

Corporal! sagte der Lieutenant, leuchten Sie einmal

den Coujons ins Gesicht! Ich möchte mir doch die Kerle recht nahe besehen.

Der Corporal leuchtete dem Einen ins Gesicht.

Ich glaube es, sagte der Lieutenant, daß dies Galgengesicht sich mit Gewalt eines Mädchens bemächtigen muß; auf gewöhnlichem Wege folgt diesem keine! — Nun will ich auch den Andern sehen!

Der Corporal leuchtete dem Zweiten ins Gesicht.

Der Lieutenant starrte ihn an, trat einige Schritte zurück, nahm dann das Licht selbst in die Hand und schaute dem Manne ins Antlitz.

Bei allen Teufeln! rief er, er ist's! — Bindet diesen los, befahl er seinen Leuten.

Sie thaten es.

Schwerenoth und Donnerwetter! rief der Lieutenant, Du bist es, Sallenberg! Kerl, hat Dich der Teufel geritten, so dumm und schlecht zu sein! — Die Krones entführen?! Da möcht einem der Schlag treffen!

Ja, wenn es nur die Krones wäre! antwortete Sallenberg. Ich bitte Dich, Graf Dornau, laß meinen Kammerdiener von den Stricken befreien, und deine Leute bei Seite treten. Ich will Dir Alles erzählen!

Der Lieutenant winkte, der Kammerdiener wurde von seinen Banden befreit. Dann gingen die Uhlanen aus der Wachstube.

Wenn es die Krones wäre! sagtest Du — wer ist es denn sonst, als die Krones, rief Dornau.

Ihre Doppelgängerin! — Du mußt ja schon davon gehört haben, daß eine Person in der Leopoldstadt lebt, welche der Krones so täuschend ähnlich sieht!

Ja, ich erinnere mich! Und diese ist's? Und diese ist Dir lieber als die Andere? Ein curioser Geschmack!

Dem ist das Falsche lieber, als das Echte! Doch nur weiter!

Ich habe eine ungeheuere Passion für dieses Mädchen!

Und konntest das Mädchen nicht auf einem anderen Wege gewinnen?

Nein! Ich gab mir alle mögliche Mühe. Der Teufel hole ihre Grundsätze und Ehrbarkeit.

Diese Mühe hättest Du Dir ersparen können. Das wird eine abscheuliche Geschichte geben!

Wie? Du wirst mich doch mit meinem Kammerdiener aus der Patsche ziehen?

Als wachhabender Officier? Um keinen Preis!

Mich, Deinen Freund!

Also für einen Freund soll man sich opfern, wenn er etwas Schlechtes thut?

Etwas Schlechtes? Ein Liebesabenteuer!

So? Ein braves Mädchen? Gewiß ihrer Eltern einziges Glück, und Du Leichtsinniger, bedenkst das nicht? Entführst sie in Nacht und Nebel, willst sie in die Brigittenau schleppen? Sie hat sich vielleicht die Pulsadern zerschnitten, um deiner Ruchlosigkeit zu entgehen. Würden sie meine Uhlanen nicht gehört haben, so wäre sie schon geliefert, und ich soll Dich aus der Patsche ziehen? Wenn es noch die echte Krones gewesen wäre, die hätte einen solchen Spaß verziehen, aber die sogenannte falsche, die Du selbst ehrbar nennst? — Nein Freundchen, Du als Raubritter und dein Diener als Raubknappe bleiben in der Patsche und dein Raubkutscher ebenfalls, das ist meine Ritterpflicht!

Ich will Dir auch sogleich ehrlich und offen sagen, was Dir bevorsteht, fuhr der Lieutenant in seinem Eifer mit Sallenberg im Gespräche fort. Ich schreibe jetzt meinen Rapport, und schicke diesen, sammt Dir, deinem Kammerdiener und Kutscher an die Po=

lizei. — Die sendet Euch alle Drei in das Polizeihaus, und von da spatzirt Ihr in das Criminalgefängniß. Ich habe schon einen ähnlichen Fall erlebt. In Prag ist mir auch einmal eine ähnliche Geschichte vorgekommen. Bei der Prager Affaire war die Entführte noch dazu mit dem Entführer einverstanden, aber die Entführte war 14 Jahre alt, und der Mosje wurde zu zwei Jahre Zuchthaus verurtheilt.

Um Gottes und aller Heiligen Willen, laß mich und meine Leute entfliehen!

Das ist unmöglich! Da das Mädchen sich jetzt noch in den Händen des Arztes befindet, würde sie ein Höllengeschrei erheben, und ihre Eltern oder Verwandte würden mich anklagen. Endlich bedenke meinen Obersten! Ich bin überzeugt, daß er bereits mündlichen Rapport erhalten hat, und dieser würde mich zu quittiren zwingen oder noch etwas Schlimmeres veranlassen. Nein, nein, Sallenberg, mit derlei Zumuthungen komm' mir nicht!

Ich will mit dem Mädchen sprechen; ich will dasselbe bitten, daß es den Obersten angehe, einen Schleier über diese Geschichte zu werfen. —

Ja, wenn mir der Oberst die Verantwortung abnimmt, dann in Gottes Namen! Aber das Mädchen wird Dir nicht das Wort reden, und thäte sie es auch, mein Oberster würde Dich dennoch dem Gerichte überliefern lassen.

Ich bin doch ein Baron! —

Siehst Du, das ist dein Unglück! Darauf hast Du gesündigt, und darin liegt deine Verblendung. Du glaubst, ein Freiherr hätte die Freiheit, Alles thun zu dürfen, was ihm beliebt; hier aber kommst Du damit nicht durch. Mein Oberster, obgleich dem ältesten Adel angehörig, sein Name ist Graf Stollenfeld, will von dergleichen Gevatterschaften nichts

wissen. Ich bin auch ein Graf, sogar verwandt mit meinem Obersten, aber ich darf mir nicht das Geringste darauf zu Gute thun. Käme ich mit einem Bürger in Streit, und der Bürger hätte sogar unrecht, so würde mich mein Oberst zum Profosen schicken, und wenn ich sein eigener Bruder wäre!

Was macht das Mädchen, wie befindet es sich?

Als ich dasselbe verließ, sank es gerade in Ohnmacht. Meines Wachtmeisters Frau und der Arzt leisteten Beistand. Ich befürchtete, Frau Spanner werde das arme Geschöpf entkleiden, um die blessirte Hand besser verbinden zu lassen. Ich entfernte mich eilig, denn ich als junger Mann habe nicht die Stirne, meine Neugierde auf Kosten weiblicher Schamhaftigkeit befriedigen zu wollen.

Der Wachtmeister Spanner trat ein, und meldete, daß dem Herrn Oberst der Rapport über das Verbrechen, das an einem jungen Frauenzimmer begangen worden, augenblicklich zu erstatten sei. Der Herr Oberst habe deshalb dem Herrn Lieutenant Vika den Posten übergeben, damit der Herr Lieutenant Graf Dornau augenblicklich zu dem Herrn Oberst sich verfügen und einstweilen wenigstens eine mündliche Meldung abgeben könne. Die Frau Gemalin des Herrn Obersten wünsche endlich, daß das Mädchen, falls ihre Verwundung dies zulasse, zu ihr geführt werde, und bis ihre Eltern von ihrem Aufenthalt unterrichtet und sie ganz hergestellt sei, bei der Frau Oberstin gepflegt werden könne.

Höll' und Teufel! sagte der Lieutenant, nun wird's noch ärger! Die Gräfin Stollenfeld, eine der ehrbarsten Frauen der Welt, nimmt sich um die Unglückliche an. Armer Sallenberg, ich bedauere Dich. Besser wär's, Du säßest auf dem Blocksberg. Jetzt will ich zu dem Mädchen, bemerkte er, damit

ich erfahre, was der Arzt für Ansichten über ihren Zustand hat, dann erst gehe ich zum Rapport.

Der Lieutenant verfügte sich zu Marien. Der Wachtmeister wollte ihm folgen.

Herr Wachtmeister! bat Sallenberg, wie befindet sich die Leidende?

Ei zum Geier! erwiederte dieser, sie hat ein Wundfieber, daß es sie schüttelt, als säße sie auf einem Krüppelwagen. Meine Frau sagte mir, der Doctor habe ihr dreizehn Glassplitter aus der Hand und aus dem Vorderarm gezogen. Das Visum repertum des Doctors soll ganz kläglich lauten. Ich bedauere Sie, Herr Baron. —

Wie? Sie wissen, daß ich ein Baron bin?

Freilich, Ihr Kutscher hat es ja in der ganzen Caserne erzählt, und die Entführungsgeschichte dazu. Ach! in welcher üblen Haut stecken Sie, Herr! Ich bin nur ein Wachtmeister und alt, ein Bürgerlicher und lebe von meinem Sold, aber ich möchte mit Ihnen als Baron mit all Ihrer Jugend und Ihren Reichthümern nicht tauschen. Nichts für ungut!

Wenn ich dem Mädchen 100 Ducaten Heiratsgut gebe, 100 Ducaten den Armen, 100 Ducaten der braven Mannschaft dieses Regiments — —

Und dafür frei ausgehen, als wenn nichts vorgefallen wäre? — Ich werde es melden, aber bei meinem Obersten werden Sie nur desto bedenklicher. Sie müssen wissen, Herr Baron, daß mein Oberster den Grundsatz hat, „schlechte Streiche ließen sich durch Geld nicht in gute Handlungen verwandeln.“

Der Wachtmeister ging.

Gnädiger Herr, sagte der Kammerdiener, Sie haben mich unglücklich gemacht. Ich habe ein Weib und vier Kinder; wenn ich eingesteckt und ein halbes Jahr

herumgezogen werde, was geschieht mit meiner Familie?

Schweig! Es ist noch nicht so weit. Es gibt vielleicht einen Ausweg! Man kann mich ja schon meiner Familie wegen nicht wie einen Vagabunden behandeln.

Ihre Familie! Die einflußreichen Adeligen sind todt, und die schlichten Bürgerlichen sind Ihnen feind. Wissen Sie denn, wer der Geliebte und Bräutigam dieses Mädchens ist?

Nun wer ist er denn?

Ihr leiblicher Vetter, Eduard. —

Was sagst Du?

Ja, Herr Eduard ist des Mädchens künftiger Gatte! Mit diesem besuchte sie den Ball. Die Gesellschafterin der Tusch, welche Marie uns in die Hände lieferte, hat mir dies gesagt.

Und davon theiltest Du mir kein Wort mit?

Ich hätte es Ihnen nur im Wagen vor Marien selbst zurufen müssen! Ich erfuhr es ja selbst kurz vor der Expedition! Hätten Sie es auch gewußt, in ihrer Leidenschaft würden Sie der Vernunft schwerlich Gehör geschenkt haben.

Der Wachtmeister erschien wieder.

Auf Befehl des Herrn Obersten haben Sie Beide mir zu folgen. —

Wohin? fragte Sallenberg ängstlich.

Das werden Sie schon erfahren! Auf einen Ball führe ich Sie nicht, darauf können Sie eine Wette eingehen.

Es traten vier Uhlanen mit gezogenen Säbeln ein, nahmen die beiden Arrestanten in die Mitte und führten sie fort.

* * *

Wir kehren zu Marien zurück.

Die Aermste litt viel, aber trotz ihrer Leiden nannte sie Eduards Namen, und bat den Doctor und Frau Spanner, daß sie so menschlich sein möchten, Eduard von ihrem Aufenthalte und ihrer Rettung zu verständigen, doch ihr Unglück vor ihren Eltern geheim zu halten, damit diese nicht durch die Schmach, die ihr widerfahren, beunruhigt würden.

Die zweckmäßigen Mittel des geschickten Regimentsarztes und die treffliche Pflege der Frau Spanner wirkten bald recht günstig auf die Marien. Der Schmerz in der Hand ließ nach, das Wundfieber mäßigte sich, und als die Gemalin des Herrn Obersten sich zum zweiten Male nach dem Befinden der Leidenden erkundigen ließ, vermochte der Doctor melden zu lassen, daß Marie die wenigen Stufen zur Wohnung der edlen Dame ersteigen, und die ihr dort bereit gehaltene Krankenstube betreten könne.

Der Arzt, Frau Spanner und Marie traten bei der Frau Gräfin ein.

Die Gräfin ging Marien mit Herzlichkeit entgegen, beklagte sie innig, und bat sie, zu erzählen, was mit ihr vorgegangen, falls der Herr Doctor das Sprechen der Patientin nicht für nachtheilig erklären sollte.

Der Doctor erklärte, daß, wenn Marie ohne Gemüthsbewegung sich äußern und endlich ihre Thränen zu trocknen vermöchte, würde ihr das Sprechen nicht nachtheilig sein.

Sie werden auch bald keine Ursache mehr haben, ihrem Schmerze sich hinzugeben, versicherte der Doctor Marien. Ihre Verwundung ist nicht gefährlich. In höchstens acht Tagen können Sie geheilt sein. Sie haben zwar viel Blut verloren, aber dies ersetzt sich bei Ihrer Jugend bald. Ihre Eltern werden von Ihnen nur dasjenige erfahren, was Sie Ihnen selbst, wenn Sie wieder ihr Haus betreten, mittheilen und —

Ihr Geliebter wird soeben, auf Anordnung der gnädigen Frau Gräfin, an drei Orten, und zwar in seiner Wohnung, bei Frau Weichselstamm und bei Fräulein Krones aufgesucht. Er wird hieher kommen, und es werden sodann alle Ihre Kümmernisse gehoben sein.

Marie lächelte unter Thränen.

Sie wissen nicht einmal, wer Sie entführt, ja besser gesagt, wer Sie geraubt hat?

Ich weiß es nicht, sagte Marie, aber ich vermuthe es. — Ich habe das Unglück, einem jungen, reichen Wüstling zu gefallen, der es schon einmal auf mich absah, und dessen Schlingen ich nur dadurch entging, daß ihm die Schauspielerin Krones, der ich täuschend ähnlich sehen soll, statt mir zugeführt wurde. —

Ich habe davon gehört, erwiederte die Gräfin. Krones hat sich damals äußerst gut benommen, und die schöne Handlung die mir von ihr mitgetheilt wurde, hat ihr meine Neigung im hohen Grade gesichert. Sie haben einen Geliebten, wie ich vernommen. Ich wünschte, daß er in die Lage komme, Sie zu ehelichen, denn da Sie der Krones wirklich überraschend ähnlich sehen und diese so vielen Männern die Köpfe verrückt, so finde ich es natürlich, daß auch ihr Ebenbild eben so großen Anwerth findet.

Verehlichen? Ach, antwortete Marie, das steht noch im weitem Felde. Baron Sallenberg, der ganz gewiß mein Entführer war —

Ja, ja, er war es!

Baron Sallenberg ist der Cousin meines Geliebten. Er hat diesen um sein Erbe gebracht, und bevor nicht Eduard, seinen Proceß gegen diesen gewissenlosen Mann gewonnen, haben wir keine Aussicht uns zu besitzen.

Dieser Baron ist also nicht zufrieden, das Erbe seines Vetters geraubt zu haben, er raubt ihm auch noch die Braut? das muß ein verderbter, gewissenloser Mensch sein. Ich beklage tief eine solche Verworfenheit.

Gnädige Frau Gräfin, erwiederte Marie, ich habe Ihnen viel abzubitten. Ich bin so unglücklich, in der Nacht eine Störung verursacht zu haben, die ich mir nie vergeben kann. Ich habe Ihnen gnädigste Frau und dem Herrn Obersten den Schlaf geraubt, das ganze Haus in Unruhe versetzt, den edlen Herrn Doctor von seinem Lager aufgeschreckt. Statt Verwünschungen — habe ich nun Segen geerntet! Ich finde kaum Worte die Gefühle meiner Dankbarkeit, meiner Ergebenheit, meiner Verehrung für so viele Güte auszusprechen.

Eine schlaflose Nacht war meinem Gemal und mir heute schon bestimmt. Wir hätten einen Ball bei meiner Schwester besuchen sollen, und nur die plötzliche Unpäßlichkeit meiner Schwester war Ursache, daß wir zu Hause blieben. Dem Himmel sei Dank! Eine schlaflose Nacht, in welcher wir beitragen konnten, daß Thränen des Kummers gestillt werden, ist uns weit lieber, als eine schlaflose Nacht, thörichten Freuden gewidmet.

Der Oberst trat nun in das Gemach seiner Gemalin.

Ein hübscher Faschingsstreich! sprach er. So geht es, wenn Gewissenlosigkeit mit Reichthum, und schlechte Sitten mit Uebermuth sich paaren!

Ei, sieh da! wendete er sich gegen Marien, da ist ja das arme, bis auf den Tod geängstigte Mädchen! — Nun fürchten Sie nichts, mein Kind. Ihnen soll Genugthuung werden, darauf mein Ehrenwort!

Die Gräfin wendete sich an ihren Gemal und wollte

ihm erzählen, was sie eben vernommen, aber sie fing kaum von Sallenberg zu sprechen an und zu bemerken, daß derselbe nicht nur seinen leiblichen Vetter um seine Erbschaft gebracht, daß er auch noch die Geliebte ihm rauben wollte, so fiel ihr der Oberst schon ins Wort und sagte:

Ich weiß Alles! Der Kammerdiener des ruchlosen Menschen, den ich zuerst kommen ließ, hat mir mehr mitgetheilt, als ich zu wissen verlangte. Um sich zu retten, hat er mir ein Bild von seinem Herrn entworfen, das der Teufel nicht schwärzer hätte malen können!

Das muß ich gestehen, setzte der Oberst hinzu, daß ich an dem Baron Sallenberg einen Roué kennen gelernt habe, dergleichen mir in der Welt noch nicht vorgekommen. Dieser nichtswürdige Parvenue glaubt, sein Vater sei nur blos darum adelig geworden, um mit dem Diplom, das er erwarb, auch einen Freibrief für alle möglichen schlechten und tollen Streiche für seinen Sohn zu erhalten. Diesen Wahn muß man ihm nehmen. — Nun kriecht er zum Kreuze und schwört, alle seine Vergehen an der Dame, die er so beispiellos gekränkt und geängstigt, deren Unschuld und Ehre er so bübisch und frech nachgestellt, wieder gut machen zu wollen, und bittet sie vorerst um Verzeihung, dann — was ich ihm aber rund abgeschlagen — um eine Unterredung, und zwar in meiner Gegenwart. — Da ich von dem Kammerdiener erfahren, was er sich gegen seinen Vetter erlaubt, da mir dieser Kammerdiener mitgetheilt, daß der junge Wüstling, mit Hilfe eines bereits vielfach mit der Verachtung der Welt gebrandmarkten Advocaten, ich glaube Hühnertritt heißt er, ein Testament bei Seite geschafft, so war ich so frei, den Patron auch auf dieses Bubenstück aufmerksam zu machen, und ihm geradezu zu sagen, daß ich

hierüber selbst mit einem hohen Justizbeamten sprechen würde. Ohne seinen Kammerdiener als meine Quelle zu nennen, ließ ich dem Baron merken, daß wohl auch Zeugen gegen ihn aufzutreiben wären. Hierauf drang ich in ihn, seine Verbrechen nicht allzusehr zu häufen und lieber in sich zu gehen. — Dies wirkte. Ganz verwirrt stotterte er einige Entschuldigungen heraus, schob alle seine Vergehen gegen seinen Cousin, auf seinen Advocaten und — was das Possierlichste an der Sache, die Geschichte seiner Liebe zu dieser Dame und die hierauf basirten Versuche, sie zu entführen und in sein Netz zu ziehen, auf seinen — Kammerdiener.

An diesem Baron ist schwerlich ein gutes Haar! meinte der Doctor.

Vielleicht doch! versetzte der Oberst, aber ohne Strafe wird er nicht radical curirt. Ich bedauere, daß er nicht meiner Jurisdiction untersteht, mit Hilfe meines Auditors würde ich gewiß eine Züchtigung finden, die ihn besserte.

Eine Züchtigung! rief Marie erschreckt aus. —

Nun, eine moralische Züchtigung, erwiederte der Oberst. Doch, was muß ich bemerken? Sie haben wohl gar Mitleid mit dem Taugenichts?

Kein anderes, als was mir die Rücksicht für den Vetter meines künftigen Gatten einflößt.

Ach, hören Sie doch eher diesen selbst an, und wie er von einem Menschen denkt, der Ihnen die Ehre rauben wollte und ihrem Geliebten das Vermögen geraubt hat.

Ein Bedienter meldet jetzt Eduard an.

Marie sprang vom Stuhle in freudiger Erregtheit auf.

Der Doctor bat sie, sich zu mäßigen.

Die Gräfin erwiederte dem Bedienten:

„Herr Eduard ist uns willkommen!“

Eduard trat ein.

Er verneigte sich ehrerbietig, entschuldigte sich, dankte für die Rettung, Pflege, Sorgfalt und huldvolle Aufnahme Mariens. Er wollte die Hand der Gräfin fassen, um sie zu küssen, da fiel sein Blick auf die Geliebte, er vermochte nicht sich zurückzuhalten. Die Liebenden lagen sich in den Armen.

Der Doctor, besorgt für die wunde Hand seiner Patientin, wollte abwehrend hinzutreten.

O, lassen Sie sie doch! sagte der Oberst, und lächelte: Wer im Herzen so verwundet ist, denkt nicht an eine Blessur am Arme!

Marie und Eduard vergossen Freudenthränen des Wiedersehens. Sie preßten sich heftig umarmend an ihre Herzen.

Endlich ermannte sich Eduard, führte Marie zu ihrem Armsessel zurück und sprach:

Gnädigste Frau Gräfin, hochverehrter Herr Graf, Sie sind zu herzensgut, als daß Sie uns die Ausbrüche des Entzückens über unser glückliches Wiederfinden, als Mangel an Achtung für Sie bezeichnen könnten.

Dergleichen haben wir selbst erlebt, und es eben so gemacht, wie Sie, meine Frau und ich. Nach der Schlacht von Leipzig kam meine Frau von Dresden, um zu erfahren, ob ich unter den Todten oder Lebendigen sei. Bei dem Dorfe Wellheim gelang es ihr, mein Regiment aufzufinden. Wir sanken einander in die Arme, unbekümmert, ob noch eine Kugel des fliehenden Feindes unser Wiederfinden für ewig trennen könnte oder nicht.

Mein Gemal sprach soeben von Ihnen, nahm die Gräfin das Wort. Ihr böser Vetter ist sein Gefangener. Es wird ihm nicht gut ergehen. Mein Gemal sprach

dies aus, und — Marie äußerte ihr Mitleid; da bemerkte mein Gemal, das Fräulein möchte vernehmen, wie Sie von einem Manne dächten, der Ihnen die Geliebte rauben wollte, und das Vermögen geraubt hat.

Er soll bestraft werden? entgegnete Marie, Dein leiblicher Vetter bestraft? Um Deinetwillen erbarmt er mich!

Ganz recht! nur wir fanden kein Erbarmen bei ihm! — Doch sei es, daß er mit der Angst davon komme. Ist es möglich, Herr Oberst, daß Sie ihn schonen können, so seien Sie so gnädig, es zu thun. —

Und ihr Erbe?

Er wird es mir zurück erstatten, er wird gut machen, was er Böses gethan, erwiederte Eduard.

Das wollen wir gleich sehen! Ich werde ihn hieher kommen lassen.

Der Oberst schrieb ein paar Worte auf ein Blatt Papier, und gab es seinem Bedienten, und in wenig Augenblicken traten zwei Uhlanen ein, und brachten den Arrestanten.

Ihr bleibt vor der Thüre, befahl der Oberst den Uhlanen; der Gefangene bleibt hier.

Die Uhlanen entfernten sich.

Daß ich Sie hieher kommen lasse, Herr Baron, redete der Oberst, Sallenberg an, mögen Sie ihrem edlen Vetter und seiner Braut zuschreiben, welche trotz allen Kränkungen, die Sie sich gegen Beide erlaubten, doch so großmüthig sind, für Sie zu bitten. Das schändliche Unrecht, das Sie an Beiden verübt, muß jedoch gut gemacht werden. Was werden Sie thun, um die beiden so tief beleidigten Personen zu versöhnen?

Zuerst, antwortete Sallenberg, bitte ich Fräulein Marie aus dem Innersten meines Herzens um Verzeihung, daß ich es gewagt, mit einer Heftigkeit für sie zu entbrennen, die mich ganz blind für alle Pflichten

machte, die ich einem rechtschaffenen, gesitteten Frauenzimmer schuldig bin. Nie mehr werde ich meine Augen zu ihr erheben, ihr nie mehr durch meine wilde Leidenschaft zu nahe treten; dies gelob' ich hier auf Cavalier-Parole!

Setzen Sie uns ein anderes Pfand ein, als ihre Cavalier-Parole, erwiederte der Oberst.

Nun so will ich denn dadurch dem edlen Fräulein eine Garantie geben, daß ich meinem Vetter, Dir theurer Eduard, das von mir auf Anrathen meines Advocaten Doctor Hühnertritt, unrechterweise an mich gezogene Vermögen zurückgebe. Du wirst hiedurch in den Stand gesetzt, deine Marie zu heiraten, und sie sonach vor allen möglichen Nachstellungen zu schützen. Außer diesem bitte ich Dich herzlich um Verzeihung und beschwöre Dich, das Dir und deiner Braut zugefügte Unrecht zu vergessen.

Ich verzeihe Dir, wie Marie Dir verzeiht, erwiederte Eduard.

Erlaube mir, versetzte Sallenberg, Dich zu umarmen!

Halt! sagte der Oberst, ich habe vorher Etwas zu bemerken.

Kann ich meinen Auditor kommen lassen, fuhr der Oberst zu dem Baron sich wendend fort, meinen Auditor, der wol schon aufgestanden sein wird, da mittlerweile der Tag angebrochen ist, um hinsichtlich der Erbschaftserklärung ein rechtsgiltiges Instrument aufzusetzen?

Alles was Sie anordnen, Herr Oberst, ist mir willkommen, erwiederte der Baron, nur überliefern Sie mich nicht dem Strafgerichte!

Wenn Sie die Erklärung, wie ich sie wünsche, unterzeichnen, so will ich ein Auge zudrücken, und die etwaige Verantwortung über mich nehmen.

Der Oberst rief eine seiner Ordonnanzen.

Der Lieutenant Graf Dornau möge zu mir kommen! befahl der Oberst.

Hierauf sagte er zu Eduard und Marien:

Das Brautpaar kann sich nun seines Glückes freuen. Wird die Hochzeit gefeiert, so möge dasselbe den Obersten und seine Gemalin, wenn die Toaste ausgebracht werden, nicht vergessen.

Sie vergessen, den hochherzigen Herrn Grafen und die vortreffliche Frau Gräfin in unserm Leben je vergessen? — Nie, nie vermöchten wir das.

Eduard und Marie sanken tief gerührt, Eduard vor dem Grafen und Marie vor der Gräfin nieder.

Der Graf und die Gräfin hoben Eduard und Marie mit liebender Theilnahme auf, und drückten sie voll Güte und Liebe an die Brust.

Der Lieutenant Graf Dornau trat ein.

Herr Lieutenant, redete der Oberst denselben an: Der Baron Sallenberg ist dem Rittmeister-Auditor von Klingenthal vorzuführen. Dort wird Baron Sallenberg eine rechtskräftige Erklärung abgeben, laut welcher er bekennt, daß er ein Testament unterschlagen. —

Herr Oberst! flehte Sallenberg. —

Also nicht unterschlagen, sondern sich zugeeignet, oder welchen noch milderen Ausdruck der Herr Auditor wählen wird; daß ferner Baron Sallenberg seinem Vetter das rechtmäßige Erbe zurückerstatten wird, — hier muß bei einem Heller angegeben werden, wie hoch sich die Erbschaft beläuft; — endlich muß in der Erklärung gesagt werden, daß das unterschlagene Testament augenblicklich in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers komme; ist die Erklärung erfolgt, muß sie mir und Herrn Eduard vorgelegt werden, dann nach unserer Approbation, von

Herrn Baron Sallenberg und vier Herren Officieren als Zeugen unterzeichnet werden. — Hat dies Alles stattgefunden, so ist Baron Sallenberg frei. Er möge dann mit seinem Kammerdiener und seinem Kutscher, sammt seinem Wagen und Pferden die Caserne verlassen. Will der Baron den Uhlanen, denen er in dieser Nacht Ungelegenheit genug gemacht, 100 Ducaten, und den Armen der Vorstadt Leopoldstadt, damit diese für ihn beten mögen, seinem eigenen Antrage gemäß, ebenfalls 100 Ducaten schenken, so soll er nicht gehindert werden; die 100 Ducaten für Fräulein Marie, die er ebenfalls angetragen, erspart er ja; nicht wahr Fräulein Marie, setzte der Oberst hinzu, Sie sind mit der Buße, welche der Herr Baron zu erleiden hat, hinlänglich zufrieden?

Marie antwortete mit einer Geberde der Zustimmung.

Sallenberg wollte noch Etwas sagen, allein der Oberst hinderte ihn daran und bemerkte:

Keine Worte! Was Sie noch zu erinnern haben sollten, theilen Sie dem Auditor mit. —

Komm'! sprach Lieutenant Dornau, und danke mit mir für den Edelmuth des Obersten; ich werde deine Empfindungen redlich hinterbringen. Du kannst von Glück sagen, denn Du kommst weit ehrlicher aus der Caserne heraus, als Du hineingekommen bist!

Der Lieutenant verneigte sich gegen den Obersten und die Gesellschaft und führte Sallenberg fort.

„Die Wintersonne meint es heute gut," sprach der Oberst, sie scheint uns gerade einen heiteren Morgen zum Fenster herein. Wir wollen ihren Wink benützen, und bei ihren Strahlen ein gutes Frühstück einnehmen. Ist's gefällig, verehrtes Brautpaar, und ist es auch Ihnen genehm, Herr Doctor? — Wir wollen den Salon aufsuchen. Ich ersuche Sie um ihren Arm,

schöne Braut, ich will den unbeschädigten mir ausbitten! Freund Eduard führt meine Frau, und der Doctor macht die Arriere-Garde, so ist uns der Rücken vortrefflich gedeckt. Kommen Sie, meine Freunde!

Zweites Capitel.

Wir sind dem Leser noch eine Aufklärung über die gestohlene Broche, welche Krones auf dem Balle der Frau von Weichselstamm trug, schuldig.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Ungefähr in der Mitte des Monats Jänner kam Eduard etwas später als gewöhnlich nach Hause. Es mochte wol Mitternacht schon vorüber sein.

Als er über die Treppe des ersten Stockwerkes schritt, hörte er ein Geräusch. Eduard drückte sich in eine Nische des Stiegenhauses, und bemerkte hier einen Mann mit einer kleinen Blendlaterne, der eine Chatouille trug, sich ängstlich umsah, und als er Niemand erblickte, das Licht in der Blendlaterne verhüllte, und eilig die Treppe nach dem zweiten Stockwerke bestieg.

Das ist ein Gauner, der hier eingebrochen hat, sagte Eduard für sich, und der noch einen Raub im Hause beabsichtigt, denn wie ginge er sonst nach dem zweiten Stocke, statt nach dem Erdgeschoße, um aus dem Hause zu kommen.

Eduard hielt den Athem an sich und trat so leise hinter dem Unbekannten auf, daß dieser ihn nicht hören konnte.

Der Verdächtige ging nach dem dritten Stocke; Eduard hinter ihm her.

Im dritten Stockwerke hielt der Mann an, schob

die Blende von der Laterne zurück, und wollte gerade einen Schlüssel in das Schloß bringen, als ihn Eduard rückwärts erfaßte, zurückriß und ihm zudonnerte: Was machen Sie hier?

Was ich hier mache? stotterte der Mann und verhüllte die Blendlaterne wieder, ich, ich — gehe in meine Wohnung. Sie ist hier im dritten Stocke.

Herr! sprach Eduard. Sie lügen! Hier wohnt Herr Dapache.

Mein Gott! ächzte der Unbekannte, der bin ich ja selbst!

Oeffnen Sie Ihre Laterne, daß ich Sie sehe. Ich kenne Herrn Dapache nur zu gut!

Der Mann rieb die Blende zurück, das Licht fiel auf sein Gesicht, und in der That erkannte Eduard den Genannten.

Aber zum Teufel! rief ihm Eduard zu: Was machten Sie denn im ersten Stocke? Sie schlichen ja aus der Wohnung der Frau von Raulmann? Und was haben Sie denn da unterm Arme? Es ist eine Chatouille! Herr, ich weiß wohl, daß Sie ein entsetzlicher Wucherer sind, aber ein Dieb werden Sie doch nicht auch sein!

Schreien Sie doch nicht so! antwortete Dapache, vor Schreck ganz aufgelöst. Sie bringen ja das ganze Haus in Aufruhr! Vis à vis wohnt ein Polizei-Commissär, Sie machen mich unglücklich durch Ihre Beschuldigung.

Was zittern Sie denn und drohen völlig in die Knie zu sinken? Wenn ich Ihnen Unrecht thue, so nennen Sie mich einen Mörder, und ich werde nicht erschrecken, höchstens werde ich Sie bei der Gurgel fassen und so lange würgen, bis Sie ihren Ausspruch zurücknehmen. — Was ist in diesem Kästchen und wem gehört es?

Mein Gott! mein Gott! stammelte Dapache, das Kästchen gehört mir und ich will es so eben in meine Wohnung bringen. —

Das ist eine grobe Unwahrheit! Der kalte Angstschweiß steht Ihnen auf der Stirne! Sie haben ein Verbrechen begangen, und ich muß dahinter kommen; entweder gehen Sie sogleich mit mir in den ersten Stock zu Frau von Raulmann, ich will sie wecken lassen und fragen, ob bei ihr nicht eingebrochen wurde, und diese Chatouille nicht ihr angehört, oder ich läute hier, bei dem Polizeicommissär an, und ersuche ihn, diesen Vorfall zu untersuchen.

Gerechter Himmel! was fällt Ihnen ein? lallte Dapache und sank nun wirklich in die Knie. Sie wollen mich ja gerade ins Zuchthaus bringen.

Einen ehrlichen Mann ins Zuchthaus? Wie wäre dies möglich! Bekennen Sie daher gutwillig, oder ich schleife Sie die Treppe hinunter, bis zur Thüre der Frau von Raulmann.

Erbarmen! Erbarmen! stöhnte Dapache. Ja, ich will Ihnen bekennen, ja, ich habe mit Nachschlüsseln die Wohnung der Frau von Raulmann aufgesperrt und während sie in Maske in die Redoute fuhr, die Chatouille ihr genommen, aber ich will sie wieder zurückbringen, sogleich! sogleich! nur machen Sie mich nicht unglücklich!

Ein Dieb sind Sie also doch? Ein Dieb und ein Wucherer zugleich?! Schandbursche, dafür sollen Sie an den Pranger!

Heiliger Gott! Bedenken Sie meinen alten ehrwürdigen Vater und meine alte ehrwürdige Mutter; ich bin ihr einziger Sohn; sie würden den Tod von meiner Schande haben. —

Eltern, die einen solchen Auswurf von Sohn besitzen, werden sich nicht zu leben verlangen.

Ach, mein Vater steht in Amt und Würden; und soll nun mit mir gebrandmarkt werden, lieber will ich sterben!

Wer ist ihr Vater?

Amtsrath in Mainz! Mein eigentlicher Name ist Göbler. Bei den grauen Haaren meines 75jährigen Vaters beschwöre ich Sie, verderben Sie mich nicht! Rechnen Sie mein Verbrechen der Sucht zu, schnell reich werden zu wollen.

Sie haben ja Geld, Sie haben sogar Vermögen, wenigstens sagen dies die Leute. Sie leihen auf Pfänder aus und was Sie sonst noch treiben! Haben Sie vielleicht das Alles zusammen gestohlen, was Sie besitzen?

Ach, fragen Sie mich doch nicht, und befreien Sie mich aus meiner verzweiflungsvollen Lage! Bedenken Sie, wenigstens ein Drittel der Bewohner dieses Hauses ist auf dem Balle. Wie leicht ist es möglich, daß Jemand davon plötzlich zurückkehrt, vielleicht Frau von Raulmann selbst, und dann bin ich nicht mehr im Stande, das Kästchen zurück zu bringen. —

Ihren unglücklichen Eltern zu liebe, will ich schweigen. Kommen Sie aber schnell, stellen Sie Ihren Raub wieder an den Ort, wo Sie ihn geholt. Ich will Ihnen nachgehen; das aber sage ich Ihnen, wenn Sie sich nicht eilig ans Werk machen, und ich nur das Geringste erfahre, was Sie auch von anderer Seite als Dieb bezeichnet, so zeige ich noch hinterher, diese Ihre Schandthat der Polizei an.

Dapache schleppte sich ängstlich nach dem ersten Stockwerke. Er kam an die Thür der Frau von Raulmann, er sperrte mit seinen Nachschlüsseln und Dietrichen dieselben Pforten auf, die er früher schon geöffnet, und trug das Schmuckkästchen an seine Stelle.

Eduard blieb vor der Thüre und wartete auf seine Zurückkunft.

Allein Dapache sah sich kaum von Eduard unbeachtet, so sprengte er, der Gewohnheitsdieb, die Chatouille auf, und nahm aus derselben, was ihm unter die Hände fiel, Ducaten, Doppel-Louisd'ors und Schmucksachen, unter diesen auch die Broche aus Brillanten, welche später die Krones trug, und steckte alle diese Gegenstände in seine Taschen. — Darauf kam er zurück, verschloß die Thüren wieder, und ging auf Eduard mit den Worten zu:

Ich bin nun wieder so ehrlich, wie ein neugebornes Kind! Dank! tausendfachen Dank! Sie haben mir meine Gewissensruhe wieder gegeben. Sie haben meinen Eltern das Leben, mir die Ehre vor der Welt erhalten! Gott lohne es Ihnen!

(Ehe wir in unserm Romane fortfahren, wollen wir unsern Lesern sagen, daß diese ganze Scene der Wahrheit getreu ist. von Göbler, genannt Dapache, lebte in der That in den Jahren 1822 und 1823 in Wien. Er gehörte der bessern Gesellschaft an; er erschien als ein Mann, der Kenntnisse, Beruf und Empfehlungen besaß, und nach Wien gereist war, in der diplomatischen Welt durch eine Anstellung sein Glück zu machen. Er hatte, da er französisch, italienisch, englisch perfect sprach, ja sogar ein Dichter war, in vielen höchst bedeutenden Häusern Zutritt; er figurirte in den Salons mancher hochgestellten Personen. — Er war aber blos Dieb und Einbrecher und einer der raffinirtesten Gauner, die in Wien je gelebt haben. Als er nach Wien kam, hatte er schon wegen groben frechen Einbrüchen in Frankfurt, Offenbach, Darmstadt und Mainz mehrjährige Kerkerstrafen überstanden. — In Wien verübte er, besonders in der Leopoldstadt und Jägerzeile mehr als dreißig der

verwegensten Diebstähle. Endlich fiel er der Justiz in die Hände. Er schlich sich nämlich am hellen Tage im Mai 1823 in eine Privatwohnung des Wagnerschen Caffeehauses. Dort sperrte er ein sehr gutes Vorhängschloß, ein Thürschloß und ein vortreffliches Zimmerschloß mit seinen Nachschlüsseln auf. Er trat in die Wohnung eines allein wohnenden reichen Kaufmanns, und war eben beschäftigt, Silbergeräthe und andere Dinge von Werth zu rauben, da kam ein Marqueur aus dem Caffeehause, der Geräusch hörte, herbei, machte Lärm und Göbler wurde gefangen. Er bestand eine lange Untersuchungshaft. Endlich wurde er zu fünf Jahren schweren Kerker verurtheilt und nach überstandener Strafe im Jahre 1829 in seine Vaterstadt Mainz abgeschoben. Dort kaum angekommen, vereinigte er sich mit einer großen Diebsgesellschaft, und nachdem er auch dort der Gerechtigkeit in die Hände fiel, wurde Göbler auf die Dauer von zehn Jahren eingekerkert. So lange er in Wien als Dieb unentdeckt blieb, machte er Wuchergeschäfte, theils um seinen gestohlenen Mammon zu vergrößern, theils um als ein reicher Mann zu gelten, und den Verdacht, daß er vom Diebstahl lebe, von sich abzuwälzen. Daß er der Krones Geld vorstreckte, ihr die frechsten Anträge machte u. s. w., ist der Wahrheit getreu.)

Wenn Göbler in Wien Schmuck, Gold und andere Dinge von großem Werthe raubte, so trug er diese Dinge zu einem sogenannten „Juwelentandler," den wir jedoch hier nicht näher bezeichnen wollen, und der als eine Art von Hehler ebenfalls im Jahre 1823 in Untersuchung gezogen wurde.

Die Broche, welche die Krones auf dem Balle der Frau von Weichselstamm trug, rührte von dem angedeuteten Raube her, und Graf Bromheim

kaufte sie von diesem „Tandler,“ weil sie der, für seine Braut bestimmten Broche am ähnlichsten sah.

Wir kehren nun zu dem Balle zurück, auf welchem wir Krones in der großen Bedrängniß, und den Grafen in der peinlichsten Verlegenheit verlassen haben.

Auf dem Balle selbst zog Frau von Tusch den Kürzeren, allgemein herrschte über ihr Benehmen Entrüstung, und als Director Sartory nach der Wache rief, hielt sie es für angemessen, den Ball zu verlassen.

Dapache, als Dieb schon bezeichnet, entsprang. Er verbarg sich in eines seiner vielen Absteigquartiere, verübte noch im Hause „zum großen Christoph“ in der Salvatorgasse einen kecken Einbruch, und wurde erst nach mehreren Monaten im Wagnerischen Caffeehause, wie soeben erzält wurde, ergriffen.

Hinsichtlich des Geschenkes des Grafen Bromheim an Therese, erfuhr nur die Polizeibehörde die Wahrheit; der Oberst und seine Tochter blieben darüber unaufgeklärt; der Trödler mußte dem Grafen den Preis für die oftbesprochene Broche zurückerstatten, die Broche selbst wurde nach vollendeter Criminal-Untersuchung der Frau Raulmann, so wie andere Schmucksachen, die von diesem Diebstahle herrührend, der Trödler gekauft hatte, zurück gegeben. Das Geld war verschwunden.

Aber die arme Therese war schon wieder auf das tiefste gekränkt, gedemüthigt und gequält worden. Sie erhielt zwar der Tusch gegenüber die glänzendste Satisfaction, die Tusch wurde verhalten, der Krones die vollkommenste Abbitte vor sechs Zeugen aus der Ballgesellschaft zu leisten, aber was half ihr dies? Die Tusch schwur der Aermsten neuerdings Rache, und rächte sich endlich bei Gelegenheit des Jaroschinskyschen Criminalprocesses im

höchsten Grade, wie dies der Verlauf unserer Mittheilungen zeigen wird.

Als der Ball bei Frau von Weichselstamm zu Ende war, oder besser gesagt, durch die betrübenden Scenen gewaltsam sein Ende fand, fielen Frau von Weichselstamm erst die enormen Kosten, welche ihr die Tusch verursachte, schwer aufs Herz. Bei dem Souper blieben die wenigsten, alle Familien verließen den Saal, nur die Unverheirateten verweilten, und erst dann kehrte die Fröhlichkeit wieder, als der Champagner credenzt wurde.

Stephan saß neben Frau von Weichselstamm. Er hatte sich von seinem Unfalle wieder erholt, war aber mehr über die Kränkung, welche Theresen widerfuhr, erschüttert, als von dem Falle, den er erlitten.

Frau von Weichselstamm nahm ein Glas, und brachte es ihm mit den Worten:

„Was wir lieben!"

O, sagte der Director, der diesen Trinkspruch mit anhörte, das ist ein fataler Toast! Man bringt es dabei im Herzen größtentheils ganz anderen Personen, als vermeint sind. Ich stieß einmal mit einer Dame an und sprach:

„Was wir lieben!"

Sie antwortete:

„Ja, ja, was wir lieben!"

Ich meinte sie, sie, die ich bis zum Rasendwerden liebte, sie aber meinte nicht mich, sondern einen Lieutenant von den Cürassieren. Seit dieser Zeit nenne ich immer die Personen, die ich meine, und bitte es eben so zu machen:

Sartory hob sein Glas und sprach: Frau von Weichselstamm soll leben!

Director Sartory soll leben! erwiederte die Weichselstamm.

So ist's recht! erwiederte Sartory: Meinethalben lieben Sie jetzt, wen Sie wollen, ich lebe einmal!

Das Jahr 1823 bot der Krones keine besondere Gelegenheit, durch neue Glanzrollen hevorzutreten. Sie spielte die bereits übernommenen mit täglich sich steigerndem Beifalle fort, und war besonders als Cilly in der „Aline" gerne gesehen, die sie mit der ganzen Fülle ihres Humors ausstattete.

Saphir kam von München nach Wien und übernahm die Kritik der vorzüglichsten Leistungen der sämmtlichen Wiener Theater für die „Theaterzeitung."

Er schrieb für dieses Journal auch einen vortrefflichen Bericht „über das Leopoldstädter Theater," in welchem er alle ersten Mitglieder desselben kritisch beleuchtete und, wie dies nur ihm eigen, ihre Wesenheit, ihre Darstellungsweise so musterhaft charakterisirte, daß man sie Alle, wie durch einen Spiegel wieder gegeben, vor sich zu sehen glaubte.

Dieser geistvolle Aufsatz erschien im November 1823 der „Theaterzeitung," und verdiente, wenn er nicht allzu umfassend wäre, noch ein Mal abgedruckt zu werden.

Ueber Therese Krones äußerte er sich folgendermaßen:

„Dem. Krones läßt sich spielen, und dies gibt „ihrem Spiele eine gewisse stoische Annehmlichkeit, ja „man könnte ihr Spiel, dem Worte nach, Blei-„Zucker nennen; diese gewisse Unbehilflichkeit ist die „Norm derjenigen Personen, die sie personificirt, und „gefällt mit Recht."

Korntheuer, der über die, von Theresen an ihm begangenen Untreue, wie in dieser Schilderung schon früher gesagt wurde, noch immer Groll im Herzen trug, überreichte ihr das Blatt, in welchem dieses

Urtheil gedruckt stand, bei einer Probe und bemerkte hinzu:

„Heute bekommst Du es von Saphir; der hat Dich hingestellt, wie Du leibst und lebst!"

Die Krones las das Urtheil über sie und gerieth außer sich.

„Blei-Zucker nennt er mein Spiel!" rief sie aus; Blei-Zucker ist ja Gift, also vergifte ich das Publikum! — Dann schreibt er von Unbehilflichkeit, bin ich denn unbehilflich?!

Vergebens bemühte sich Raimund, ihr zu erklären, daß das Wort Unbehilflichkeit nicht sie als Darstellerin, sondern die Art von Rollen, die sie spiele, bezeichne; sie blieb dabei, Saphir habe sie unbehilflich genannt, und vermochte sich hierüber nicht zu trösten.

Endlich sagte sie: „Und wie kurz er sich über mich gefaßt hat; nicht einmal ein Langes und ein Breites schreibt er! Ueber die Huber und noch eine Schauspielerin läßt er eine ganze Abhandlung drucken, über Beide einige Hundert Zeilen, und über mich einen Zoll langen Artikel. Es ist zum Rasendwerden! — Meinethalben soll er schimpfen, wenn ich ihm nicht gefalle, aber nur nicht „so kurz" schimpfen, das sieht ja gerade wie Verachtung aus.

Er soll sich nur freuen, setzte sie hinzu. Ich begegne ihn fast täglich, wenn er zu Tische geht; ich will ihm meine Meinung sagen, er soll an mich denken!

Korntheuer lachte über den Ingrimm seiner abtrünnigen Geliebten, und befeuerte sie, ja gewiß dem Saphir nichts zu schenken! Da bekommt sie es dann erst recht, meinte er, und das wäre sein Wunsch gewesen.

Die Probe ging zu Ende, Krones eilte nach Hause.

Als sie aus dem Theatergebäude trat, kam ihr Saphir entgegen.

Sie ging voll Entrüstung auf ihn zu und redete ihn mit den Worten an:

„Sie, „öder Ding!" Was haben Sie denn schon wieder geschrieben über mich?"

Was ein „öder Ding" nur über ein „ödes Ding" schreiben kann: „öde Ding!" antwortete Saphir und lachte.

Machen Sie keinen Spaß, und sagen Sie mir lieber, weshalb Sie mich immer herunterreißen?

Ich möchte Sie lieber zu mir hinaufreißen, erwiederte Saphir.

Auf diese Art wird es nicht gehen!

Auf welche Art denn?

Ich will gelobt werden!

Ich auch.

Sie lobt kein Mensch! weil Sie „keinen Fried" geben. Was haben Sie denn gegen mich?

Ach! seufzte Saphir mit einer Miene, als hätte er Werther parodiren wollen: Ich bin in Sie verliebt!

Und da schimpfen Sie über mich?

Ja, darin besteht meine Liebeserklärung.

Reden Sie ernsthaft!

Liebe Krones, sagte Saphir im Tone eines travestirten Romeo, daß Sie ein sehr hübsches und allerliebstes Mädchen sind, daß Sie beifallswürdig spielen, daß Sie ein schönes Talent besitzen! das wird Ihnen alle Tage gesagt. Sag' ich Ihnen nun dasselbe, so ennuirt Sie dies und Sie merken nicht darauf, sage ich aber das Gegentheil, so stutzen Sie darüber, und ich falle Ihnen auf.

Sie sind mir schon lange aufgefallen.

Liebe Krones, ich bin nicht schön!
Auf Ehre nicht!
Ich bin nicht reich!
Das kann man Ihnen aufs Wort glauben.
Bei Ihnen muß man aber entweder schön oder reich sein, um Ihnen zu gefallen; da bin ich auf die Idee gekommen, Sie unablässig zu tadeln, vielleicht gewinne ich dadurch Ihr Herz.
Nein, hören Sie, das ist ein neuer Weg, ein Herz zu erobern. —
Es ist mein Weg. —
Sie wollen also mein Herz gewinnen?
Vom Herzen gerne!
Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?
Darf ich hoffen?
Nu das versteht sich per se!
Kann ich auch auf Gewißheit rechnen?
Man weis noch nichts Gewisses! Und Liebeserklärungen auf der Straße, die sind mir in der Seele zuwider! — Besuchen Sie mich!
Gleich?
Es ist mir recht, denn mit Ihnen muß man je eher, je lieber Frieden schließen.
Wenn wir uns lieben, wird der Krieg erst recht angehen!
Und wann werden Sie mich zum ersten Male loben?
Ich lobe Sie jetzt schon!
Nein, ich meine, was mein Spiel betrifft.
O spielen Sie nicht mit mir, dergleichen könnte ich nie loben.

Krones meinte Saphir für ewige Zeiten gewonnen zu haben; es half aber Alles nichts. Er tadelte sie oft und lobte sie nur, wenn sie es unbedingt verdiente, so in der Feenoper „Lindane," als Gisperl in „Gisperl und Fisperl," u. s. w.

Wenn sie sich über Tadel bei Saphir beschwerte, antwortete er immer: „Was sich liebt, das neckt sich."

Als Saphir die Krones öfter besuchte, lernte er Herrn Böhrmann kennen. Bohrmann spielte damals schon ganz den Liebhaber, aber so hölzern, so fad, so langweilig, daß Saphir immer gähnen mußte, wenn dieser Herr ins Zimmer trat.

Einmal wollte Bohrmann sich Saphir recht verbinden.

Er sagte, wenn Sie „meiner Resi" die Rolle einer Liebhaberin einstudiren wollten, so müßte sie sehr reuissiren.

Dazu hab' ich keinen Beruf, antwortete Saphir. Seien Sie nur erst der rechte Liebhaber, die Liebhaberin studirt sich dann von selber ein.

Das Jahr 1823 ging zu Ende.

Die Administration des Theaters in der Leopoldstadt veranstaltete eine Sylvesterfeier.

Es wurden alle ersten Mitglieder zu einem großen Souper geladen. Raimund, Schuster, Korntheuer, Fermier, Rainoldi, Capellmeister Müller, die Huber, Krones, Madame Rainoldi und noch einige andere der ersten Künstlerinnen.

Manquet schrieb an Saphir:

„Geschätzter Herr Doctor!" „Das ganze Jahr hindurch hat Ihr Geist über unser Künstler-Institut gewacht, lassen sie uns auch desselben theilhaftig werden bei dem Eintritte des neuen Jahres. Beehren Sie uns am Sylvester-Abende mit Ihrer Gegenwart. Alle jene Mitglieder, welche Sie so meisterhaft in Ihrem vortrefflichen Aufsatze charakterisirten, finden Sie versammelt. Sie werden Ihnen sagen, wie sehr Sie den ausgezeichneten Kritiker ehren u. s. w. Ihr ergebener Dr. Manquet."

Saphir erschien, und schwerlich haben die Mitglieder, weder früher noch später, einen schöneren Abend gefeiert, als diesen.

Damals waren sie noch alle beisammen die trefflichen Künstler, die durch ihre Darstellungen nicht nur das Publikum, sondern sich unter einander selbst erfreuten. Schuster sah jedes Mal mit inniger Freude zu, wenn Raimund excellirte, Raimund ergötzte sich an Korntheuers Spiel, die Damen beglückwünschten sich, wenn Einer oder der Andern eine Scene vorzüglich gelang. Die Auszeichnungen, die Einzelnen von Seite des Publikums zu Theil wurde, ehrten immer die ganze Gesellschaft.

Saphir nahm Anlaß, diese Harmonie, diesen Gemeingeist zum Gegenstande eines Aufsatzes zu machen. Er überschrieb ihn: „das Theater ohne Kabalen, die Schauspieler ohne Neid." Darin regnete es in Saphirs unnachahmlicher Weise Kreuzhiebe auf andere Bühnen links und rechts. Dieser herrliche Aufsatz wurde auf Manquets Wunsch im Archiv des Theaters hinterlegt. Saphir besitzt ihn wol selbst nicht mehr. Aber das Sylvesterlied ist noch vorhanden, das Saphir an jenem Abende auf die Bitte der Krones improvisirte. Wir theilen es hier mit:

Champagner-Lied, für den Sylvester-Abend.

Von M. G. Saphir.

(Nach der Mel. die: „Ein freies Leben 2c.")

Einer: Champagner, edler Götterschaum,
Laß' Deine Kraft uns spüren,
Das Jahr entschwindet wie ein Traum,
Wir spritzen dich auf seinen Saum,
Das Leben muß moußiren!

Chor.

Mihi est propositum,
Noch einmal, Jährchen, schau dich um!

Einer: Champagner nochmals aufgeschäumt,
Was wirfst du uns für Glossen?
Weil dieses Jährchen nicht mehr säumt?
D'rum trinken wir recht aufgeräumt,
So geht es wie begossen!

Chor.

Mihi est propositum,
Und bleibt es nicht, so geh' es zum — !

Einer: Nun Freunde voll, nur voll geschenkt,
Uns kann nichts Leeres locken,
Ein leerer Kopf ist so verrenkt,
Ein leeres Herz ist so beengt,
Ein leeres Glas so trocken!

Chor.

Mihi est propositum,
Auch leere Taschen sind so dumm!

Einer: Champagner frisch herbeigeschafft,
Wir schreien jetzt uns heiser!
Es schäume jede edle Kraft
In treuer biedrer Leidenschaft
Für Vaterland und Kaiser!

Chor.

Mihi est propositum,
Vivat hoch im Kreis herum!

Einer: Champagner noch ein Gläschen voll,
Den Freunden soll es gelten!
Was gute Freundschaft werden soll,
Die schäumt und brauset oft wie toll,
Wie auch die Grämler schelten.

Chor.

Mihi est propositum,
Gerade sei, was sonst war krumm!

Einer: Champagner drei Mal aufgespritzt,
Was treibst du uns im Schädel?
Wer auf die Hand den Kopf noch stützt,
Wenn edles Naß im Gläschen blitzt,
Der ist ja ein Thaddädel!

Chor.

Mihi est propositum,
Das Zimmer dreh' sich um und um!

Einer: Champagner edler Feuergeist,
Was treibst du mit der Zunge?
Wer, wenn der volle Becher kreist,
Doch nicht verräth, wie's Liebchen heißt,
Das ist ein Wetterjunge!
Chor.
Mihi est propositum,
Mein Liebchen heißet — sum — sum — sum

Einer: Champagner-Glas nur fest gefaßt,
Schon schwankst du vor den Augen!
Dem alten Jahr nun Ruh' und Rast,
Das neue sei ein guter Gast,
Für alle, die was taugen!
Chor.
Mihi est propositum,
In Flaschen ist nun spatium!

Drittes Capitel.

Das Liebesverhältniß zwischen Therese und Bohrmann wurde immer inniger. So vielen Widerwillen sie auch anfänglich gegen ihn äußerte, wozu seine ungünstige Persönlichkeit, sein grämliches Wesen und besonders seine pedantische Art und Weise, sich zu benehmen, beitrugen, so fesselte sie doch bald herzliche Dankbarkeit an ihn, denn er that wirklich das Aeußerste für sie.

Vor Allem entriß er sie den Händen der Wucherer, bezahlte alle ihre Schulden, regelte ihren Haushalt, und versetzte sie hiedurch in eine ganz sorgenfreie Lage.

Am meisten gewann er aber durch seine große Nachsicht bei ihren häufigen Liebeleien.

Ich werde Dich nie durch Eifersucht quälen, sprach er, so lange Du bloß kleinen Intriguen zugänglich bist. Du bist maßlos eitel, kannst nicht leben, ohne Dir von einer Schaar von Männern den Hof machen

zu lassen; Du hast den Wahn, je mehr Adorateurs Dich umgeben, je mehr Galans an deinem Triumphwagen ziehen, je mehr wird Dir im Theater Beifall zugeklatscht. Möglich! Ich will Dir nicht entgegentreten, aber nur um Eins bitte ich Dich, gib keinen Anlaß mehr zu einem Scandal; laß die Beschämungen und Kränkungen, die Du bisher erdulden mußtest, die letzten gewesen sein; sei vorsichtig in der Wahl deiner Anbeter, vermeide die Bekanntschaft mit jedem Roué; beurtheile die Männer nach ihrem inneren Werthe, nie nach ihrer Außenseite. Das ist es, was ich Dir einpräge; ich könnte noch mehr hinzufügen, aber Du würdest mir abermals bemerken: ich verstände sonst nichts, als Dich zu langweilen.

Ich danke Dir herzlich für deine Lehren, Du meinst es in der That gut mit mir. Ich werde deine Worte beherzigen, ich werde Dich sogar zu Rathe ziehen, wenn sich ein Mann mir nähert und mir seine Huldigungen darbringt; aber sei auch Du vorsichtig in der Wahl deiner Freunde, die Du mir in's Haus bringst. Dir sagen Sie, sie kämen zu mir, um Dich bei mir zu finden, ich versichere Dich aber, deine Freunde kommen, um Dich nicht bei mir zu finden!

Ei der Tausend! Welche meiner Herzensbrüder kommen denn, um mich nicht zu finden!

Ich will Dir nur Diejenigen nennen, welche mir nicht gefallen, die andern magst Du errathen. Vom wem habe ich z. B. dieses Armband?

Von mir?

O nein, Du gingst blos in eine Falle. Dieses Armband besitze ich schon einen Monat, Du aber kauftest es mir erst gestern.

Aber die Schmuckhändlerin Sandner?

Dieser schickte ich es, um dasselbe mir zum Kaufe anzutragen, wenn Du gerade bei mir wärst. Dies

geschah gestern. Ich zeigte Verlangen nach diesem Kleinod und Du warst galant genug, es mir zu kaufen. Du gabst 300 fl. dafür, die Sandner brachte mir das Geld heute Morgen, und ich stelle es Dir zurück. Es drückt mich, Dich getäuscht zu sehen, aber der Plan zu dieser Täuschung kam von deinem besten Freunde, Herrn von Itzmann; er leitete die Geschichte ein; er wollte sein Bracelet an meinem Arme sehen und Dich noch dazu um 300 fl. zu meinem Vortheile bringen. Sprich nicht über diese Geschichte mit ihm; ich erzälte sie Dir nur, um zu beweisen, daß Du selbst vorsichtig sein mögest; ich glaube, daß Du gewiß leichter zu täuschen bist als ich!

Das ist ein infamer Streich von diesem Itzmann.

Es kommt noch ärger.

Du weißt, daß ich eine Einladung erhielt, um auf dem Königstädter Theater in Berlin zwölf Gastrollen zu geben.

Ich freute mich darüber, bewirkte Dir jetzt schon einen Urlaub für den Monat Mai.

Ich gehe nicht nach Berlin. Die Einladung der Königstädter Direction war fingirt. Dein Freund Wauer hat dies so abgekartet, um mit mir eine Reise nach Berlin unternehmen zu können. Mit ihm in Berlin angekommen, hätte ich erst versuchen sollen, ob man mich auftreten lassen würde, und wenn dies nicht gelänge, Dir schreiben müssen, ich sei durch Krankheit verhindert worden, indeß ich mich an der Seite des Herrn Wauer recht wohl befunden hätte!

Schändlich! Schändlich!

Nummer drei: Dein intimer Herzensfreund Doctor Olbe!

Ist der auch ein Verräther?

Verräther erster Classe mit Vorzug! Hier lies diesen Heiratsantrag.

Er will Dich heiraten? Er hat ja eine Frau. Eine Frau, welche auf seiner Besitzung nächst Baden lebt, und bei welcher Du den ganzen Sommer zubringen kannst.

Reine Lügen! Er ist so ledig wie Du und ich. Er will mich Dir abwendig machen, aber so abwendig, daß ich für Dich auf immer verloren wäre. Vierzehn Tage würde ich auf seinem Gute als Mamsell Krones zubringen, Du könntest mich sogar an zwei Sonntagen besuchen, am dritten Sonntage aber wäre ich schon Madame Olbe, und kämst Du wieder, würde er Dich fragen: „Was wollen Sie von meiner Frau?“ Lies nur den Heiratsantrag, 30,000 fl. verschreibt er mir! Lies, hier steht es ja Schwarz auf Weiß!

Den Patron will ich auszahlen!

Nicht doch! Diese Drei sind Dir nicht gefährlich. Ich erzäle Dir nur, was Du für Freunde hast. —

Wer ist mir denn also gefährlich?

Das sage ich schon noch. Einer ist unter den Herren, die Du mir vorgeführt hast, der nicht zu plumpen Manövern seine Zuflucht nimmt, aber der mich so schlau und so angenehm umstrickte, — und ich habe mich — hier lachte die Krones äußerst wohlgefällig — umstricken lassen.

»Bohrmann, ich schwöre Dir
ich kann nichts dafür
jedoch der Teufelsmann
hat's mir angethan!»

Höll und Satan! fulminirte Bohrmann, und das ist auch einer meiner Freunde, einer, den ich Dir aufgeführt.

Ja, ja, lachte Therese.

Ennsmann?

Wenn er so hübsch wäre, wie Ennsmann.

Felsner?

Wo rathest Du hin?

Linberg?

Der ist ja blind auf einem Auge.

Mein Gott! warum habe ich Dir so viele aufgeführt; ich that's weil es mir schmeichelte, daß sie mich um Dich beneideten; ich that's, damit Sie deine Freunde, deine Gönner auf dem Pfade der Kunst sein sollten.

Ach, diesen Herren ist die Natur lieber als die Kunst.

Wer ist denn der Mosje, in welchen Du wirklich verliebt zu sein scheinst, sonst könntest Du ja nicht so sprechen.

Thalau! ist es.

Der ist ja abgereist!

Für Dich! für mich ist er hier. Wie er Dich in deinem Comptoir weiß, wirft er sich in seinen Wagen und fährt im Carriere zu mir.

Und Du?

Ich gebe ihm heute noch den Abschied.

Nein, ich will ihm den Abschied geben. Ich will ihn mir unschädlich machen. Ich habe vier fällige Wechsel von ihm, ich laß ihn auf ein Jahr in den Schuldenarrest stecken. —

Das wäre hübsch! — Nein, nicht so! ich will ihn verabschieden. Ich kann, ich will Dich nicht betrügen, aber warne mich nicht vor den Roués, Du selbst hast mir ein halbes Dutzend davon ins Haus gebracht.

Eins mußt Du mir gestatten, bemerkte Bohrmann. Es naht die Stunde, in welcher ich in meinem Comptoir erscheinen muß. Thalau wird schon auf der Lauer stehen, um mich zu erwarten. Er steigt in seinen Wa-

Glauben Sie, daß ich ein Schicksal haben werde?

Ein schreckliches! Sie werden sich elender als ein Negersklave befinden. Der Leibeigne dieses Weibes sind Sie schon.

Es ist nicht so arg.

In den ersten acht Tagen Ihrer Ehe; aber es wird kommen!

Was kann sie mir denn thun?

Was Ihnen Einer, der Ihnen Aqua toffana gibt, thun kann.

Sie wird mir ein schleichendes Gift beibringen?

Gewiß!

Ich werde mich hüthen, etwas aus ihrer Hand zu nehmen. Ich weich ihr ohnehin schon aus, ohne zu wissen, was sie Gräßliches vorhaben könnte. Vorgestern wurden wir getraut. Nach der Trauung ging ich fort und kam 48 Stunden nicht nach Hause. — Ich hörte, daß sie mich suchen lasse, aber ich ließ mich nirgends finden.

Wo waren Sie?

Immer vor Ihren Fenstern, Therese. — Jagen Sie vor allen Dingen Ihr Stubenmädchen fort, die spricht immer, wenn ich komme, Sie wären nicht zu Hause, und als ich Sie, Fräulein, aus dem Fenster blicken sah und darauf drang, bei Ihnen gemeldet zu werden, sagte sie: Sind Sie ein Fürst, sind Sie ein Graf oder mindestens ein Baron? Sind Sie ein Gutsbesitzer, ein Banquier oder ein Rentier, daß Sie vorkommen wollen? Wenn man Nichts ist, Nichts hat, so muß man sich in solchen Häusern nicht melden lassen. Ich sagte ihr, daß ich gegenwärtig Hausherr von sehr viel Häusern sei. Ihr Stubenmädchen lachte; endlich, als ich ihr sagte, wen ich geheiratet, erwiederte Madeleine: Wenn dies so ist, so gehen Sie immer zu meinem Fräulein. Sie wird sich freuen,

daß Sie reich geworden, und nun auf andere Gedanken kommen werden.

Stephan, fragte Krones, wissen Ihre Eltern von dieser Ihrer Unbesonnenheit? — Doch ich kann es ja gar nicht glauben, daß Sie die Weichselstamm geheiratet! Sagen Sie doch, Sie hätten mich belogen. Ich beschwöre Sie. —

Nein, ich log nicht!, da sehen Sie meinen Ehering. Hier der Name meiner Gattin und der Tag der Trauung. —

Stephan, mir ist Manches begegnet, was mir schwer aufs Herz fiel, aber diese Heirat, sie macht mich unglücklich!

O weh! o weh!

Was ist es denn?

Hören Sie nicht meine Frau sprechen? Sie sucht mich auf bei Ihnen!

Das wäre nicht übel! da fehlte nur ein Besen, und sie führe aus dem Rauchfang vor Wuth! Verbergen Sie sich da im Cabinette, rückwärts ist eine kleine Thüre, durch diese schlüpfen Sie, die Thür führt nach der Küche, aus dieser eilen Sie fort. —

Aber Madelaine wird ihr sagen, daß ich hier bin.

Mein Stubenmädchen Sie verrathen, mich compromittiren lassen? Das ist unmöglich!

Fort!

Ich bin schon fort!

Stephan enteilte glücklich.

Fast gleichzeitig trat Madeleine mit Frau von Weichselstamm ein, welche glühte vor Eifersucht.

Hier sehen Sie selbst, sagte Madeleine. Hier ist Niemand.

Was gibt es denn? Ei, Frau von Weichselstamm!

Die gnädige Frau sucht ihren Gemal!

Ihren Gemal? Haben Sie wieder geheiratet? fragte Therese.

Ja, ich habe wieder geheiratet, schnaubte Frau Weichselstamm, doch ehe ich weiter mit Ihnen spreche, erlauben Sie, daß ich diese kleine Thüre Ihrer Wohnung öffne, und mich in Ihrem Cabinet umsehe.

Ja richtig! erwiederte Krones, Sie suchen ja Ihren Gemal und suchen ihn bei mir, und ich weiß noch nicht einmal wie er heißt und wie er aussieht. —

Frau Weichselstamm hörte nicht, und stürzte wie besessen auf die Thür los. Sie wollte in das Cabinet, allein die Thüre war zu enge, der Körper der Eifersüchtigen zu dick; sie versuchte sich durchzuzwängen, sie drehte und wendete sich, sie drückte die Arme straff an sich, endlich blieb sie stecken und konnte nicht vor- und rückwärts. Heiliger Gott! schrie die Weichselstamm, jetzt bin ich gefangen wie die Auster in der Schale, indeß ist mein Mann durch die Hinterthüre entschlüpft und ich sehe ihn in meinem Leben nicht wieder.

Die Krones lachte über die Situation der dicken Frau, als wenn sie den Lachkrampf bekommen hätte.

Lachen Sie nicht! Sie Unbarmherzige! brüllte Weichselstamm, ziehen Sie mich lieber aus der verwünschten Presse, ich werde ja völlig blau.

Die Krones lachte in Einem fort, und rief ihrem Stubenmädchen; diese wurde nach der andern Seite durch die Hinterthüre ins Cabinet beordert; Krones packte die Weichselstamm von vorne, das Stubenmädchen drückte von rückwärts; endlich gelang es den gemeinsamen Bemühungen und nicht gewöhnlichen Anstrengungen, die dicke Frau aus ihrer gefährlichen Lage zu bringen.

Frau von Weichselstamm sank erschöpft auf ein Sopha. Sie hatte einen kostbaren Sammtpelz ange-

zogen, dieser wurde ihr theilweise vom Leibe gerissen, ihr Hut war zerknittert; sie glich einer Verzweifelten; ihre Lage war kläglich.

Als sie die Krones in dieser Situation erblickte, lachte sie nicht mehr; sie ging mit Theilnahme auf Frau Weichselstamm hin und fragte in herzlichem Tone:

Ihr Pelz ist ganz zerrissen! Sie haben sich doch nicht beschädigt? mein Gott, Sie sehen ja aus, als wenn Sie ohnmächtig werden wollten. —

Ich werde nicht ohnmächtig! Ich will nicht ohnmächtig werden, ich will nur meinen Mann und Sie müssen mir ihn schaffen.

Aber ich kenne ihn ja nicht einmal!

Elende Lügnerin! kreischte Weichselstamm. Sie kennen Stephan nicht? Stephan habe ich geheiratet! Und Stephan war bei Ihnen; Herr Bohrmann hat mir dies gesagt, der ihn an der Treppe begegnete.

Bohrmann hat Ihnen dies gesagt? dann muß ich Bohrmann tüchtig den Text lesen, daß er solchen Unsinn geschwätzt hat! Ist das ein Beweis, daß Jemand gerade zu mir gehen muß, der an der Treppe gesehen wird. Ich sah ihren Gemal mit keinem Auge, und wäre Stephan auch hier gewesen, ich hätte nicht gewußt, daß Sie ihn geheiratet, hätte es auch nicht geglaubt!

Warum nicht geglaubt?

Weil Stephan kein Mann für Sie ist. Ich bedauere Sie und ihn!

Ei der Tausend!

Was soll denn bei einer so ungleichen Ehe herauskommen?

Das wird Sie wenig kümmern!

Doch! doch! das Schicksal dieses Menschen liegt mir am Herzen.

So? Warum haben denn Sie ihn nicht geheiratet?

Aus Gewissenhaftigkeit! Ich hätte nicht die Stirne, einen jungen Mann unglücklich zu machen; dazu gehört ein eigener Muthwille, das Schicksal eines unerfahrenen Menschen in die Hand zu nehmen und sich nicht zu bekümmern, ob er hinterher sich über eine übereilte Verbindung grämt oder nicht. Sie sollten sich schämen, Frau von Weichselstamm, in ihrem Alter ein Kind zum Manne genommen zu haben.

Stephan ist kein Kind. Er ist vier und zwanzig Jahre alt. —

Das ist nicht wahr!

Ich besitze seinen Taufschein! Wäre er nicht großjährig, hätte er mich nicht ohne Bewilligung des Vaters heiraten können. —

Wenn der Taufschein „vier und zwanzig Jahre ausweist," so ist derselbe verfälscht worden. —

Fräulein Krones!

Was gibt's, Frau von Weichselstamm?

Keine Beleidigungen! Was haben Sie sich in die Sache zu mischen?

Ich mische mich darein, weil mich der Jüngling erbarmt, und ich ihn an ihrer Seite jämmerlich verkümmern sehen werde.

Jetzt wird's mir zu arg! Sie sind in ihrem Hause, ich darf also nicht antworten, wie ich will. — Ich sehe auch deutlich, was Sie beabsichtigen. — Da mein Mann nun reich ist, durch mich reich, so möchten Sie ihn gerne fesseln! — Aber Sie machen die Rechnung ohne Wirth. Ich halte meinen Mann kurz, sehr kurz!

O, Sie werden ihn bald gar nicht mehr halten können, weder kurz noch lang!

Ich gebe ihm kein Geld in die Hand, und alle die Sachen von Werth, die ich ihm geschenkt, nehme ich wieder zurück.

Nehmen Sie sich selbst zurück, das wird ihm das Liebste sein!

Sie klage ich als Ehestörerin an.

Und ich klage Sie der Verfälschung eines Taufscheins an; Ihnen sieht Alles ähnlich, wenn Sie in ihrer Heiratswuth Jagd auf einen hübschen Menschen machen.

Ich laufe zur Polizei.

Laufen Sie, vielleicht werden Sie magerer.

Einstecken lasse ich Sie!

Ich bin zu dünn, ich schlüpfe überall durch, nur solche monströse Gestalten bleiben stecken!

Leihen Sie mir ein großes Tuch, damit ich über die Straße gehen kann. Ich kann mich doch nicht in Fetzen vor dem Polizeidirector zeigen.

Da haben Sie meinen großen türkischen Shawl, bedecken Sie Ihre Blößen und richten Sie dem Herrn Polizeidirector meine Empfehlung aus. Ich lasse ihn bitten, mich nur recht bald auf ihren Wunsch einsperren zu lassen; sitze ich einmal in Ketten und Banden, dann brauch' ich diesen Shawl nicht mehr, und Sie mögen ihn behalten; wenn ich aber in einer Stunde längstens nicht auf einer Festung sitze, so bitte ich mir meinen Shawl wieder aus, ich brauche ihn dann nothwendig.

Madame Weichselstamm schlug die Zähne vor Wuth aneinander und rief:

Krieg denn! Fräulein Krones! Krieg um einen Mann, den Sie jetzt plötzlich besitzen möchten, weil er reich ist.

Nein, nicht weil er reich, sondern weil er arm ist, weil auf der ganzen Welt kein ärmerer Mensch herumwandelt, als er; weil er ärmer ist, als ihr Bedienter, denn diesen dürfen Sie nicht mißhandeln, ihren Mann können Sie peinigen bis auf's Blut. Ich

glaube, Sie haben sich auf dem Kirchhof zu St. Marx bereits den Platz gekauft, auf welchem er begraben werden soll.

Rache! stöhnte die Weichselstamm, Rache! an Ihnen! Diese schwöre ich wie die Tusch und die Raulmann. Drei wüthende Weiber haben Sie nun auf den Hals, — wir werden sehen, wie lange Sie triumphiren werden! Ich habe Geld, Mamsell! Ich kann es mich viel kosten lassen. —

Ich lasse mich es gar nichts kosten und Stephan muß von Ihnen geschieden werden!

Ha! ha! sagte die Weichselstamm: Ich besitze eine halbe Million und soll keinen Mann haben? für was hätte man denn eine halbe Million!

Sie keuchte zur Thüre hinaus.

Jetzt werde ich an Stephans Eltern schreiben, seinen Jammer schildern, ihnen seine Zukunft darstellen. Dem Unglücke, das ihm droht, will ich entgegenarbeiten! — Aber wie ist mir denn jetzt auf ein Mal! — Was geht denn in meinem Herzen vor? Ich werde so beklommen! Und eine Sehnsucht nach ihm, erwacht in mir, als wenn ich in ihm verliebt wäre! — Schon einmal habe ich dies Gefühl in mir bemerkt; damals, als er nach meinem ersten Auftreten, von Korntheuer so verspottet und verlacht wurde! Es währte diese Empfindung aber nicht lange und ich wurde wieder kalt und hart gegen ihn. —

Wenn ich ihn jetzt hier hätte, ich weiß nicht, was ich ihm sagte. — Mein Gott, ich liebe ihn, ich fühle es, aber diese Liebe trat immer bald in den Hintergrund, wenn mich andere Gegenstände zerstreuten, und nur wenn ihn ein Unglück traf, schlug mein Herz für ihn! — Der Aermste, was er meinetwegen schon gelitten, was er gewagt, gethan, was er geopfert und unternommen hat! — Kein Mann auf

der Welt hat mich so geliebt wie er! Ins Wasser hat er sich wegen mir gestürzt, den Fluch seiner Eltern hat er meinetwegen ertragen, seinem Vermögen entsagt und nun sogar dieses Ungeheuer zur Frau genommen! Alles! Alles meinetwegen! Er soll aber auch jetzt meine Liebe ernten! Stephan! Jetzt will ich Dir gehören!

Madeleine trat ein.

Gnädiges Fräulein, sagte sie. Frau Regerl ist da!

Frau Regerl? die kommt mir gerade recht.

Sie fürchtet sich!

Fürchten? Weshalb?

Ach, Herr von Bohrmann hat sie neulich gar zu hart behandelt. Er hat ihr die Karten vor die Füsse geworfen, und wäre ich nicht dazwischen getreten, er hätte sie zur Thür hinaus expedirt. Und sie schlug nicht einmal Ihnen, sondern mir die Karten auf!

Der Unartige! davon sagtest Du mir ja nichts!

Sie waren nicht zu Hause, spielten gerade in dem neuen Stücke. „Bist Du auch so abergläubisch wie dein Fräulein," fuhr mich Herr Bohrmann an. Schämt sie sich die Krones nicht, grollte er fort, sie eine Künstlerin von solchem Renommée, sich von einer alten Hexe aus der Karte wahrsagen zu lassen? — Doch sehe ich diese alte Wahrsagerin nur noch ein Mal im Hause, so kommt sie gewiß nicht wieder!"

Das sagte er? Jetzt kommt sie gerade herein.

Frau Regerl, rief die Krones, kommen Sie! kommen Sie! Ich bin in einer Stimmung, mein künftiges Schicksal von Ihnen erfahren zu wollen.

Frau Regerl trat mit vielen Knixen ein.

Ach! lieber Himmel! seufzte die Kartenlegerin. Man riskirt ja bei Ihnen, Arme und Beine zu verlieren. Sie haben einen wahren Menschenfresser zum Liebhaber! Und dem Lotto-Collektanten da drüben, dem

Herrn Prels, hat er auch ein unerhörtes Spectakel gemacht. —

Warum diesem?

Er darf Ihnen keine Träume mehr auslegen und keine Nummern für die Lotterie mehr einschreiben.

Ist Bohrmann verrückt? Will er mich bevormunden? Und was wird Prels thun?

Prels läßt Ihnen sagen, Sie möchten sich nur viel Schönes träumen lassen; er werde immer ihr ägyptischer Joseph bleiben, und wenn Sie durch seine Traumdeutungen „eine Terne" machen, so wird er Herrn Bohrmann mittheilen: Sie ist doch glücklich geworden, trotz Ihres Verbots!

Schön! Schön! Ich lasse meinem ägyptischen Joseph herzlich danken!

Frau Regerl, die während ihres Gespräches die Karten mischte, und die Krones drei Mal abheben ließ, ordnete nun ihre Blätter.

Was seh' ich? sagte sie, da ist ja in ihrem Innersten ganz was Neues vorgekommen! Schauen Sie den Herzbuben an, der geht vom Herzaß gar nicht weg, und gleich neben dem Herzaß liegen Sie! Haben sie denn den Herzkönig verstoßen? der steht ja ganz im Hintergrunde!

Weiter! Weiter! sagte die Krones.

Da sehen Sie her! da ist der Carro-Zehner, der stellt sich neben dem Herz-Buben auf. Der kommt mit dem Wagen, und die Carro-Dame, diese Widersacherin aller Liebe, steht auf der Lauer, allein sie wird angeführt.

Sie wird angeführt? jubelte die Krones.

Mit sammt Ihrem Gelde, — da haben Sie den Carreau-Zehner — weicht ihr der Herz-Bub aus, und Ihnen gehört er! Sie kriegen ihn! wenn sich auch der Herzkönig, darüber voll Wuth, die Krone und mit ihr die Haare vom Kopfe reißt.

Jetzt hörte man den Glockenzug an der äußern Thüre ziehen.

Frau Regerl warf die Karten zusammen und gerieth in große Angst.

Sieh nach, wer es ist? sagte Therese.

Ruhig, Frau Regerl, fuhr sie fort; wenn ich hier bin, möchte ich den sehen, der Ihnen Etwas zu Leide thut!

Madeleine kam zurück und meldete:

Herr Stephan ist's!

Stephan! frohlockte Therese. Wo? Wo?

Stephan trat ein.

Therese eilte auf Stephan zu und umarmte ihn.

Frau Regerl! sagte sie: „das ist der Herzbub!" Komm'! Stephan, da ich Dich habe, brauche ich jetzt nur einen Wagen! Schaffe einen Fiaker! Ich folge Dir auf dem Fuße. Ich habe mit Dir viel zu sprechen, lange will ich bei Dir sein! Entschädigen will ich Dich für alle die Unbilden, die ich Dir je angethan!

Stephan wußte nicht wie ihm geschah. Er glaubte, zu träumen.

Den Wagen! den Wagen! rief Krones; wir fahren bis über die große Taborbrücke!

Aber da kommen Sie ja spät zurück, es wird Nacht werden. — Was soll ich sagen, wenn Herr Bohrmann kommt? fragte Madeleine.

Ich wäre bei der Huber eingeladen, die kann er nicht leiden, bei dieser sucht er mich nicht auf.

Stephan strahlte vor Freude.

Ich hole den Wagen! rief er, und stürzte fort.

Therese wählte einen Hut mit einem dichten Schleier.

Madeleine reichte ihr einen Mantel.

Therese gab den Auftrag, der Frau Regerl 2 Gulden als Honorar zu geben.

Morgen soll sie wieder kommen! setzte sie hinzu.

Darauf eilte sie davon, indem sie rief:

Stephan Deine schönsten Stunden, winken Dir heute!

Sie entfernte sich.

Viertes Capitel.

Als Stephan von seiner Spatzierfahrt mit der Geliebten zurückkehrte, war er ein anderer Mensch geworden. Was diese Umwandlung bewirkte, die Worte der Krones oder ihre Liebkosungen, man erfuhr es nicht.

Er erschien nicht mehr so zaghaft, so schüchtern, so ängstlich. Er fühlte sich, er wurde sich seiner bewußt.

Stephan erzälte Theresen die ganze Geschichte seiner Heirat. Er theilte ihr mit, wie ihn Frau Weichselstamm bestrickt, und ihm aufgetragen, sein Alter zu verläugnen. Seinen Taufschein ließ sie in der That verfälschen; für ihr Geld fand sie einen Mann, der nicht nur das Geburtszeugniß ganz umschrieb und die Namenszüge des Pfarrers an der Hauptkirche in Agram nachahmte, sondern auch ein Siegel nachstechen ließ, das beigedruckt wurde.

Stephan verhehlte auch nicht, daß er auf des Bedienten Michael Einschlag von einem Rechtsfreunde einen Ehekontract ausfertigen ließ, den Frau Weichselstamm unterzeichnen mußte, und in welchem die Hälfte des Vermögens seiner Frau ihm nach ihrem Tode zufallen würde, oder bare 100,000 fl., falls eine Scheidung erfolgen sollte.

Diesen Kontract stellst Du ihr zurück! rief Krones.

Du mußt ehrenhaft das Bündniß lösen; man soll nicht sagen können, daß Du dieses Bündniß aus schmutziger Gewinnsucht eingegangen.

Ich will Alles befolgen, was Du mir räthst, antwortete Stephan. Ich fühle selbst, daß ich unrecht handeln würde, vermöchte ich pekuniären Nutzen aus dieser Verbindung zu ziehen. —

Du mußt wieder so frei und ledig werden, wie vor Deiner Heirat. Dafür laß mich sorgen!

Wirst Du mir dann Deine Hand reichen? fragte Stephan.

Geduld! ich entsage Dir nicht, aber Du mußt genau befolgen, was ich Dir mittheile. — In das Haus deiner — der Madame Weichselstamm, betonte die Krones, darfst Du nicht mehr zurückkehren. Heute Nacht noch mußt Du Dir ein Zimmer in einer entfernten Vorstadt mieten. Morgen mit dem frühesten schreibst Du mir, wo Du Dich befindest und ich komme dann zu Dir. In der innern Stadt, in der Leopoldstadt und Jägerzeile darfst Du Dich nirgend erblicken lassen, bis Deine Scheidung gerichtlich eingeleitet. Um Dir hierüber den Erfolg zu sichern, mußt Du nach Agram zu Deinen Eltern reisen. —

Ohne Dich!

Ohne mich! Allein mußt Du reisen! Mit deinen Eltern mußt Du Dich versöhnen. Du hättest kein Glück auf dieser Erde, würdest Du mit dem Groll Deines braven Vaters, mit dem Kummer Deiner guten Mutter belastet bleiben.

Aber —

Kein Aber! So muß es sein. Deine Eltern müssen als Kläger gegen deine — gegen Frau Weichselstamm auftreten; sie müssen auf die Ungiltigkeit deiner Ehe dringen. Wie dies einzuleiten, werde ich Dir schon noch mittheilen. Ich will gleich morgen

mit dem ersten und geachtetsten unserer Advocaten sprechen; vielleicht verwirft er meine Ansichten, meine Ideen und Plane, und hat bessere und erfolgreichere; wir werden es schon sehen. Du bleibst so lange in Wien, bis es so weit gediehen ist, daß Du reisen kannst, aber zu deinen Eltern mußt Du zurück, ohne den Segen derselben gedeiht nichts.

Jetzt, da ich so glücklich geworden durch Dich — jetzt, da ich so unvergeßliche Proben deiner Liebe erhalten, soll ich mich trennen. —

So lange Du noch in Wien verweilst, werde ich immer bei Dir sein; nur wenn mich das Theater beruft, werde ich nicht bei Dir sein; selbst auf die Gefahr hin, daß Bohrmannn mich verläßt, werde ich jede freie Stunde bei Dir zubringen.

Ach, meine theuere Therese!

Keine Schwärmerei! Ich liebe dergleichen nicht. Ich gehöre Dir an, davon bist Du nun überzeugt. —

Wir sind am Ziele unserer Fahrt, setzte Therese hinzu; wir sind in der Jägerzeile; noch eine kurze Strecke, und ich verlasse den Wagen. — Du aber sollst nach Mariahilf fahren, um vielleicht im Gasthofe zum „goldenen Kreuz" ein Zimmer zu finden. — Hast Du Geld?

Eine Banknote von 1000 Gulden, welche mir Frau Weichselstamm am Tage unserer Vermälung als Taschengeld zusteckte. —

Rühre sie nicht an! Diese 1000 Gulden muß sie, ganz wie sie Dir gegeben wurden, zurück erhalten. Einstweilen nimm dies Geld von mir, es ist nicht viel, ich habe selten mehr als einige zwanzig Gulden bei mir; morgen aber, wenn ich Dich wieder sehe, will ich Dich schon reicher dotiren. — Leb' wohl, Stephan! Der Wagen hält an; gedenke meiner Liebe!

Sie küßte ihn herzlich, stieg aus dem Wagen und eilte in ihre Wohnung.

Die Uhr bei St. Johann schlug zwölf Uhr, Mitternacht.

Stephan befahl dem Kutscher nach Mariahilf zum „goldenen Kreuz" zu fahren. Als er aus dem Wagenfenster blickte, bemerkte er Jemand, der ganz nahe an den Fiaker trat, und sich die Nummer desselben besah. Es war Stephan, als zeichnete der Mann die Wagennummer in seiner Brieftasche auf.

Ha! dachte Stephan, meine Gattin umgibt mich mit Spähern. Da wäre es doch gewagt, mit diesem Fiaker nach Mariahilf zu fahren; ich werde auf dem Stephansplatz anhalten, mir einen andern Fiaker mieten und mit diesem nach der Wieden kutschiren, dort gibt es ja ebenfalls Gasthöfe, und weit bessere, als in Mariahilf.

Wie gesagt, so gethan, aber wie erstaunte er, als er anhielt, und ein Kerl rückwärts vom Wagen sprang, der ohne Zweifel derselbe Aufpasser war und genau erfahren wollte, wohin sich Stephan wenden möchte.

Stephan bezahlte den Kutscher, stieg aber in keinen andern Wagen, sondern ging so schnell er konnte, die Singerstraße hinab. In der Mitte der Straße blickte er sich um; derselbe Kerl, der vom Wagen herabgesprungen war, ging schnell hinter ihm her.

Stephan blieb stehen.

Der Mann ebenfalls.

Stephan bog in das Liliengäßchen ein.

Der Mann ebenfalls.

Stephan wendete sich nach der Rauhensteingasse.

Der Mann verfolgte ihn wieder.

Ei das wird mir zu toll! sagte Stephan.

Er ging gerade auf den Unbekannten los und redete ihn an.

Sie scheinen mich zu verfolgen? mein Herr; was wollen Sie?

Ich denke nicht an Sie, erwiederte der Fremde.

Doch! doch!

Der Weg ist für Jederman! Die Straßen sind breit. —

Ja wohl! Aber Sie pflanzten sich auch auf meinen Fiaker, und das macht Sie mir verdächtig. Ich sage Ihnen also, daß Sie augenblicklich einen anderen Weg einschlagen oder ich rufe nach der Wache. —

Hoho! erwiderte der Unbekannte. Die Wache möchte ich sehen, die mir verböte, nach Hause zu geben?

Wo wohnen Sie?

Habe ich Sie schon gefragt, wo Sie wohnen? — Ich gehe hinter Ihnen her, so lange es mir beliebt.

Ich gehe ins Gasthaus. —

Ich auch!

Nun wir wollen doch sehen!

Stephan ging durch die Himmelpfortgasse, bog dann in die Kärntnerstraße ein, und machte Miene, in das Hôtel zum „Erzherzog Karl" zu kommen.

Der Fremde that dasselbe.

Nun ging Stephan quer über die Straße und in den Hof des Einkehrwirthshauses „zum Schwan."

Mit einem Satze war der Unbekannte auf derselben Seite.

Jetzt ward es Stephan klar, der Kerl war ein Spion seines Weibes, und Stephan fing an, dergestalt zu laufen, daß der Fremde nichts Besseres thun konnte, als ebenfalls zu laufen und wie ein Windhund einem Hasen nachzujagen.

Dem Kerl komme ich nicht aus! sagte Stephan für sich. Nun gilt es! Therese! rief er, die Liebe

mache mich stark! Jetzt schlage ich den Burschen nieder, und sollte ich gleich bis morgen Früh auf der Wachtstube sitzen müssen.

Als Stephan dies dachte, stand er gerade beim Wirthshause zum goldenen Pfauen.

Stephan ging rasch auf seinen Verfolger los, packte ihn bei der Brust, schlug ihm ein Bein unter, und da lag der Bursche und schrie erbärmlich.

Aus dem Wirthshause zum Pfauen traten Gäste.

Heda! sagte der Eine, da gibt es eine Schlägerei! Wollt Ihr auseinander, Ihr Hallunken!

Dieser Mensch verfolgt mich unablässig! redete Stephan die Herren an.

Vielleicht ein Dieb! sagte ein Anderer.

Was sehe ich! bemerkte der Erstere der Herren. Das ist ja Stephan!

Freilich Herr von Korntheuer! entgegnete Stephan, der nun ebenfalls seinen Mann erkannte.

Und der da auf der Erde liegt, ist unser Theaterschneider Lorenz, bemerkte der zweite Herr. Dieser Herr war Fermier, der mit Korntheuer, Lassingleithner und einigen Anderen, jeden Freitag, der kostbaren Fische wegen, den goldenen Pfauen besuchte.

Ei Du verfluchter Schneider! sagte Korntheuer zu dem Verfolger Stephans, was unterstehst Du Dich, honnette Leute zu beunruhigen!

Der Schneider murmelte einige Entschuldigungen, raffte sich auf und lief davon.

Wo wollen Sie denn hin so spät? fragte Korntheuer Stephan.

Ich — ich — antwortete Stephan, ich wollte nach der Vorstadt Wieden. Ein Verwandter kommt heute noch an und steigt im Gasthofe zur Ente ab.

Da wollen wir Sie nicht aufhalten! bemerkte Kornthеuer.

Stephan empfahl sich schnell, ging aber nicht nach der Wieden, sondern über die Seilerstätte und der Riemerstraße dem Stubenthor zu.

Es schlug halb Zwei, als Stephan am Thore des Gasthofes zur goldenen Birn Einlaß fand.

Auf dem Wege nach der Landstraße fand er keinen Begleiter.

Nun warte Schneider! sagte Stephan. Dich will ich bei Theresen schwarz machen, die wird Dir das Spioniren abgewöhnen!

Madame Weichselstamm war wie der französische Polizeiminister Fouché, überall hatte sie ihre Aufpasser.

Ein Kellner redete Stephan sogleich bei seinem Eintritte an:

„Sind Sie nicht Herr Stephan Oblevits? Jung, blond, schmächtig, kroatischer Dialekt, ja Sie sind's! Ihre Frau Gemalin läßt Sie ersuchen, bei ihr über Nacht zu bleiben.

Zum Teufel! fluchte Stephan. Ich bin müde und hungrig wie ein Jagdhund! Zu essen wünschte ich vorerst! Kann man denn für viel Geld und sehr gute Worte nicht Etwas Wein und kalten Braten haben?

Für viel Geld kann man bei uns Alles haben! — Bemühen Sie sich hier ins Gastzimmer. Ich werde Ihnen bringen, was ich habe. Einen Gast finden Sie auch noch! — Reden Sie auf den aber nur, wenn er Sie anspricht. Es ist ein Sonderling, ein Narr kann man sagen. — Er ist ein Dichter und Componist, sitzt vom Morgen bis wieder zum Morgen im Gastzimmer, am liebsten unter den Fuhrleuten; schreibt alle Speiszettel mit Noten und Verse an, und ist gegen Jederman grob und kurz angebunden. Vielleicht kennen Sie

ihn, da Sie aus der Leopoldstadt sind. Sein Name ist: Friedrich August Kanne!

Stephan trat in das Gastzimmer und machte Kanne eine Verbeugung.

Kanne sagte mürrisch: Auch so viel! —

Kanne blies dicken Tabakqualm aus einer thönernen Pfeife, dann faßte er Stephan ins Auge.

Was Geier! rief er, Sie sind ja Stephan, ich kenne Sie! Sie haben unlängst geheiratet und sind nun Ihrer Frau davon gelaufen. Hören Sie! sagte Kanne, Ihre Frau sendet förmliche Steckbriefe gegen Sie aus. Hier war sie um acht Uhr Abends. — Die Birn-Wirthin ist die Freundin Ihrer Gattin, die liefert Sie morgen aus, Sie mögen thun, was Sie wollen; Sie sind in eine Falle gerathen.

Gerechter Himmel! antwortete Stephan, da will ich doch gleich wieder fort!

Bleiben Sie, sagte Kanne. Sie dauern mich, Sie junges Blut! Ich habe Ihre Frau kennen gelernt. Ich ging ihr auch durch, wenn ich ihr Mann wäre. Doch sollen Sie durch mich gerettet werden! Setzen Sie sich her, wir trinken eine Maß Wein, dann gehen Sie zu mir! Bei mir soll Sie Ihre Frau suchen, wenn sie Courage hat!

Fünftes Capitel.

Viele unserer Leser erinnern sich noch an Kanne, an diesen genialen Dichter und Tonsetzer, diesen gründlichen Kritiker und musikalischen Humoristen.

Er war ein Sachse von Geburt, dick und schwerfällig von Gestalt, aber sein Geist hatte nichts Schwerfälliges, seine Fantasie war, obgleich er zur Zeit seiner glänzendsten Epoche in Wien schon hoch in den Fünf-

zigern stand, frisch und lebendig wie bei einem Jüngling von achtzehn Jahren.

Er war ein höchst origineller Kauz. Seinen Anzug vernachlässigte er immer. Ihn kümmerte das Urtheil der Leute, was sein Aeußeres betraf, nicht im Geringsten, auch verstand er nicht, irgend Jemand den Hof zu machen, und, Feind jeder Lüge, verachtete er es, seinen Gönnern zu schmeicheln. Seine Geradheit war oft verletzend, seine Offenherzigkeit artete häufig in Grobheit aus.

Kanne besaß Eigenthümlichkeiten, welche gewöhnlich mit Narrheiten bezeichnet wurden. So z. B. ließ er einen Strom von Beleidigungen demjenigen zukommen, der ihm im Wirthshause einen guten Appetit wünschte, oder dem, der ihm, wenn er Abends das Wirthshaus verließ, „eine gute Nacht!" zurief.

Was sein Herz anbelangt, so war es das edelste, das je in einer Menschenbrust schlug.

Kanne hatte höchst selten über fünf Gulden zu gebieten, war dies aber der Fall, und es kam ein armer Teufel zu ihm, so schenkte er diesem, was er in der Tasche hatte. Gegen Arme war er niemals barsch, sah er einen Menschen in Bedrängniß, dem aber nur mit Geld zu helfen gewesen wäre, so leistete er diesem auf andere Weise Beistand; er ertheilte ihm, da Kanne ein sehr unterrichteter, erfahrener Mann und ein tüchtiger Jurist war, die zweckdienlichsten Rathschläge, vermittelte tausend Streitigkeiten, diente mit seiner Feder und ging, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, in die Hölle für einen Freund.

Zu diesem Ehrenmanne gesellte sich nun Stephan, wie wir im vorigen Capitel erzält haben.

Der arme Stephan hätte keinen besseren Freund finden können.

Als Kanne, Stephan gegen drei Uhr Morgens nach Hause brachte, redete er ihn folgendermaßen an:

Hier steht mein Bett, das ist mir gerade so viel werth, als ein fürstlich Liechtensteinsches Schloß.

Als wenn ich es geahnt hätte, ließ ich es heute Morgens weiß überziehen. Da hinein legen Sie sich; ich schlafe auf dem Sopha.

Das kann ich aber nicht annehmen, erwiederte Stephan. Wenn Sie schon etwas für mich thun wollen, so lassen Sie mich auf dem Sopha schlafen.

Nein, sagte Kanne, Sie liegen im Bette, ich auf dem Sopha. Widersprechen Sie mir nicht. Ich kann es nicht leiden. — Ziehen Sie sich aus. Hier ist mein uneigennütziger Diener, der Stiefelknecht! Den Uiberrock legen Sie ab, den Frack ebenfalls! Fort mit der Weste und den Beinkleidern. — Ich glaube gar, Sie haben eine Sackuhr! — Das ist der dummste Luxus! Ein ordentlicher Mensch muß die Uhr im Kopfe haben! — So, jetzt können Sie bis auf das Hemd jeden Augenblick den Adam spielen. — Behalten Sie denn ein Hemd im Bette an? Ich nie. Für was deckt man sich denn zu, als daß man das Hemd erspart. Doch wie Sie wollen, wenn Sie so verweichlicht sind, so mag es so sein! Schlafen Sie jetzt gut, ich befehle es Ihnen. Ich mache die Fenster auf und spiele noch eine Stunde Clavier! Die Ouverture von meiner Oper: „Der Blocksberg,“ wird mich überzeugen, ob Sie einen gesunden Schlaf haben; die Leute unter mir müssen krank sein, denn die hören jede Note, und ziehen im nächsten Monate blos deshalb aus, weil ich ganze Nächte hindurch Clavier spiele! — Das fade Geschmeiß kann keine Musik vertragen! Ich glaube, es ist ein Hottentotten-Volk!

Spielen Sie, so lange es Ihnen beliebt, erwiederte Stephan. Ich denke indeß an meine Therese.

Hol' Sie der Teufel mit ihrer Therese! Wenn Sie nicht schlafen wollen, so denken Sie an meinen „Blorberg." Es wird Ihnen gar nicht schaden, wenn Sie meinen „Hexensabath" anhören!

Ich bitte Sie zu spielen. Ich werde keine Note verlieren!

Von was für einer Therese sprachen Sie denn zuvor? Es fällt mir gerade ein, daß ich auch eine Therese liebe. Eine niedliche Wäscherin, welche den österreichischen Dialekt wunderschön spricht und der ich meine Lieder einstudirt habe, mit welchen sie in der Roßau beim Waschtrog, Sensation macht. Heißt das Wallroß, das Sie zur Frau genommen, vielleicht Therese? — Das sollte mir leid thun! So ein Weibsbild wie Ihre Frau sollte „Urschel" heißen.

Ach! Herr von Kanne!

Kanne heiß ich! Lassen Sie den dummen Schnack mit dem „Herrn von!" Verachten Sie die hirnlose Wiener Sitte, Jeden, „Herr von" zu nennen, der nicht gerade in des Nachtkönigs Diensten steht. — Also was wollten Sie sagen, als Sie Ihre Rede mit „Ach!" begannen?

Ach! wollte ich sagen, meine Therese ist ein Wesen, das diesen schönen Namen mit Recht verdient: Therese Krones mein' ich.

Was! Diese?

Ja, meine Geliebte!

Ihre Geliebte! — Sie weiß wohl nichts davon.

O ja! — Sie weiß es! Seit heute weiß auch ich es, daß ich wirklich ihr Geliebter bin.

Wie soll ich das verstehen?

Sie werden mich gleich begreifen! Und nun fing Stephan in der Freude seines Herzens so aus der Schule zu schwätzen an, daß Kanne voll Erstaunen ausrief:

Ei da sind Sie ja der glücklichste Mensch von der Welt! — Und ich soll wegen einem solchen Begünstigten auf dem Sopha schlafen? — Da müßte ich ein Narr sein! — Herr, da schlummern Sie ja auch auf einer Pritsche süß! Heraus aus dem Neste! Ziehen Sie sich wieder an und legen Sie sich hieher! Sie schlafen ganz gewiß glücklicher als ich!

Stephan mußte sich wieder anziehen und mit den Kleidern aufs Sopha legen.

So! sagte Kanne; jetzt sind wir in Ordnung. Jetzt spiele ich auch meine Ouverture nicht; das wäre ja, als wenn man die Perlen den Säuen vorwerfen würde. Da haben Sie einen alten Mantel von mir; mit diesem decken Sie sich zu. Wem die Krones beglückt, der liegt auch unter einer Pferdedecke gut!

Und wie Sie zuvor andeuteten, setzte Kanne hinzu, so wird Fräulein Krones, wenn Sie ihr schreiben, wo Sie sich befinden, hieher kommen? Also in meine schlichte Wohnung wird sie kommen?

Ganz gewiß!

Morgen schon?

Es ist bereits der Morgen angebrochen, daher kann ich Ihnen sagen, heute noch!

Heute noch! Hören Sie Stephan, da müssen Sie wieder aufstehen! Da ist es die höchste Zeit, daß ich hier zusammen räume. Es sieht bei mir verflucht „junggesellenmäßig" aus. Kommen Sie, wir wollen das Zimmer auskehren, und dann das Clavier abstauben, dann die Spinnengewebe aus den Ecken fegen! — Hernach kann Fräulein Krones kommen, wenn es ihr beliebt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihr erst berichten muß, wo ich mich befinde; Tinte, Feder und Papier geben Sie mir doch?

Nicht eher bis wir mit der Hausarbeit fertig sind.

Nehmen Sie doch den Besen, ich handthiere den Bartwisch! — Ei! Sie kehren ja prächtig! — Wo haben Sie denn dies gelernt? Sie wollten gewiß einmal Zimmerputzer werden. —

O nein! Ich war eine Gattung Practikant bei dem Spezereihändler Nosch, da mußte ich alle Tage das Gewölbe auskehren, und wenn der Kaufmannsjunge ausgeschickt wurde, Holz und Wasser tragen!

Haha! lachte Kanne, wenn die Krones Herrn Bohrmann heiratet, so kann Bohrmann Sie gleich als Hausknecht anstellen!

Heiliger Gott! rief jetzt Stephan, hören Sie?

Was denn?

Das starke Anläuten am Hausthor!

Was geht das uns an!

Sie geht es nicht an, aber mich! Das ist meine Frau!

Was sagen Sie?

Gewiß meine Frau! Die Birn-Wirthin wird ihr gemeldet haben, daß ich mit Ihnen fortgegangen bin, und nun kommt sie mit Anbruch des Tages mich zu holen!

Das wollen wir doch sehen!

Man hörte abermals an der Hausglocke und zwar förmlich Sturm läuten.

Ha ha! sagte Kanne. Unser fauler Hausmeister, der badet sich noch im Morgendunst! — Ich will doch einmal vom Fenster hinab sehen. —

Kanne öffnete das Fenster.

Abermals wurde Sturm geläutet.

Wer schellt denn da so unverschämt? donnerte Kanne auf die Straße hinab.

Verzeihen Sie, wohnt hier der Herr von Kanne?

Der Teufel ist Ihr Herr von, — Kanne heiß ich! Was wollen Sie von mir? Und wer sind Sie, Sie „Elephantenweibel?"

Mein Mann ist bei Ihnen, ich weiß es gewiß.

Nichts wissen Sie! Ich kenne Ihren Mann nicht! Ich kenne Sie nicht, und wenn Sie nicht aufhören zu spectakuliren, so schütte ich Ihnen einen Krug Wasser auf den Kopf, damit Ihnen die Hitzen vergehen!

Lassen Sie mich zu Ihnen hinauf, wenn Sie ein ehrlicher Mann sind.

Warten Sie bis meine Oper: „Der Blocksberg" fertig ist, zu dieser brauche ich Hexen!

Ich reiße den Draht der Glocke entzwei, wenn ich nicht in's Haus und zu Ihnen hinauf komme.

Und ich reiße Sie, altes Bärenfell, mitten auseinander, wenn ich hinunter komme!

Mittlerweile weckten andere Inwohner den Hausmeister, und man hörte das Thor öffnen.

Stephan, der dies bemerkte, rief: Jetzt bin ich verloren!

Gott bewahre! erwiederte Kanne. Sie verbergen sich schnell auf meinem Gange in die kleine Kammer. Bis das Nilpferd die zwei Stöcke herauf kriecht, bleiben Sie ruhig. Wenn Sie dann hören, daß sie bei mir eingetreten, huschen Sie auf und davon, und sie soll Sie im Mond suchen. Kommen Sie!

Stephan schlüpfte schnell zur Thüre hinaus und auf dem Gange in die Kammer.

Kanne verriegelte schnell seine Wohnung.

Jetzt keuchte das Monstrum über die Treppe.

Ha! sagte die Frau; da wohnt er. Hier steht: „Friedrich August Kanne!" Nun warte, Männchen! Jetzt hab' ich Dich.

Sie läutete an.

Kanne öffnete.

Sie haben also doch die Frechheit, mich zu molestiren? sagte er.

Und wenn es „Gratz gilt!" antwortete Frau von

Weichselstamm; ich muß meinen Mann bei Ihnen finden. Die Wirthin auf der Landstraße hat mir sagen lassen, Sie hätten ihn mit nach Hause genommen. Er muß also da sein!

Treten Sie herein! sagte Kanne, und suchen Sie! — Aber, Madame, Eins sage ich Ihnen, sage es Ihnen ruhig und gelassen, wenn Sie ihren Mann nicht finden, dann erhalten Sie von mir solche Grobheiten, und ich weise Sie auf eine so handgreifliche Art zur Thüre hinaus, daß Sie sich nach vier Wochen noch mit Seifengeist waschen werden müssen.

Frau von Weichselstamm trat in's erste Zimmer.

Sie haben meinen Mann unter ihr Bett versteckt.

Das mag er bei Ihnen versuchen sich unter das Bett zu legen, da er gewiß lieber bei Ihnen unterm Bett liegen wird, als —

Rücken Sie Ihr Bett! damit ich sehen kann.

Bücken Sie sich!

Das kann ich nicht! Rücken Sie!

Das kann ich nicht!

Doch um der Geschichte ein Ende zu machen, so sehen Sie her! Kanne rückte mit starker Hand sein Bett schnell ins Zimmer, eben so machte er es mit seinem Sopha, dann öffnete er sein Cabinet und ließ Frau von Weichselstamm hineinblicken.

Haben Sie sich überzeugt, daß ihr Gemal nicht bei mir ist?

In diesem Zimmer ist er nicht — vielleicht —

Wo? Madame!

Sie haben ihn irgend wo anders verborgen.

Wo? Madame!

Ja, das weiß ich nicht.

So sage ich Ihnen denn, daß Sie sich jetzt entfernen mögen, oder ich halte, was ich versprochen!

Ach, seien Sie doch nicht ungehalten, bedenken Sie den Schmerz einer liebenden Gattin!

Sie lieben ihren Gatten und compromittiren ihn? Alarmiren eine ganze Straße, ein ganzes Haus, die Wohnung eines, Ihnen ganz fremden, Mannes, und halten dies für Liebe zu ihrem Gatten? — Warum suchen Sie ihn denn überhaupt auf? — Was ist die Ursache, daß er Ihnen entfloh? — Wahrscheinlich behandelten Sie ihn eben so unverschämt, wie jetzt mich durch das Visitiren meines Zimmers, und diese gemeine Weise, dieses ihr schimpfliches Benehmen soll ihren Mann fesseln? Frau, ich weiß ihren Namen nicht, ich kenne nicht ihren Charakter, ich muß also annehmen, Sie wären reich, und hätten einen Mann genommen, der arm ist, und Ihre Hand aus Verzweiflung ergriffen hat. Glauben Sie, seine Verzweiflung zu bekämpfen durch die schlechten Wege, die Sie einschlagen? — Nein, Frau, er wird Sie noch mehr fliehen, und nie, nie, wird er mehr der Ihrige werden.

Aber ich habe doch ein „grimmiges“ Vermögen und vermeinte ihn dadurch zu fesseln.

— Das sind erbärmliche Fesseln, welche Pluto schmiedet.

Aber was soll ich denn thun, daß er zurückkehrt?

Machen Sie sich nicht lächerlich und schonen Sie seine Ehre.

Er ist mir abwendig gemacht worden, die Krones hat ihn verrückt gemacht. —

Die Krones! die Krones! Was muß diese Alles verschuldet haben! Und gelang ihr das, so beweist es nur, daß wahre Liebenswürdigkeit fesselt, und rohe Gemeinheit abstößt!

Was soll ich denn also jetzt thun?

Nach Hause gehen!

Zu Hause bin ich eine Frau und bin keine, bin eine Witwe und doch auch keine Witwe! Und wie ich in der Nachbarschaft ausgelacht werde, daß mir mein Mann nach der Copulation davon gelaufen ist!

Und wie Sie auch noch in entfernteren Orten als in ihrer Nachbarschaft ausgelacht werden, so z. B. in meiner entlegenen Straße, das wird nun wie ein Lauffeuer herumgehen!

Ich sehe es ein! Ich ging zu weit! Verzeihen Sie! — Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll?

Lassen Sie sich scheiden!

Großer Gott! Das wäre mein Tod!

Sechstes Capitel.

Stephan kam sich vor wie ein Verbrecher auf der Flucht. Er eilte wie ein gehetztes Wild ohne Ziel, ohne Aussicht wo er aus der Schußlinie seiner Frau, die auf ihn Jagd machte, kommen würde, fort; er lief an dem Ufer der Donau hin bis zur neuen Brücke; diese überschritt er, und kam endlich in die Roßau, dort begab er sich in das erste beste Wirthshaus, ließ sich ein Zimmer aufsperren, und fiel ganz erschöpft auf einen Stuhl.

Er war so müde, daß er keinen Fuß mehr zu heben vermochte, und hatte sich lieber in das Gastbett der Wirthsstube gelegt, so schläfrig und abgemattet fühlte er sich.

Allein jetzt schlafen, schlafen zur Zeit, in welcher er seiner Therese den Aufenthalt anzuzeigen hatte, das wäre unmöglich gewesen. An Theresen mußte er augenblicklich schreiben, das war dringend geboten.

Er suchte nach Schreibmaterial und fand es. Er schrieb einen zärtlichen Brief an die Geliebte, und be-

rührte die Abenteuer, die er bestanden ausführlich. Der Brief wurde ziemlich lange, dessen ungeachtet setzte er noch ein Postscriptum dazu, worin er das Wichtigste meldete, nämlich seine Sehnsucht nach Theresen, und die Bitte beifügte, sie möchte ihn ja gewiß noch im Laufe des Vormittages besuchen, und wenn möglich, bis Mitternacht bei ihm bleiben.

Darauf siegelte er den Brief, und suchte ein dienstbares Wesen, das den Briefträger vorstellen könnte.

Er trat auf den Gang des Wirthshauses.

Wem fand er da! Eine gute Bekannte, ein Frauenzimmer, das ebenfalls in Liebe für ihn entbrannt war, und ihn ebenfalls gar so gerne geheiratet hätte, das Stubenmädchen aus dem schwarzen Adler in der Leopoldstadt, war nun Stubenmädchen im weißen Hahn in der Roßau.

Herr Stephan! rief das Mädchen freudig. Wie kommen Sie hieher?

Ach! antwortete Stephan, wie ich hieher komme, das ist eine lange Geschichte! Wie kommen denn Sie hieher?

Ich bin seit einem Jahre in den Dienst dieses Hauses getreten. Ich sage es Ihnen ganz aufrichtig, mich freute es nicht mehr in der Leopoldstadt, ich trachtete mit ganzer Seele aus einer Vorstadt zu kommen, in welcher ich fürchten mußte, Sie zu begegnen.

So? Hassen Sie mich denn?

O ganz im Gegentheile, ich liebte Sie, liebte Sie wahnsinnig, Sie aber wollten nichts von mir wissen und wichen meinen Liebesbewerbungen aus, da dachte ich mir: schlage dir den Landsmann aus dem Sinne, vermeide ihn zu sehen, und so suchte ich jenseits der Donau mein Glück zu finden, da es mir diesseits nicht blühte.

O Sie gutes, edles Mädchen! Welche Freundlich-

keiten haben Sie mir bei meiner Ankunft in Wien erwiesen, und ich Undankbarer bezeigte Ihnen nicht einmal meine Erkenntlichkeit!

Und wie ging es denn Ihnen mit ihrer Liebe? Sind Sie auch in die Roßau gewandert, um in der Leopoldstadt Fräulein Krones nicht mehr zu sehen?

Bei mir ist es gerade umgekehrt. Ich bin in die Roßau gekommen, um Fräulein Krones erst recht zu sehen. So eben schrieb ich ihr meinen Aufenthaltsort. Wenn mir der Himmel beisteht, so liegt sie in einer Stunde schon in meinen Armen!

Ei der Tausend! In ihren Armen? Sie sind endlich an Ihr Ziel gekommen?

Ach, lieber Himmel! Wie soll ich Ihnen mein Glück beschreiben, über mein Ziel noch weit hinaus!

Sie haben also Fräulein Krones geheiratet?

Das nicht, aber — — wir duzen uns bereits wie Mann und Frau!

Ach, du lieber Himmel!

Darüber brauchen Sie nicht zu erschrecken. Die Krones hat mich zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht, und war ich Ihnen je etwas werth, so nehmen Sie Theil an meinem Glücke. Der Landsmann bittet Sie darum!

Nicht ohne sichtbaren Kampf antwortete das Mädchen: Rechnen Sie auf mich! Dem Landsmanne Alles zu liebe. Ist das der Brief, den Fräulein Krones erhalten soll, der Brief, den Sie in der Hand haben?

Ja, wer wird ihn bestellen?

Ich selbst!

Ehrlich und sicher, und sogleich?

Beim Schutzheiligen Croatiens! In bessere Hände als in die meinigen hätte Ihr Schreiben nicht gelangen können!

Aber es ist ein Riß dabei —

Ihr Mißtrauen?

Zwischen Landsleuten aus Croatien gibt es kein Mißtrauen.

Nun?

Wenn Fräulein Krones in dem Augenblicke nicht allein ist, können Sie ihr diesen Brief nicht übergeben; es darf Niemand, nicht einmal ihr Stubenmädchen, ahnen, daß ich an sie geschrieben; mein Name darf von Niemand ausgesprochen werden. — Weshalb? Sie sollen Alles erfahren!

Gut! Wenn Sie mich Ihres Vertrauens werth halten, so werden Sie dies nie bereuen! Ich gehe sogleich! —

Sie eilte fort.

Stephan eilte in sein Zimmer zurück, läutete dem Zimmerkellner und begehrte ein Frühstück.

Der Zimmerkellner erschien sehr bald damit, brachte aber auch ein par Meldzettel mit, wie sie für Fremde von der Polizeibehörde in allen Gasthöfen bereit liegen.

Werden sich Euer Gnaden lange bei uns aufhalten? fragte der Kellner.

Nach Umständen! antwortete Stephan, und verschlang mit Heißhunger seinen Caffee.

Euer Gnaden reisen ohne Gepäcke? Oder befindet sich dasselbe noch auf der Mauth?

Weshalb fragen Sie?

Ich muß jeden Reisenden fragen. Es ist der Meldzettel wegen für die Polizei.

Ich bin kein Reisender. Ich bin in Wien ansässig. Dieses Zimmer nehme ich blos als Absteigquartier, weil ich in der Roßau häufig zu thun habe.

Auch gut, Euer Gnaden, die Meldzettel müssen Sie aber doch unterschreiben.

Das Stubenmädchen im Hause kennt mich. Sie ist meine Landsmännin. Sie dürfen mir glauben, Herr Kellner, daß Sie keinen Vagabunden beherbergen. —

Das Stubenmädchen ist Ihre Landsmännin? Euer Gnaden sind also aus Agram?

Aus Agram.

Und heißen wohl gar Stephan Oblevits?

Woher vermuthen Sie dies?

Sie sind in der Leopoldstadt zu Hause?

Der Teufel noch ein Mal, Sie können gut rathen! Aber ich merke schon! — Auch in dieses Gasthaus hat man einen Aufpasser gesendet. —

Ich leugne es nicht! Ich bekomme 20 fl., wenn ich der Frau Gemalin, der Sie, wie sie wissen ließ, durchgegangen sind, den Aufenthaltsort anzeige. —

War sie selbst da?

Ja bei mir. Sie fuhr in alle Einkehrwirthshäuser, Euer Gnaden sind nicht einmal auf dem „Spitze" vor ihr sicher.

Hören Sie, ich gebe Ihnen 50 fl., wenn Sie mich nicht verrathen.

Das hab' ich mir gleich gedacht, daß Sie generöser sein werden, als Ihre Gattin. Es gilt! Euer Gnaden, Sie geben mir 50 fl., und ich halte mit Ihnen. Ich halte auch schon darum mit Ihnen, weil ich ebenfalls einem alten häßlichen Weibe durchgegangen bin, und lieber hier diene, als in Linz bei der Zanksüchtigen, Unleidlichen, den Herrn vorstelle.

Die 50 fl., welche ich Ihnen versprochen, können Sie noch Vormittag erhalten. —

Ich weiß es, Euer Gnaden müssen erst ein Tausend-Gulden-Zettel wechseln lassen. —

Höll' und Teufel! rief Stephan aus, das wissen Sie auch?

Ich weiß noch mehr! Ich weiß, daß Sie mit Fräulein

Krones zusammen kommen. Kann ich Ihrer Frau Gemalin ein solches Rendezvous verrathen, und es so einleiten, daß sie Sie mit diesem Fräulein zu überraschen vermag, so erhalte ich insbesondere noch 30 fl.

Sie sollen 60 fl. haben, wenn Sie dies bleiben lassen.

Abgemacht! sagte der Kellner. Wenn Sie den „Tausender“ wechseln wollen lassen, so sagen Sie es nur! Ich selbst kann ihn wechseln, wir brauchen den Wirth nicht dazu.

Der Kellner entfernte sich.

Das setzt der Entarteten die Krone auf! rief Stephan als er allein war. Die Schändliche fährt von Wirthshaus zu Wirthshaus und bezeichnet mich gleich einem Dieb, der ihr Tausend Gulden gestohlen! — Ich wollte nicht nach Agram reisen, ich wollte mich wenigstens nicht sobald von Theresen trennen, aber bei einer solchen Behandlung, bei einer solchen niederträchtigen Verfolgung bleibt mir nichts anderes übrig!

Es ist ein wahres Glück, daß ich diesem Kellner in die Hände fiel. Seine Theilnahme an meinem Schicksale gründet sich zwar nur auf gemeines Interesse, denn daß er gleich mir, einem alten häßlichen Weibe entflohen, daß er ein Leidensbruder von mir ist, das würde ihn höchstens bestimmen, sein Mitleid mir zu schenken, aber seinen Beistand verdanke ich nur dem Gelde!

Es hielt kaum eine halbe Stunde nach dem Forteilen des Stubenmädchens ein Fiaker am Gasthofe „zum Hahn,“ und aus demselben fliegen Therese, die Schauspielerin, und Therese das Stubenmädchen.

Wenn Jemand seine Geliebte ein halbes Jahrhundert nicht gesehen hätte, oder eine Geliebte ihren Jemand aus einer Todtengruft heraufzubeschwören im Stande gewe-

sen wäre, so könnte die Freude des Wiederfindens auch nicht exaltirter gedacht werden, als Stephan und Therese sie empfanden.

Sie kümmerten sich nicht um das Stubenmädchen, nicht um den Kellner, die beide mit hereingekommen waren, sie flogen sich in die Arme, sie herzten, sie küßten sich, sie weinten und lachten vor Entzücken, und küßten sich wieder, wobei zu bemerken war, daß Krones noch aufgeregter erschien, als Stephan; denn sie umschlang ihn immer wieder aufs Neue und bedeckte ihn immer wieder mit neuen Küssen.

So war die Krones, so blieb sie bis zu ihrem letzten Athemzuge, immer nur für den Augenblick empfindend, immer nur für den neuesten Eindruck empfänglich. Heute für Stephan glühend, ihm das Herz und die Seele widmend, und morgen für den ersten Besten lebend und sterbend, wenn es ihm nur gelang, durch irgend etwas Anderes, als ihr schon bekannt war, aufzufallen und sie zu fesseln.

Wer Therese Krones so gesehen hätte, wie sie für Stephan schwärmte, der hätte glauben müssen, daß nun der Rechte, der Wahre, der Einzige gekommen, der sie für immer besitzen, dem sie bis zu ihrem Ende angehören würde. Sie glaubte es in diesem Augenblicke auch wol selbst, allein ihr Herz machte ihr in der nächsten Secunde oft einen ganz eigenen Spuk; sie wunderte sich häufig selbst über ihre grasse Unbeständigkeit, allein es trat bei ihr stets so plötzlich ein Wechsel der Gesinnung ein, daß sie sich nicht einmal selbst Rechenschaft zu geben vermochte.

Als sich Stephan und Therese satt geküßt, satt gekost vor Freude und Lust, satt gelacht und geweint, und Kellner und Stubenmädchen sich zurückgezogen hatten, fingen sie an sich auszusprechen, was sie seit ihrer

Trennung gelitten, und beschrieben einander die Erlebnisse alle, die ihnen vorgekommen.

Stephan hatte der Geliebten einen langen Brief geschrieben, aber dieser enthielt nicht den hundertsten Theil von dem, was er ihr mitzutheilen hatte.

Er war ein treuer Berichterstatter, als er aber auf seine allerletzten Erfahrungen im Wirthshaus zum „Hahn" zu sprechen kam, und ihr die schmachvolle Art, wie sein Weib ihn völlig mit Steckbriefe verfolgen, und gewissermaßen einen Preis von 20 fl. auf seinen Kopf setzte, da rief Therese aus:

Genug der Schmach! Heute noch mußt Du die Reise nach Agram antreten und in vier Wochen von dieser Entsetzlichen geschieden sein!

Therese widmete den ganzen Tag ihrem geliebten Stephan. Sie blieb bis Abends, bis zur Stunde seiner Abreise nach Agram.

Bei der Trennung wurden viele Thränen vergossen, und Stephans Herz erleichterte sich nur durch den Gedanken, die Geliebte bald wieder zu sehen und sich mit ihr vielleicht auf immer zu verbinden.

Therese hatte der Scheidung Stephans von seiner Gattin dadurch vorgearbeitet, daß sie die Rathschläge des Doctor Manquet zu Papier bringen ließ, und diese in Form einer Instruction sowohl für Stephan selbst als für seine Eltern ihm mit den Worten einhändigte: Nach dem, was hier geschrieben steht, handle buchstäblich, bitte auch Deinen Vater, daß er genau darnach vorgehe, und vergiß nicht, daß Dein Ehecontrat und die 1000 fl.-Banknote bei den Gerichten mit dem Bemerken hinterlegt werden müssen, daß Du keinen Vortheil daraus zu ziehen gedenkst.

Nun handelte es sich noch um das nöthige Reisegeld und die dem Kellner versprochenen Douceurs, wenn er Stephans Aufenthalt und die Zusammenkunft

mit der Geliebten nicht verrathen würde, um ein Geschenk an das Stubenmädchen für ihre Bemühungen und bezeigte Theilnahme; Therese gab mit vollen Händen.

Stephan trat seine Abreise an.

Als Therese ungefähr um zehn Uhr Abends nach Hause kam, stand Bohrmann am Hausthore und erwartete sie.

War er schon durch Theresens spätes Nachhausekommen am vergangenen Tage außer sich, so war er es noch mehr an diesem Tage, den sie vom Morgen bis zum späten Abende, ohne ihm ein Wort zur Verständigung oder Entschuldigung zu gönnen, auswärts zubrachte.

Das ist eine saubere Aufführung! schnaubte Bohrmann Theresen an, als sie aus ihrem Fiaker stieg, und dem Fiaker eine Banknote einhändigte.

Sie werden Ihre Vorwürfe doch wenigstens so lange zurückhalten, bis der Fiaker wieder auf seinem Bocke sitzt und weiter fährt? entgegnete Therese kalt und mit einem Tone, der ihre Entrüstung anzeigte.

Bohrmann schwieg und folgte Theresen, die rasch in ihre Wohnung eilte.

Wo waren Sie? fragte Bohrmann ernst und strenge. Wird sich dieser Spaß noch oft wiederholen? Verfallen Sie schon wieder in ihre alten Gewohnheiten? Brennt es Ihnen schon wieder an den Sohlen, daß Sie ein par Tage gut gethan haben, und es nun vor Lust und Liebe zum Abenteuerlichen nicht mehr aushalten können? Hatten Sie dennoch mit dem Augarten-Ritter ein Rendezvous, und war ich schon wieder der Dupirte?

Schweigen Sie! entgegnete Therese. Ich bin heute nicht gelaunt, viel mit Ihnen zu conversiren. Rechenschaft über mein Benehmen, über meine Abwe-

senheit vom Hause zu gehen, bin ich gar nicht gesonnen. — Ich bemerke Ihnen nur noch, daß wenn ich Ihnen nicht so recht bin wie ich bin, daß Sie durchaus nicht gezwungen werden, mich mit ihren Besuchen zu beehren!

Undankbare! fuhr Bohrmann auf.

Undankbare? Inwieferne? Worin soll mein Dank gegen Sie bestehen? Darin, daß ich Ihre Sklavin bin, mein Herr? Haben Sie vergessen, welchen Pact wir miteinander abschlossen? Sie boten mir Ihre Liebe — ich antwortete Ihnen, ich könnte Ihnen dafür nur Freundschaft geben; dann fingen Sie damit an, ein Geschäft mit mir einzugehen. Ich mußte Ihnen schriftlich zusagen, daß Sie sowohl über meine Gage als über meine Beneficevorstellungen zu verfügen hätten, als ich dies zugestand, rangirten Sie mich.

Ich that dies ohne Interesse!

Ohne Interesse? betonte Therese. Ohne Interesse? Und Sie erröthen nicht, mir dies ins Gesicht zu sagen? — Ich aber antworte Ihnen, so lange Sie Kaufmann sind, haben sie noch kein so gutes Geschäft gemacht. Erlauben Sie, daß ich abbreche und mich zurückziehe. Ich bin müde und schläfrig, ich will allein sein.

Bohrmann, der Therese wieder versöhnen wollte, ergriff ihre Hand und sagte: Nun so scheiden Sie wenigstens nicht mit Groll von mir.

Ich habe Ursache zu grollen, denn mich empört es, von Ihnen bei jedem dritten Worte zu erfahren, was Sie für mich gethan haben! Sie haben für mich Geld ausgelegt, das ist wahr, aber Sie lassen sich dies Geld auch wieder geben, und das muß auch so sein, denn geschenkt von einer solchen Krämer-Seele wie Sie besitzen, möchte ich nicht einen Heller.

Krämer-Seele! fuhr Bohrmann auf.

Ja, ja, Krämer-Seele! fuhr Therese fort, ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich kann eine gewisse Weise über Freundschaftsdienste zu sprechen, nicht ertragen! Ich kann das unaufhörliche Vorrechnen Ihrer Gulden und Kreuzer, die Sie mir vorgeschossen, nicht erdulden, und die Gemeinheit, mir in ihrem Buche einen Conto zu eröffnen, und mich wie Ihren Pappendeckelfabrikanten und Buntpapiererzeuger in diesem Conto aufzuführen, kann ich nicht über das Herz bringen! Schreiben Sie auch noch in ihr Buch, „Theresen einen Kuß gegeben 24 kr. — und einen Händedruck dafür angenommen 1 fl." Seien Sie ein Krämer in ihrem Geschäfte, wie Sie es immer sein wollen; es gibt Kaufleute, die ihre eigenen Frauen mit Soll und Haben in ihren Büchern belasten und über das Kindszimmer ein Inventarium führen, wie über ein Waren-Magazin; ich mag aber solche Menschen nicht leiden, ich hasse und verabscheue sie; können Sie nun, Sie pedantischer, fader Budel-Manipulant, Ihre stereotypen Redensarten: „Gehen Sie her, Sie schönes Schatzerl, damit ich ein Geld löse!" oder „nehmen Sie's hin, damit Sie mir nicht weiter gehen" u.s.w., nicht lassen, so stellen Sie mich auf den „Verlust-Conto!" Haha! lachte die Krones, und ging in ihr Schlafzimmer, indem sie die Thüre verriegelte.

Vohrmann, welcher wirklich auch die Liebe nach einen eigenen Courszettel berechnete, aber fade und abgeschmackt war, wie seit Erfindung der Liebhaber, Niemand, ging, wie nach solchen Auftritten immer, zerknirscht und niedergeschmettert nach Hause.

Ihre Seitensprünge, sagte er für sich, muß ich ihr nachsehen! ich muß, sonst verliere ich sie, denn sie hat einen Kopf, wie von Eisen.

Siebentes Capitel.

Die Beliebtheit unserer Künstlerin stieg mit jeder neuen Rolle. Sie hatte in der Gunst des Publikums schon solche außerordentliche Fortschritte gemacht, daß sie sich jede humoristische Zuthat, jeden extemporirten Spaß gestatten konnte; es wurde Alles beifällig aufgenommen, dabei stieg das Heer ihrer Liebhaber mit jedem Tage. Kein Wunder, daß sie eitel wurde, und daß sie nun anfing, den gewöhnlichen Theater-Kabalen zu huldigen, neidisch andere Schauspielerinnen zu behandeln, rollensüchtig zu werden, und besonders der Huber fühlen zu lassen, daß diese für sie nun keine Autorität mehr sei.

Eine der vorzüglichsten Glanzrollen der Huber war die Wirthin in der Posse: „Johann von Wieselburg," eine Art Parodie der Oper: „Jean de Paris " Vor einem Jahre noch vergötterte Therese ihre Collegin Jeannette, und sprach sich mit Entzücken über die originelle, wirksame Weise aus, mit welcher Letztere diese Wirthin darstellte. Die Posse kam wieder auf's Repertoir.

Ich will doch sehen, ob ich noch so dumm bin, wie vor einem Jahre, äußerte sich Krones, daß mir „die Wurstlerei" der Huber ein Lächeln abgewinnen kann.

Huber befand sich zufällig in der Herren-Garderobe, um mit Raimund über ihr nahes Benefizstück zu sprechen.

Sie hörte diese lieblose Aeußerung.

Wie eine Furie eilte sie in die Damen-Garderobe und rief der Krones zu:

Was unterstehen Sie sich über mein Spiel für

wegwerfende Bemerkungen zu machen! — Sie, welche mich vor Kurzem noch beinahe fußfällig gebeten haben, Ihnen Lectionen zu geben, Sie, die wie eine Seiltänzerin nach Wien gekommen sind, und noch alle die schlechten Provinzmanieren an sich gehabt haben, wie man sie auf „Kreuzer-Theatern" findet, Sie nennen meine Darstellungsweise „Wurstlerei?" Sie Bajazzo aus Agram! Sie haben es nothwendig, sich zu übernehmen.

Haha! lachte Krones, ärgert Sie mein Ausspruch? Mich freut er. Ja, ja, aus Wurstlereien besteht Ihr ganzes Spiel. Sie machen ja Manövre auf dem Theater, daß man völlig erschrickt. Wenn das Publikum nicht sogleich über Sie lachen oder Sie applaudiren will, so machen Sie Lazzi wie der Pierrot in der Pantomime. — Die Madame „Freude" in dem neuen Quodlibet, welche Sie vor ein Par Tagen verarbeiteten, war ja wahrhaft schauderhaft! Das Publikum war der Meinung, Sie hätten zu viel getrunken, und im „Sammler" war zu lesen: „Die Uibertreibungen der Demoiselle Huber erregten lauten Unwillen; ihr Humor ist Tollheit, ihr Muthwille Ausgelassenheit, sie soll bedenken, daß sie doch immer in den Gränzen zu bleiben hat, welche Decenz und Delicatesse den Frauen vorzeichnen."

Die Huber wurde über diese Aeußerung dunkelroth, und sprang zornig von ihrem Sitze auf.

Mir das? eiferte Jeannette, mir das in der Garderobe, vor der ganzen Gesellschaft, und vor den Regisseuren. Eine solche hergelaufene Hütten-Komödiantin, die sonst gar kein Verdienst hat, als daß sie mich wie ein Affe copirt, sagt mir solche „infame Beleidigungen?" Was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mit solcher Rohheit mich beschimpfen? Mit solcher Gemeinheit mir Tag für Tag einen neuen Schabernack

spielen? Meinem Schneider haben Sie gesagt: „Wenn er noch einmal ein Kleid für mich anfertige, so würden Sie keinen Stich mehr bei ihm arbeiten lassen," und der Schneider fürchtet sich in der That, Ihre Kundschaft zu verlieren, und arbeitet nicht mehr für mich!

Die Krones lachte hierüber laut auf und rief:

Das beweist höchstens, daß der Schneider mehr auf mich hält, und daß ich eine beachtenswerthere Kundschaft bin, als Sie!

Beachtenswerther! entgegnete Jeannette, beachtenswerther wohl in so ferne, daß er für Sie mehr Kleider zu verfertigen hat, als für mich. Das kommt aber daher, daß ich meine Schneider-Conti selbst bezahle, indeß Sie alle Tage einen andern Liebhaber senden, der Ihnen Ihre „Klüfteln" saldiren muß.

Schon stand die Krones kampflustig da, um der Huber wenigstens ein Auge auszukratzen, als Korntheuer wie der Koloß von Rhodus dazwischen trat, Therese unsanft auf einen Stuhl darniederdrückte, und donnernd beiden Weibern zurief: Sind wir auf dem Obstmarkte? Sprechen so Künstlerinnen miteinander, welche um die Gunst des Publikums ringen?

Raimund, den diese Reibungen schon lange empörten, und der ordinären Zwist unter Collegen nicht ertragen konnte, sagte:

Meine Damen, keine von Ihnen hat in dem heutigen Stücke zu thun; ich ersuche Sie demnach, die Garderobe zu verlassen und Ihren Gehässigkeiten ein Ende zu machen; schön wäre es, wenn Sie sich versöhnten; es ist Ihrer unwürdig in so pöbelhafter Weise, sich anzufeinden. Fühlen Sie nicht, daß wenn zwei Choristinnen sich solche Beleidigungen zurufen würden, daß hiedurch die ganze Gesellschaft beschimpft würde, und Sie, zu den ersten Mitgliedern

gehörig, verschmähen es nicht, auf solche abscheuliche Weise auszuarten? Ich muß Alle die von dieser Scene Zeugen waren, bitten, gegen Niemand davon zu sprechen, gegen Niemand, der Ehre des Hauses und des Standes und Berufes wegen, dem wir Alle angehören!

Ich war nur ein Echo der Grobheiten, welche Fräulein Huber mir ins Gesicht schleuderte, erwiederte die Krones. An ihr wäre es gewesen, mir ihre Meinung schonender zu sagen, denn schon ihre Jahre hätten sie bestimmen sollen, mich mit mehr Mäßigung, mit mehr Besonnenheit und Anständigkeit zurecht zu weisen. Außerdem läßt sie sich auch „die Schröder des Leopoldstädter Theaters" nennen, die Sappho des localen Lustspiels, nun so verzeihen sie denn der armen Melitta, wenn sie in jugendlicher Unbesonnenheit zu weit gegangen ist.

Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, erwiederte Huber. Wir werden auch schwerlich mehr lange dieselbe Luft mit einander athmen. Ich verlasse dieses Theater, verlasse es mit so größerer Freude, als ich nie mit einer so ordinären Person engagirt war. Doch bilden Sie sich nicht ein, Mamsell, daß ich ein anderes Engagement annehme. Nein, ich ziehe mich ins Privatleben zurück; ich bin seit 14 Tagen die Verlobte des Baron —m— und fühle in diesem Augenblicke doppelt das Glück, das mich auszeichnet; er wird mich aus einer Sphäre bringen, in welcher ich Leute Ihres Gleichen begegne, und wird mich schützen, wenn Sie Ihr schmähliches Benehmen gegen mich fortsetzen sollten!

Mit diesen Worten verließ Huber die Garderobe.

Krones aber brach nun erst recht in ein Lachen aus:

Jetzt wird die gar eine Baronin! rief sie. Da

muß ich mich ja gleich um einen Grafen umsehen, damit ich nicht allzu sehr verdunkelt werde.

Raimund und Korntheuer wiesen die Krones zurecht, aber sie lachte ihrer Ermahnungen, endlich gab sie dem Gespräche eine andere Wendung.

Raimund hatte sein zweites Stück: „Der Diamant des Geisterkönigs" geschrieben. Therese hatte hierin die Rolle der Mariandel übernommen.

Bei den Proben war Therese mit solchem Humor, solcher Frische und Schalkhaftigkeit erschienen, daß Raimund ganz entzückt war.

Krones fing das Lied „von der Mariandel," das Raimund zu singen hat, vorzutragen an, und sang:

Die Mariandel ist so herrlich, hat immer frohen Muth!
Daß, wenn sie selbst was „Dalkert's" macht, so bleibt
man ihr doch gut!

und ging damit so heiter, als wenn nichts vorgefallen wäre, aus der Garderobe.

Achtes Capitel.

Am 23. Januar 1824 betrat Jeannette Huber zum letzten Mal das Leopoldstädter Theater. Sie gab Meisls „Fee aus Frankreich" zu ihrem Benefice, und nahm in einer recht sinnigen Rede am Schlusse der Vorstellung, Abschied vom Publicum. Krones fürchtete, Huber werde Anspielungen auf den heftigen Zank, den sie miteinander hatten, einschalten, und ging auf die Bühne, um Jeannette herzlich um Vergebung zu bitten, der Beleidigungen wegen, die sie ihr wenig Wochen vorher, in der Garderobe gesagt.

Huber antwortete: Denken wir nicht weiter an unsern Hader, sonst müssen wir uns noch einmal schä-

men, daß wir uns so arg vergessen konnten. Uibrigens wird die Baronin Jeannette kein Gedächtniß haben, was Sie der Schauspielerin Jeannette gesagt haben!

Im Herzen freute sich Therese außerordentlich, daß sie nun die Huberschen Rollen größtentheils übernehmen werde, doch währte ihre Freude nur bis zu dem Augenblicke, in welchem sie mit diesen Rollen vor dem Publikum erschien. Sie entsprach nicht, ja mißfiel sogar in mehreren total.

Bald erholte sich Therese von den erlittenen Niederlagen in den Huberschen Rollen. Bäuerle und Kanne, zwei Redacteure, der erstere der „Theaterzeitung," der letztere der „Musikalischen Zeitung," brachten eine Feen-Oper zur Darstellung; sie hieß „Lindane," und wurde zum Benefice der Schauspielerin Ennöckl, am 27. März 1824 zum ersten Male gegeben. Die Fee wurde von Demoiselle Ennöckl, ihr Schützling Rosamunde von Therese Krones, und der Liebhaber der Rosamunde von Raimund dargestellt.

Bäuerle schrieb die Rolle der Rosamunde für Krones, allein Kanne protestirte, daß diese sie übernehme; er hatte die Ansicht, daß der Gesangspart zu schwierig für Therese sei, und drang darauf, daß die, bei dem Leopoldstädter Theater engagirte Sängerin Louise Kupfer, ein sehr schönes Mädchen, ein tüchtig gebildetes musikalisches Talent, die Rosamunde spielen möchte.

Es fanden bereits drei Proben statt, und Louise Kupfer sang so gut, daß Kanne sehr zufrieden war.

Therese Krones wohnte den Proben, im Parterre als Zuhörerin bei, und rief ein Mal über das andere Mal aus:

Ach! welch eine dankbare und höchst komische Rolle, und welch eine liebliche Musik! Bin ich nicht recht zu beklagen, daß ich mit einer so glücklichen Doppelaufgabe für Spiel und Gesang nicht betraut werde, und blos des wunderlichen Kanne wegen, der mir nicht glaubt, daß ich seine Lieder zu singen vermag.

Es kam die Generalprobe heran. Das Benefice war für den besagten Tag angekündigt. Logen und Sperrsitze waren schon zwei Tage vorher vergriffen. Louise Kupfer ließ sich plötzlich krank melden. Nun hätte die Vorstellung vielleicht auf Wochen hinausgeschoben werden sollen.

Da trug sich Therese an, auf der Stelle die Partie der Rosamunde übernehmen zu wollen. Text und Musik, sagte sie, habe ich so vollkommen inne, daß ich augenblicklich auf das Theater und die Generalprobe benützen will, meine Befähigung zu zeigen; ist Herr Kanne bei dieser Probe mit meiner Leistung nicht zufrieden, wohlan, dann mag er mich zurückweisen, und ich will mich nie mehr erdreisten, Gesangsstücke von ihm vorzutragen.

Kanne wurde von Bäuerle, Raimund, Schuster und dem Director Sartory bestürmt, den Antrag anzunehmen. Er willigte endlich ein, indem er ausrief: In Gottes Namen! Sie soll's probiren, singt sie aber schlecht, so nehme ich meine Partitur unter den Arm, und lege sie nicht eher wieder auf, bis die Kupfer gesund ist.

Therese erschien auf dem Theater. Schon ihr frisches, munteres Spiel, ihre rosige Heiterkeit elektrisirten den alten Kanne. „Ja, sagte er, das ist freilich etwas Anderes! Das Mädel hat im kleinen Finger mehr Feuer und Humor, als die Kupfer im ganzen Leibe! Doch Geduld! Jetzt kommt das Spinneliedchen,

wir wollen doch hören, wie die Krones damit zurecht kommen wird!"

Therese trug das Spinneliedchen vor.

Beim Teufel! rief Kanne, sie hat es weg! Die kann hexen! — Bravissima! Unvergleichlich! rief Kanne. Meine Ehre zum Pfande, wenn die Krones Alles in dieser Oper so singt, so nehme ich meine Partitur unter den Arm, in dem Augenblicke, als die Kupfer wieder gesund wird! Krones, nehmen Sie meinen Dank! Sie machen aus meiner Musik mehr als ich selbst! Singen Sie jetzt das Duett mit Raimund.

Es wurde gesungen.

Kanne lief auf das Theater, fiel der Krones um den Hals und sagte:

Wie einfältig war ich doch, an ihrer Geschicklichkeit zu zweifeln! Verzeihen Sie mir! Behalten Sie den Part und treten Sie gleich heute Abend darin auf. Sie verleihen mir ein neues Leben, wenn Sie heute noch Rosamunde sein wollen!

Die Production ging von Statten, und ältere Theaterfreunde erinnern sich wohl noch, mit welchem außerordentlichen Beifalle sie aufgenommen wurde.

Krones errang einen Triumph, der um so größer war, als es im Publikum bekannt wurde, wie schnell sie ihre Rolle übernommen, und welche Schwierigkeiten der Compositeur ihr entgegen gestellt hatte.

Hatte das Publikum sich bisher in zwei Hälften getheilt, von welchen nur die eine sich enthusiastisch für sie aussprach, so hatte sie durch Rosamunde auch die Widersacher auf ihrer Seite, und selbst der strenge Kunstrichter Saphir schrieb über die Rosamunde der Krones am 3. April 1824 in der „Theaterzeitung" Folgendes:

„Dem. Krones übernahm die Partie der Rosa-

„wunde in wenigen Stunden. Wir gratuliren dem „Stücke, daß sie sie übernahm, es hat unstreitig hie„durch gewonnen. Demoiselle Krones hat eine wahr„haft erfreuende, heitere Darstellungsgabe; ihr ge„räth Alles sichtlich wohl. Ihr Spiel ist lieblich, ko„misch, natürlich. Sie trug ihre Gesangsnummern „trefflich vor. Im Duett mit Raimund war ihr „Spiel wunderschön, die Chor-Arie und das Spinne„lied waren bezaubernd. Sie wurde mit Beifall über„schüttet und unzählige Male gerufen."

Nach einem solchen Sturm von Beifall, den Therese errang, nach solcher Anerkennung, nach einer solchen Freude, wie Therese an jenem Abende erlebte, vermochte sie die ganze Nacht nicht zu schlafen, und bald ging sie ans Clavier und sang das Spinneliedchen, bald sang sie beide Stimmen des Duetts. Erst gegen Morgen warf sie sich auf ihr Bett und träumte neuerdings von dem Glücke, das ihr zu Theil geworden.

Wir haben schon Erwähnung gethan, daß Krones abergläubisch war und auf die Aussprüche einer Kartenlegerin sehr viel hielt; ebenso gerne ließ sie ihre Träume deuten, und der bereits genannte Prels, Sohn eines Lotto-Collectanten in der Jägerzeile, wurde gleich am Morgen nach der ersten Aufführung der Oper „Lindane" zu Theresen beschieden, um den Traum zu deuten, der die Künstlerin hoch beglückte.

Prels erschien.

Waren Sie gestern im Theater? redete ihn Krones an.

Das versteht sich! antwortete Prels.

Was sagen Sie?

Daß Sie einen Triumph gefeiert haben, wie ich nicht bald einen erlebt.

Hören Sie, Herr Prels, ich wünschte mein Glück in die Lotterie zu setzen. —

Fräulein, thun Sie das nicht. Das Glück darf man nie versuchen, das bringt Unglück.

Verstehen Sie mich recht, ich möchte mein Glück in Nummern verwandeln und diese Nummern setzen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel 8; ich wurde acht Mal gerufen, 27; am 27. wurde „Lindane" zum ersten Male gegeben und 57 das Alter Kannes.

Von diesen Nummern kommt keine einzige!

Weshalb nicht?

Das weiß ich nicht! Aber Nummern, die sich auf ein erlebtes Glück basiren, bleiben aus, müssen ausbleiben, Frau Fortuna hat solche Laune.

Dennoch möchte ich in die Lotterie setzen; zum Andenken an den gestrigen Abend, möchte ich der Fortuna einen Betrag auf den Altar legen.

Haben Sie denn heute Nacht nichts geträumt?

Des Nachts nichts, aber des Morgens, und Etwas sehr Angenehmes.

Die Träume am Morgen sind immer besser, als die in der Nacht. — Darf man Ihren Traum erfahren?

Sie kennen Stephan.

Die „Gurli aus Agram"? Sehr gut!

Der gute Mensch ist nicht in Wien. Er ist in seine Vaterstadt gereist. — Mir träumte so lebhaft, daß er gestern im Theater gewesen und sich so erfreute über den Beifall, den ich erhalten, daß er in Thränen ausbrach.

Stephan hat die Nummer: 26, Freudenthränen haben die Nummer: 1. Ich bitte noch um eine Fortsetzung des Traumes, damit ich eine dritte Nummer angeben kann.

Sie kennen Bohrmann?

O ja! In der Jägerzeile hat er den Spitznamen: „Fridolin von der Brandstadt.“

Krones lachte. Fridolin von der Brandstadt? fragte sie, weshalb?

Weil er Ihr Edelknecht ist, Fräulein, und auf der Brandstadt befindet sich seine Niederlage.

Ich finde den Witz nicht besonders, aber in des Himmels Namen; es soll ihm der Name Fridolin bleiben. Er sieht aus wie ein travestirter Fridolin.

Was hat Ihnen also geträumt von diesem Fridolin?

Etwas Abscheuliches.

Das kann ich mir vorstellen!

Es träumte mir: Mein Glück sei ihm unangenehm, er fürchte meine Triumphe.

Das sieht ihm ähnlich.

Und ich hätte ihm die Thüre gewiesen.

Thürweisen? 69! — eine vortreffliche Nummer. Auf den 69 wette ich, daß er in der nächsten Ziehung herauskommt. Die Terne ist sicher! Setzen Sie: 1, 26, 69!

Hier haben Sie dazu 3 fl. für die Terne und 3 fl. für die Ambe.

Da gewinnen Sie an der Terne 3600 Ducaten und an der Ambe 60 Ducaten. Kommt der 69, können Sie Herrn Böhrmann wieder ins Haus lassen, zum Lotteriespielen ist er gut!

Prels ging die drei Nummern zu setzen.

Wirklich kamen alle drei Nummern.

Therese gewann 3600 Ducaten.

Die Terne der Krones machte damals eine Art Sensation.

Wie bei solchen Gelegenheiten immer übertrieben wird, so hieß es im ersten Augenblicke, sie habe gegen 50,000 fl. CM. gewonnen, und es verbreitete sich das

Gerücht, sie würde die Bühne verlassen und blos von ihren „Renten" leben.

Man kann sich denken, wie Therese bei einem solchen Glücksfall in Anspruch genommen wurde. Sie hatte ihren Gewinnst noch nicht einmal im Hause, sie hatte in der „Linzer - Ziehung" die bezeichneten drei Nummern „errathen," und doch wurde sie mit Betteleien überflutet, so daß sie sich nicht zu helfen wußte, den Andrängenden zu genügen, und ganze Schocks von Bittschriften und Bettelbriefe durchzulesen.

Die Allererste, welche Kunde von dem Glücksfalle erhielt, war Madame Schack.

Sie lief wie eine Wahnsinnige zur Krones.

Ich gratulire Dir, ich gratulire Dir vom Herzen! sagte Madame Schack, eine Terne hast Du gemacht, 100,000 fl. hast Du gewonnen! — Der Himmel sei gepriesen! Siehst Du, wie Dich unser Herrgott lieb hat. Das thut Er der Zehnten nicht, was er Dir thut! — 100,000 fl. sind ein Geld, welches kein Ende nimmt, und von welchem man alle Tage ganze Hände voll verschenken kann, und es bleiben ewig 100,000 fl. — Ich habe auch heute schon in aller Frühe drei heilige Messen für Dich lesen lassen! — Du Glückliche! 100,000 fl., so viel Geld hat der Rothschild nicht!

Aber was sprichst Du denn immer von 100,000 fl. — so viel habe ich ja nicht gewonnen; ich habe ja nur 3 fl. auf die Terne und 3 fl. auf die Ambe gesetzt. — Eine jede „Kräutlerin" kann Dir ausrechnen, was man mit 3 fl. gewinnt.

Recht hast Du, erwiederte die Schack, daß Du so sprichst. Ich würde den ganzen Gewinnst läugnen, wenn ich wie Du wäre. Es ist der zudringlichen Bagasche wegen, welche die Glücklichen

bestürmt, und um Mitternacht kommen würde, reiche Leute zu plündern; aber in dem Lotterie-Laden, in welchem Dich Fortuna zur kleinen Millionärin machte, sind die Nummern 1, 26, 69 eingeringelt angeschrieben, da hilft kein Leugnen, Dein Glück kann man von Weitem sehen! Sag' mir jetzt nur, was Du mit diesem außerordentlich großen Betrag anfangen wirst; es gibt ja gar keine Brieftasche, die groß genug wäre, um die vielen Banknoten, die Du nun besitzest, aufzunehmen.

Ich habe ja noch keinen Groschen im Hause. Ich habe meinen Gewinnst in der Linzer-Ziehung gemacht. Es werden mehrere Tage vergehen, bis das Geld ankommt.

Recht hast Du, replicirte Madame Schack noch einmal, daß Du so sprichst. Ich würde ebenso sprechen, wenn mir der Himmel ein solches Los beschecren möchte; aber heimlich, ganz heimlich würde ich Auserwählten Gutes thun. Nun, zu deinen Auserwählten schmeichle ich mir, zu gehören! „Ruck aus, Resi!" — gib mir einstweilen 500 fl.; ich möchte meinen Mann damit überraschen. Er ist gestern mit einem „Erzrausch" nach Hause gekommen, und schläft noch wie ein Sack. Gib mir 5 Banknoten, jede zu 100 fl. Ich lege sie meinem Alten auf die „Tuchet" hin, und wie er erwacht, soll er mir weinen müssen vor Freuden! „Dicker!" werde ich ihm zurufen, siehst Du, das Glück kommt im Schlafe, 500 fl. liegen hier von der Krones, nicht umsonst hast Du sie so lieb, und morgen sendet sie Dir wieder 500 fl.; so lange sie Geld hat, haben wir Geld, und hat sie einmal keines, so setzt sie geschwind wieder 3 Nummern in die Lotterie, und wieder fliegen 100,000 fl. in ihren Säckel! — Da wirst Du das Freudengeschrei von meinem Alten hören! Ruck aus, Resi, gib her

500 fl.; es ist Christenpflicht Dürftigen beizustehen. „Was Ihr den Armen gethan, das habt Ihr mir gethan," sagte Jesus. Resi, Du bist eine gute Christin, gib der Schack 500 fl. und Du wirst Gott wohlgefällig werden!

Du mußt nicht zudringlich sein, erwiederte Therese. Ich habe Dir bereits die Summe genannt, welche ich gewonnen habe, ich habe Dir auch gesagt, daß mir diese erst in einigen Tagen ausgezahlt wird. Ich kann mir von Dir nicht vorschreiben lassen, was ich Dir davon schenken soll. Sei bescheiden, überlasse mir es, deine Lage zu bedenken, und Du wirst zufrieden sein.

Heute soll ich also gar nichts bekommen? Mit ein par Hundert Gulden könntest Du mir aber doch sogleich unter die Arme greifen.

Ich habe nicht 40 fl. zur Verfügung; Du weißt ja, wie kurz mich Bohrmann hält.

Er soll à conto der Lotterie 500 fl. vorschießen. — Ich will warten, bis er kommt.

Du quälst mich unbarmherzig! Ich würde sagen, daß ich noch keine indiscretere, zudringlichere Person kennen gelernt habe, wenn ich Dich nicht so lieb hätte. Endlich will ich ja Bohrmann von meinem Glücke gar nichts sagen, sonst nimmt er mir das ganze Geld weg und legt es an; dann kann ich Dir nicht den geringsten Betrag schenken.

Das sind Geschichten! entgegnete Schack bitterböse, wenn man glaubt, man hat sein Geld schon im Sacke, so regnet es Ausflüchte, zum Teufelholen! — Wie viel hast Du disponible? fragte die zudringliche Frau nach einer Pause. Du hast von 40 fl. gesprochen? Weißt Du was? Ich will mich fügen. Gib mir diese 40 fl. à conto; in ein par Tagen komme ich dann um das Uebrige.

Du kommst um das Uebrige? Ich werde

darum kommen, wenn ich Dir es gebe. — Doch sei es! — Nimm diese 40 fl. und mache deinen betrunkenen Mann damit glücklich! — Nur verlasse mich jetzt. Bohrmann kann jeden Augenblick hieher kommen; Du könntest plaudern, besser ist es, er findet Dich nicht!

„Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig Gulden," zählte die Schack. Für diesen Bettel bedank' ich mich gar nicht! Ich will auch sogleich gehen, und mich in das Lotteriegewölb des Herrn Prels begeben, damit ich genau die Stunde erfahre, wenn die 100,000 fl. ankommen. Dann mußt Du „blechen," Resi. Wenn ich warten muß, begnüge ich mich nicht mit 500 fl., ich sage Dir's im Vorhinein.

Damit lief Madame Schack fort.

Bald hierauf trat Prels ein.

Ihr Gewinnst wird nächsten Mittwoch in Wien eintreffen, meldete er. Den Risconto habe ich bereits im Lotto-Amt übergeben. Hier ist die Bescheinigung.

Ich danke Ihnen, entgegnete Therese. Die gewonnenen Ambi ziehen Sie sich für Ihre glückliche Traumdeutung ab. Von dem Terno soll ihr Vater als „Einschreibgebühr" seine Tantieme erhalten.

Vater und Sohn danken höflich! erwiederte Prels. Sie sind doch herzlich gut, und verdienen jede Stunde eine Terne zu machen, obgleich Vater und Sohn keine geringen Mühen mit ihrem Gewinnste haben. —

Mühen? Welche Mühen?

Die Thüre unserer Collectur bleibt nicht fünf Minuten zu. Alle Augenblicke kommt Jemand und fragt: „Ist es wahr, daß Fräulein Krones so viel Geld gewonnen hat?" — Freilich, antworte ich. Eine halbe Million? fragt man dann wieder. — Um fünf Groschen weniger, ist mein Bescheid. Nun, Gott gesegne

es ihr! heißt es dann weiter. Das wird er auch! erwiedere ich.

So sprechen blos die Neugierigen, fuhr Prels fort, die nichts haben wollen von Ihnen, aber die, welche Sie anbetteln werden, verlangen die ausführlichsten Details. — Der Himmel weiß, wie sich ihr Lotterieglück so schnell verbreitete! Vom Michaelbayrischen- und vom Strozzischen-Grund, waren heute schon Arme in unserer Collectur; Eine fragte: „Wann denn dieses Geld von Linz ankommen werde?“

Gewiß die Schack?

Die war auch da, aber der Schack habe ich gesagt, es sei gar nicht wahr, Sie hätten nichts gewonnen, es wäre nur ein Gerücht. Da wollte sie in Ohnmacht fallen, ich habe es ihr aber ausgeredet. —

Wenn ich nur recht wahrhaft Arme wüßte, diesen wollte ich viel Gutes erweisen. —

Wahrhaft Arme wünschen Sie zu wissen? — Da brauchen Sie sich nicht lange umzusehen! Betrachten Sie die armen Choristinnen beim Leopoldstädter Theater, aber nicht die jungen und hübschen, diese haben Geld im Uiberflusse, die alten, häßlichen Choristinnen, welche in so großer Anzahl vorhanden sind, daß sie das vierfache Contingent zur „Fußwaschung“ stellen könnten; da öffnen Sie ihre mildthätige Hand, da herrscht Noth, da herrscht Jammer! Sechs von ihnen sind gestern abgedankt worden, diese sechs besitzen zusammen ein Alter von 320 Jahren; wenn Sie für jedes Jahr einen Gulden verabreichen, so ernten Sie Gottes Lohn! Die eine, Jungfrau Viehberger mit Namen, hat drei heiratsmäßige Töchter, eine Mutter und Großmutter, die sie sammt und sonders von 5 fl. Gage wöchentlich erhalten mußte. Jetzt ist sie brodlos, weil das Publikum nur junge Gesichter und junge Stimmen haben will. Fräulein Kro-

nes, da greifen Sie in die Tasche und beglücken Sie diese Armen!

Es soll geschehen, was Sie mir rathen! Aber außer den Armen beim Theater, will ich auch andern Armen geben. Je mehr Sie mir zuschicken, je lieber ist es mir! Ich stelle an Sie nur eine Bitte: Sollte Herr Bohrmann bei Ihnen nachfragen, was ich gewonnen? —

So antworte ich: Keinen Heller!

Schön, Herr Prels!

Diesem Herrn, mit einem Gesichte, als wenn er täglich einen halben Eimer Diebsessig getrunken hätte, gebe ich kaum eine Antwort. Sie müssen mir schon verzeihen, Fräulein, aber ich kann diesen sauertöpfischen Menschen nicht leiden! Die ganze Welt wundert sich, wie Sie ihn dulden mögen! Und Alles will er hofmeistern, Alles besser verstehen, und er versteht nichts. Er kann nicht einmal orthografisch schreiben. Neulich schickt er mir, da ich die Copiaturen der Stücke und Rollen für das Leopoldtstädter Theater übernommen, ein par Zeilen, hinsichtlich der Abschrift eines neuen Stückes für Sie, Fräulein, und schrieb „Dummlen" Sie sich! Tummeln schreibt der Mann mit dem weichen D, als wenn es von Dumm abgeleitet würde! Da hab' ich schon genug gehabt! Nichts für ungut! Fräulein. Ich empfehle mich Ihnen!

Es ist ein Unglück! sprach Therese, wenn man einen Geliebten hat, der eine unglückliche Fisiognomie, eine unansehnliche Gestalt und auch sonst keine auffallenden Eigenschaften besitzt, welche Gesicht und Gestalt übersehen ließen. Jetzt könnte ich mich wol von ihm trennen; ich könnte das von ihm erborgte Geld zurückerstatten und ein Ende machen mit dem grämlichen, häßlichen, geldsüchtigen Menschen! — Ich bin ihm freilich Dankbarkeit schuldig! — Allein Dank-

barkeit und Freundschaft ist ein anderes als Dankbarkeit und Liebe!

Herr Bohrmann kam nun zu Theresen.

Sie sagen mir kein Wort von ihrem Glücke! redete er Theresen an. Sie haben, wie mir fremde Leute in meinem Gewölbe erzälten, eine immense Terne in der Lotterie gemacht; die ganze Stadt spricht davon! Sie haben mir nicht einmal mitgetheilt, daß Sie in die Lotterie setzten! — Wo ist das Geld, das Sie gewonnen haben? — Ich will es aufheben.

Ei! Wozu denn, Herr Vormund? Steht dies auch in unserm Pacte? Meine Gagen, meine Beneficen habe ich Ihnen zugesichert, was ich sonst erben, erwerben, zum Geschenke erhalten oder gewinnen sollte, das geht Sie nichts an! Davon erhalten Sie keinen Heller, darauf können Sie sich verlassen! — Und weshalb sollte ich Ihnen den Ertrag meiner Terne übergeben? Haben Sie irgend ein Recht darauf?

Allerdings! Weil Sie mit dem Gelde nicht umzugehen verstehen, weil Sie es verschwenden auf alle mögliche Weise! Weil Sie auf ihr Alter Bedacht nehmen sollen; weil Sie bei keinem Hoftheater engagirt sind, das Ihnen eine Pension zusichert; deshalb muß ich für Sie sorgen. — Ich bitte mir also das Geld aus, wenn wir gute Freunde bleiben sollen!

Ei der Tausend! Eine Drohung auch noch! — Gut! Sie sollen meinen Lotto-Gewinnst haben, aber nur um ihre, an mich gemachten Vorschüsse zu bezahlen! Legen Sie Rechnung, mein Herr! Was Ihnen kommt, sollen Sie bei Heller und Pfennig erhalten! Aber dann packen Sie sich! Sie ordinäre, rücksichtslose Rechentafel, auf deren Fläche nur Zahlen geschrieben sind, und welche als Ihr Conterfei doch nur eine Nulle vorstellen, eine Nulle für die Welt, eine Nulle für ihre Freunde und die allergrößte Nulle für mich!

Sie arten schon wieder aus!

Sie machen es darnach! — Sie sind ja gar nicht im Stande, wie ein honneter Mensch sich zu benehmen, wenn Sie vom Gelde sprechen, oder auch nur daran leise erinnert werden! Geld und immer Geld! ist Ihr Wahlspruch! Wenn ihr Auge einen langen Tag kalt und farblos gewesen, wie von einem abgeschlachteten Karpfen, so blitzt es Abends, wenn Sie nur das Wort „Hausmeister-Groschen" hören! Bei dem Worte Groschen, da denken Sie an ihre Gulden! Diese Gulden erinnern Sie an ihre Ducaten, und es juckt Ihnen in den Fingern, wenn sie 24 Stunden in ihrem Golde nicht herumwühlen können! Das ist Labsal für Sie! — Liebe, Freundschaft, geistige Mittheilung sind Ihnen lauter böhmische Dörfer; nur Geld, wenn es auch anderer Leute Geld, ist ihr Schlagwort! Sie sind der erbärmlichste Mensch, den ich je kennen gelernt! Ihren Hund haben Sie zwar auch auf das Zwanziger-Apportiren abgerichtet, aber der bringt doch wieder, was man ihm hinwirft. Sie aber verscharren jeden Pfennig! — Gehen Sie mir aus den Augen, Sie filziger, geldsüchtiger, ekelhafter Mensch!

Hören Sie, Mamsell, ich bemerke schon einige Male, daß Sie sich eine Sprache gegen mich erlauben, die mich beleidigen muß. —

So? Bemerken Sie dies endlich?

Was haben Sie so plötzlich? Wollen Sie im Ernste, daß ich mich von Ihnen trenne?

Ja, allerliebster Herr Geldwurm, das wäre mein sehnlichster Wunsch! Neulich hatten wir ihrer schmählichen Schmutzerei wegen einen heftigen Auftritt; ich meinte, die Lection, die ich Ihnen gegeben, würde Sie bessern; — heute kommen Sie schon wieder als unverbesserlicher Lorenz zu mir, und haben abermals die

Frechheit, in ihren alten Ton zu verfallen! Verlassen Sie mich! augenblicklich! Oder ich verlasse meine Wohnung! — Ich werde Ihnen die Schachergedanken, Sie Pfenningfuchser, abgewöhnen! Das schwöre ich Ihnen!

Sie sind ja eine Furie! Datirt sich dies Alles von dem Lotteriegewinn her, den Sie gemacht haben?

Meinen ganzen Lotteriegewinn will ich armen Menschen abtreten, wenn ich dadurch die Aussicht erhalte, Sie zu verlieren.

Und wie hoch ist denn die Summe, die Sie so hochmüthig macht? —

So hoch! daß Sie vor Neid in die Luft fahren werden, wenn ich sie nenne.

Vielleicht ein par Hundert Gulden?!

Es sind sammt den Ambis über 15,000 fl.! Wäre das ein Capitälchen für einen solchen Agio-Wucherer wie Sie sind! Gäbe das einen neuen Fond zum Ducaten-Handel! — Und ich behalte dieses Geld! Monsieur „Fridolin von der Brandstatt," wie Sie spottweise genannt werden! — Nun träumen Sie heute Nacht von dem Gelde, das Sie nie, nie zu Gesichte bekommen werden.

Nach einigen hastigen Gängen, welche Therese durch ihre Zimmer machte, sagte sie: Sie bleiben wahrscheinlich hier? — Ich entferne mich. Ich bin bei Frau von Manquet eingeladen. Es ist ein Diner arrangirt, zu welchem viele reiche Leute kommen, Leute, die wohl zehn Mal so viel Geld besitzen, als Sie, von welchem aber nicht Einer, ein solcher gelber, fahler „Gulden-Fänger" sein möchte wie Sie, und könnte er mit ihrem Charakter eine Million erwerben!

Damit verließ Therese ihre Wohnung.

Herr Bohrmann blieb einige Minuten wie eingewurzelt stehen.

Endlich ermannte er sich und sprach: Fünfzehn Tausend Gulden Conventions Münze! Fünfzehn Tausend Gulden in ihren Händen! Es ist gerade so, als ob man einem Kinde ein Messer in der Hand ließe! — Was soll ich thun, um ihr das Messer aus der Hand zu winden? — Etwas werde ich wohl davon opfern müssen! — Wie wäre es, wenn ich wieder auf eine kurze Zeit den Generösen spielte? Vom Gelde nicht mehr spräche? — Wenn ich sie so gängelte, wie beim Beginne unseres Bekanntwerdens? — Aufgeben kann ich sie nicht! Ich bin stolz darauf, daß sie meine Geliebte ist. Gott sei Dank, ich habe durch sie Geltung erhalten, denn, nennt man jetzt die Krones, so nennt man mich auch! — 15,000 fl. hat sie gewonnen! Und nur 6 fl. gesetzt! — Sechs Gulden! Ich will der Wahrheit die Ehre geben! Selbst für den Fall, mir wären die drei Glücksnummern bekannt gewesen, ich hätte keine sechs Gulden dafür ausgegeben, nicht sechs Kreuzer! Um dergleichen zu können, um sechs Gulden in die Lotterie zu tragen, gehört nur der Leichtsinn einer Krones!

Neuntes Capitel.

Die vielen moralischen Stürme, welche auf Therese einwirkten, das rasche Leben der Künstlerin, welche so vielen, Vielen gefiel, und der so Viele den Hof machten, schwächten ihren Körper und warfen sie aufs Krankenlager. Ihre Gesundheit war zerrüttet und die Aerzte erklärten einstimmig, nur

eine Reise nach Marienbad und die Cur daselbst, könne ihr wieder neue Kräfte geben.

Anfangs Mai 1825 reiste sie dahin ab, nachdem sie sich wieder mit Bohrmann ausgesöhnt hatte.

Bohrmann gelobte ihr, sie nie mehr durch seine Geldsucht zu kränken, dabei wußte er sie aber so einzufädeln, daß sie ihm bei ihrer Abreise, von ihrem Lotterie-Gewinn 9000 fl. übergab.

Sie hätte ihm mehr gegeben, wenn sie es gehabt, denn die Aussicht, wenigstens auf einige Zeit seiner los zu werden, machte sie so nachgiebig, daß sie Alles einging, was er forderte.

Sie hatte die Furcht, er wolle mit ihr reisen und dies wäre ihr unerträglich gewesen. Das übrige Geld, bis auf ungefähr 1500 Gulden für die Reise und den Aufenthalt im Bade, verschenkte sie buchstäblich, denn wer immer von Nahe und Ferne, ob dem Theater oder dem Theater nicht angehörig, zu ihr kam, erhielt Unterstützung.

Von einem armen Claviermacher, der in der Jägerzeile mit vielen Schulden belastet, nach Selbstständigkeit strebend, Meister wurde, erfuhr sie, daß er ausgepfändet werden sollte. Ohne den Mann je gesehen zu haben, schickte sie zu ihm; er kam zu ihr und obgleich die Künstlerin leidend im Bette lag, stand sie doch auf, öffnete ihre Chatouille und gab dem Claviermacher, ohne einen Schuldschein oder auch nur eine Empfangsbestätigung zu verlangen, 800 fl.

Dieser Mann erholte sich von seinem Unglücke wieder und brachte Theresen nach einem Jahre, die gegebenen 800 fl. zurück. Statt der Interessen wollte er ihr ein sehr schön gearbeitetes Querfortepiano zum Geschenke machen.

Nur weil Therese damals selbst in Geldverlegen-

heiten war, nahm sie die 800 fl. an, das Geschenk aber durchaus nicht und bemerkte:

Ich habe Ihnen die 800 fl. nicht geliehen, sondern geschenkt. Ich war damals glücklich geworden, und wollte deshalb auch andere glücklich machen. Ihre Lage bewog mich hiezu. Es fiel mir ein, was ich gelitten, als ich von einem hartherzigen Schurken gepfändet wurde und mein Habe bereits hätte transferirt werden sollen. Ich wollte einem erbärmlichen Menschenschinder die Freude, einen Unglücklichen zu bedrücken und zu berauben, vereiteln, und nun rauben Sie mir die Freude, Ihre Wohlthäterin gewesen zu sein.

O Sie bleiben meine Wohlthäterin, erwiederte der Bürger, Sie haben mir meinen ehrlichen Namen gerettet, meine Werkzeuge, meine Holzvorräthe mir gesichert, denn das wird Ihnen wohl bekannt sein, wenn man auch für viele Tausend Gulden Werth im Hause hat, daß eine gerichtliche Schätzung und Licitation, mehrere Tausend Gulden in einige Hundert Gulden verwandelt. Dies bedenkt freilich kein solcher Gläubiger, noch weniger ein herzloser Advocat; nur Sie haben es bedacht; Gott lohne Sie dafür!

Zu Anfang des Monats Mai 1825 reiste Therese ab. Ihr Aufenthalt in Marienbad fiel nicht nach den Wünschen der Aerzte aus, woran sie allein die Schuld trug.

Schon in Prag, im Gasthofe zum schwarzen Roß lernte sie einen Engländer kennen, der sie ganz verrückt machte.

Er begleitete sie nach Marienbad. Sie lebte aber dort nur der Liebe, nicht ihrer Gesundheit.

Ein Engländer! sagte sie einer Frau, welche Krones von Wien aus kannte, ein Engländer ist ein ganz anderes Wesen als ein Deutscher, von den Croaten, Ungarn, die ich kennen lernte, will ich gar

nicht sprechen. Mir hat mein ganzes Leben das Besondere gefallen, und mein „Großbritannier“ ist etwas „besonders Besonderes.“

Er ist so noble und fein! um mit mir zu eifern, ist er zu stolz, um mit mir, wenn ich Etwas ihm nicht recht mache, zu zanken, zu großmüthig. Er lacht und schäckert mit mir den ganzen Tag, und von ihm kann ich sagen, daß er mir wirklich jeden Wunsch vom Auge liest.

Das ist gut! versetzte jene Frau aus Wien, denn am Brunnen erzält man, daß er nicht deutsch verstehe und Sie nicht englisch sprächen; man wundert sich daher, wie Sie sich verstehen.

O wir verstehen uns perfect, und „nicht deutsch er und nicht englisch ich,“ das ist eine Verläumdung. Ich liebe Dich! habe ich ihm zu sagen gelehrt, und ich sage dafür: I adore you! das er mir beigebracht; mit diesen wenigen Worten kommen wir den ganzen Tag aus. An der Table d'hote reden wir sonst nichts mit einander. Beim Brunnen zischle ich ihm hundert Mal mein „I adore you!“ in die Ohren; er zischelt mir wieder das „ich liebe Dich!“ zu; die Leute glauben, wir führten lange Discurse mit einander, ach die Liebe ist so genügsam! Wozu auch der vielen Worte!

Da habe ich neulich am Brunnen eine Gräfin aus Wien in einer wundervollen Morgen-Toilette gesehen. Ich habe meinen Engländer mit Blicken auf den geschmackvollen Anzug aufmerksam gemacht. Ich habe ihm ins Ohr gesagt: „I adore you!“ in acht Tagen hatte ich dieselbe Toilette; er hat einen eigenen Courier nach Wien geschickt; er beschenkte die Kammerjungfer der Gräfin, um zu erfahren, welche Wiener Modistin das schöne Kleid besorgt, es war Madame Schoberlechner; ich habe das Kleid erhalten, und noch viel schöner als das der Gräfin, so daß die Com-

tesse, als sie mich wie ihr Ebenbild erblickte, vor Unwillen und Aerger noch in der Nacht abgereist ist. Da sehen Sie den Schmuck an. Keine Herzogin hat einen schöneren. Eine russische Fürstin hat sich nach dem Preise desselben erkundigen lassen; ja, hab ich mir gedacht, „beste Russin, da mußt Du früher aufstehen!“ Ich habe den Schmuck noch einmal in die Hand genommen; ich habe dem edlen Großbritannier zärtlich gesagt: „I adore you!“ Was thut er? Er sendet seinen Bedienten nach Hause um eine Tausend Pfund-Note; in dem Augenblicke kommt der Kammerdiener der Fürstin mit 5000 Rubel daher geflogen; allein Britanniens Flotte segelte schneller,

„mein war der Schmuck!
Die Czarin mußte weichen!“

Nun begehrt er aber auch Gegengefälligkeiten.

Zum Beispiel?

Wir haben ein deutsch-englisches Taschenwörterbuch im Hause. Wenn wir uns doch manchmal etwas Bestimmtes sagen wollen, so schlagen wir uns die betreffenden Worte nach. — Er suchte und suchte, endlich fand er einen ganzen Satz heraus:

Du — müssen — nicht — mehr — nach — Wien. Ewig — Du — bleiben — mein. — Noch — vierzehn — Tage — hier. Nach — London — dann. Mein — Weib — Du — sein.

Ich schlage sogleich die Worte auf:

I — never — will — leave — Vienna. — (Ich will Wien nie verlassen.)

Da fing er zu weinen an. Geweint hat er! — Endlich nimmt er seine Pistolen und zeigt mir, daß er sich erschießen wolle. — Ich falle ihm in die Arme; ich falle ihm um den Hals; ich falle ihm zu Füßen.

Ich schlage ihm englische Worte auf, die so viel

sagen, wie „Wien werde ich nie verlassen, liebst Du mich, so bleibe Du bei mir in Wien!“

Hierauf legt er seine Hand ans Herz, schwört mir pantomimisch Treue bis zum Grabe. Er reist nun mit mir nach Wien, allen meinen Anbetern zum Verderben.

Wie geht es Ihnen denn mit ihrer Gesundheit? Ihr Arzt ist mit Ihnen gar nicht zufrieden?

Mein Arzt? Der Pedant, der Meister Wunderlich, der kann mir gestohlen werden! Der Mann predigt in einem fort. Er hätte ein Geistlicher und kein Doctor werden sollen! Diät! Diät! ruft er mir zu. Beobachten Sie die strengste Diät! — Wann ich den Grillen dieses Aeskulap folgen wollte, käme ich so mager nach Wien zurück, daß ich in einer „Hollippe“ schlafen könnte. Betrachten Sie mich! Ich habe nie so gut ausgesehen. Liebe, Luft und leichter Sinn haben mir geholfen. Adieu, Frau von Bachmann! Dort kommt mein Insulaner, wir speisen heute auf dem „Hammerhof;“ es wird nur gekocht, was ich gern esse; ich werde meinem Doctor beweisen, daß ich mein bester Arzt bin!

Ende Mai reiste Therese mit ihrem Engländer nach Wien ab.

In Wien fand er Briefe, die ihn augenblicklich nach London beriefen. Er blieb kaum 24 Stunden in der Kaiserstadt. — Die Trennung soll herzzerreißend gewesen sein, aber in wieder 24 Stunden war Therese schon wieder getröstet.

Ein Theaterdirector kam aus einer Stadt Deutschlands an. Er warf seine Blicke auf die beliebte Künstlerin; er wollte sie für seine Bühne engagiren, aber sie zeigte weder Lust dem Director, noch seinem Institute anzugehören.

Dies pikirte den fremden Director.

Er, der gewohnt war, keinen Widerstand zu finden, beschloß ein eigenes Manöver anzuwenden.

Nach der Zurückkunft aus Marienbad trat Krones zu Anfang des Monats Juni zum ersten Male wieder in dem Quodlibet: „Die beiden Spadifankerl," auf. Krones legte sich aus ihrem reichen Repertoir die brillantesten Scenen ein. Trotz des herrlichen Frühlingsabends war das Haus zum Erdrücken voll. — Krones wurde mit einem Beifallsjubel empfangen, nach einer jeden Scene gerufen, sie mußte alle ihre Gesangsstücke wiederholen; ein wahrer Festabend wurde ihr von Seite des Publikums bereitet. Es fehlten nur Kränze und Blumen, die damals in Wien, wenigstens in den Vorstadt-Theatern, noch nicht von den Enthusiasten den Künstlerinnen zugeworfen wurden, sonst wäre der Erfolg ein vollkommener gewesen.

Nach dem Fallen des Vorhangs kam der fremde Director auf die Bühne.

Alle Schauspieler gingen ihm entgegen, und fragten ihn, wie er mit ihren Darstellungen zufrieden gewesen.

Er, ein eben so feiner und gewandter Weltmann, als tüchtiger Bühnenleiter, sagte den ersten Mitgliedern nur Verbindliches, pries Raimund, Korntheuer, pries die ersten Schauspielerinnen, welche mitgewirkt, nur der Krones sagte er kein Wort, obgleich sie wahre Triumfe gefeiert hatte.

Dies kränkte die Krones.

Sie ging auf den Director zu, und fragte ihn mit dem Tone verletzter Eitelkeit:

Wie, Herr Director, mir sagen Sie nichts? Für mich haben Sie kein freundliches, ermunterndes Wort? Habe ich denn schlecht gespielt?

O! Was fällt Ihnen ein! Sie wurden ja applaudirt!

Das weiß ich! Aber ein Urtheil aus ihrem Munde würde mich doch sehr erfreuen!

Was kann Ihnen an meiner Ansicht gelegen sein?

Gewiß Alles! Ein solcher Kenner! ein solcher Künstler, wie Sie, ein Mann gefeiert, wo er noch immer die Bühne betrat, in München, in Frankfurt, in Hamburg, in Berlin, in Wien! Gönnen Sie meinem schwachen Talente nur einige Anerkennung.

Sehr gerne! Aber —

Aber?

Ersparen Sie mir jede Bemerkung. Hier ist nicht der Ort!

Nicht? Wo denn?

Ich empfehle mich Ihnen, Fräulein Krones!

Mit diesen Worten schied der fremde Herr Director, den versammelten Schauspielern noch einige artige Worte zurufend.

Krones war wie vom Blitze getroffen.

Man mußte ihre Eitelkeit, die aufs Tiefste gekränkt war, kennen; man mußte ihren Ehrgeiz als Schauspielerin ermessen, um ihre Entrüstung zu beurtheilen.

Was soll das? fragte sie den Schauspieler Korntheuer.

Du gefällst ihm nicht, antwortete dieser. Mir auch nicht, setzte er trocken hinzu. Gute Nacht! Laß Dir nichts Unangenehmes träumen!

Zehntes Capitel.

Der Herr Director aus Süddeutschland hatte es schlau berechnet, auf welche Weise er sie an sich fesseln würde.

Hätte er ihr hundert Briefe geschrieben, hätte er

ihr die glänzendsten Engagements-Bedingungen angetragen, er würde sie nicht so schnell und so ganz gewonnen haben, als durch sein zurückhaltendes Kunsturtheil über sie.

Sie ruhte nicht, bis sie ein Lob aus seinem Munde hörte; sie bat ihn um seine Unterweisung, sie fragte ihn bei jeder, auch bereits mit Beifall gegebenen Rolle um seinen Rath; zu diesem Ende erbat sie sich fast jeden Tag die Ehre seines Besuches. Er kam und unterrichtete die Künstlerin.

Da der Herr Director zu seinem Besuche immer eine Stunde wählte, in welcher Bohrmann in der Wohnung der Krones nicht erschien, so waren Lehrer und Schülerin stets allein, nur die Vertraute der Letzteren hielt Wache, damit kein Unberufener die Lectionen unterbreche.

Eines Tages eilten die Secunden, Minuten und Viertelstunden doch gar zu schnell dahin, und Bohrmann stolperte bereits auf den Wohnsitz seiner Angebeteten los, noch einige Augenblicke, und er trat in das Hausthor.

Krones wohnte damals in der „Weintraube,“ nächst dem Theater.

Das Stubenmädchen erblickte Herrn Bohrmann mit Entsetzen. Wie ein Sturmwind brauste sie in das Zimmer, in welchem die Schauspielkunst gelehrt wurde und rief:

„Der „Herr“ kommt!“

„Geschwind unter diesen Tisch! rief Therese. Sie, Herr Director, darf er nicht sehen! Sie, Sie allein, darf er nicht bei mir vermuthen! Ich hätte die Hölle auf der Welt!“

„Ich mich vor diesem Manne verbergen? Unter einen Tisch kriechen, wie in der Komödie? Unmöglich!

Lassen Sie ihn nur kommen, ich werde eine Komödie mit ihm spielen!"

Schon hörte man Bohrmann an der Thüre und die Worte zu dem Stubenmädchen sprechen:

Wer ist bei ihr? Der fremde Director?

Jetzt erhob der Herr Director seine Stimme und wie ein Rasender donnerte er der Krones zu:

Sie sind eine Person ohne Charakter! eine Schauspielerin wie von einem Dorfe! Sie wollen Künstlerin heißen? Benimmt sich so eine Künstlerin?

Bohrmann trat leise ein, blieb an der Thüre lautlos stehen, und horchte ängstlich auf die Donnerschläge, die auf Theresens Haupt niederfielen.

Nicht die letzte Choristin wird sich so benehmen, wie Sie! Bilden Sie sich vielleicht ein, ein Frauenzimmer dürfe wortbrüchig werden? Nein Mamsell Krones, in Geschäftssachen niemals, und ich werde es Ihnen beweisen!

Bohrmann wollte sich bereits dem Herrn Director nähern, und um die Ursache dieser Straf redigt fragen, allein der Director schien ihn nicht zu bemerken und tobte in seinem Ingrimme fort:

Sie haben mich filoutirt, Mamsell, Sie haben mir einen Schaden zugefügt, den Sie gar nicht berechnen können; Sie haben mich wenigstens um 10,000 fl. gebracht! Sind Sie im Stande, mir diese Summe zu ersetzen? Ich bin vor Ihnen gewarnt worden! Ach, hätte ich nur meinen Freunden gefolgt! Ich argloser Mann traute Ihnen; nun sind 10,000 fl. verloren, verloren wie ein Betteljunge, den man in die Hölle wirft.

Zehn tausend Gulden! dachte Bohrmann. Heiliger Gott, wenn ich die hergeben müßte! Ich muß doch endlich fragen, was es gibt.

Bohrmann trat vor dem Director hin, grüßte ihn artig und redete Krones mit den Worten an:

Um alles in der Welt, was hast Du denn „angestellt,“ Resi? daß der Herr Director gar so aufgebracht ist?

Ach! Herr von Bohrmann, erwiederte der Director, seien Sie mir willkommen! So ist es mir doch gelungen, Sie hier zu erwarten! Ich bin ganz glücklich, Ihnen, dem umsichtigen, geistvollen, weltklugen, humanen Mann, meine Sache vortragen und Sie zum Richter über diese Person machen zu können! — Hören Sie! Vor vier Wochen schreibt sie an mich; ich war damals noch nicht in Wien, und bittet mich, ich möchte ihrem Bruder, der, wie ich höre, Mitglied des berühmten Theaters in Hotzenplotz ist, die von mir verfaßte Parodie des „gehörnten Siegfrieds“ zu seinem Benefice leihen. Ich möchte sie sammt der Partitur, den Sing- und Orchesterstimmen dem Fräulein nach Wien senden, in 14 Tagen würde ich durch dasselbe Fräulein Text und Musik dankbar zurück erhalten. — Ich Verblendeter, ich Thor, ich Unbesonnener ging in die Falle. Ich packe mein Cassastück und meine Cassamusik zusammen; ich selbst trage beide aus Aufmerksamkeit für die Collegin nach dem Postwagen; ich frankire das ein und sechzig Pfund schwere Packet absichtlich nicht, damit es desto sicherer und geschwinder ankomme; ich verzichtete für 14 Tage auf dieses brillante Zugstück. Ich warte und warte mit Sehnsucht auf die Retoursendung; mein Publikum wollte den „gehörnten Siegfried“ in 14 Tagen vielleicht 28 Mal sehen, ich kann das Stück nicht geben. Ich schreibe; — keine Antwort! Ich sende einen reitenden Boten; — kein Echo in dieser Felsenbrust; — endlich komme ich sebst — fordere

mein Eigenthum zurück, und wo befindet es sich noch immer? — in Hotzenplotz, bei dem Herrn Bruder in Hotzenplotz!!

Aber „Resi," sagte Herr Bohrmann verweisend, von dieser Geschichte weiß ich ja kein sterbendes Wörtchen. —

Das ist ja eben das Entsetzliche, daß Sie, Sie ganz allein von dieser Geschichte, Sie allein auf Gottes weiter Erde nichts wissen; daß der ganze Spuk hinter ihrem Rücken abgekartet wurde! Nun helfen Sie mir dieses Geschöpf in Stücken zu zerreißen, oder ich zerreiße mich selber vor Wuth und Galle.

Ruhig! Herr Director, überlassen Sie sich nicht ihrem Zorne allzu sehr, begütigte Bohrmann. Resi! wendete er sich nun an die Krones, was sagst Du zu deiner Vertheidigung? Stehe doch nicht so da ganz lautlos, sprich, Du bist ja dem Herrn Director eine Genugthuung schuldig.

Ach! Er läßt mich nicht zu Worte kommen! erwiederte Therese.

Schweigen Sie! herrschte ihr der Director zu.

Ich wollte sagen —

Schweigen Sie!

Ich wollte sagen, daß ich —

Schweigen Sie! wiederhole ich Ihnen. —

Erlauben Sie, Herr Director, fiel jetzt Bohrmann ein; Etwas muß sie doch von sich geben, es wird nicht Stich halten, ich weiß es. —

Stich halten! bei dieser Personage! Vergebliche Mühe! erwiederte der Director.

So sprich nun, Resi, versetzte Bohrmann.

Ich wollte sagen, daß ich den ganzen Monat Mai im Bade war.

Wären Sie bis wieder zum Mai im Bade geblie-

ben, diesen Schmutzfleck hätten Sie doch nicht wegwaschen können.

Nun sehen Sie, Herr Director, das kann man aber doch als Entschuldigung gelten lassen. Sie haben ihren Brief nach Wien adressirt, ihren reitenden Boten nach Wien gesendet, wie hätte Therese Ihnen da Antwort schicken können?

Das ändert die Sache nicht! Herr von Bohrmann, ich kann mich nur dann beruhigen, wenn Sie den „gehörnten Siegfried" übernehmen! Sie sind mir Mann genug für den „Gehörnten," wenn Sie sich dazu verstehen, so schweige ich. —

Gut! Ich bin Ihnen Mann dafür; in acht Tagen sollen Sie Bestätigung finden, ich will heute noch Anstalt hiezu machen. —

Sie retten mich aus der größten Verlegenheit. Wenn es nicht so gekommen wäre, ich hätte mir nicht zu helfen gewußt. — Ich danke Ihnen, Herr von Bohrmann, Sie stehen mir bei in meinen Intentionen; ich danke Ihnen dafür! — Ich empfehle mich jetzt zu geneigtem Andenken. Ihnen kein Adieu, Mamsell Krones, mich sehen Sie nie mehr, außer Herr von Bohrmann wünscht es durchaus.

Besuchen Sie uns zu jeder Stunde. —

Nur wann Sie zugegen sind! Sie kennen meine Grundsätze, Herr von Bohrmann! Den „gehörnten Siegfried" schärfe ich Ihnen noch einmal ein!

Er ging.

Als Bohrmann mit Theresen allein war, sagte er:

Was Du für unbesonnene Streiche treibst! Auf den „gehörnten Siegfried" hast Du gewiß vergessen. —

Freilich! Er kam mir ganz unerwartet. —

So schreibe doch sogleich an Deinen Bruder!

Wenn der Director nur nicht gar so grob gewesen wäre, übrigens ein charmanter Mann!

Ja, aber streng im Geschäfte, dies gefällt mir von ihm!

Eins kann ich nur nicht begreifen, durch welche Mittel er ein solches Glück bei Mädchen und Frauen macht.

Blos durch seine geschickte Art, sich auszudrücken! Er hat Dich zwar derb zurecht gewiesen, aber es war doch Alles gut, was er gesagt hat. Ich wollte mich gerne von ihm ausmachen lassen, wenn ich ihm nur Tag und Nacht zuhören könnte. — Ich werde ihn einladen. —

Gott bewahre! Da liefe ich weiter, als ich wüßte!

Nun, nun, bleibe nur! Deine Gegenwart ist jetzt besonders nothwendig. Du wirst ja durch deine Rathschläge eine unglückliche Ehe auflösen. —

Ist etwa gar Stephan angekommen?

Nun freilich, mit seinen Eltern und seinem Advocaten; — ich soll ihn Dir melden. Nach Mittag wollen sie alle herkommen.

Zu mir? Was wollen sie denn bei mir?

Du weißt doch! Stephans Vater schilderte mir voll Freude, daß Du so viele Theilnahme zeigtest, daß Du von Doctor Manquet eine eigene Instruction zur Scheidung aufsetzen ließest. Nun bitten Dich Vater und Mutter und Stephan, Du möchtest sie bei Doctor Manquet aufführen. —

Warum nicht gar! Sie werden den Weg ohne mich finden. —

Du bist verstimmt! Ich will heute nicht bei Dir speisen. Ich esse im „Lamm.“ Adieu! Therese.

Therese gab ihm keine Antwort.

Bohrmann ging.

Doch kaum war er fort, guckte der fremde Herr Director wieder zur Thüre herein.

Da bin ich wieder! sagte er, hab' ich gut gespielt? war es eine glückliche Idee mit dem „gehörnten Siegfried?"

Herrlich! lachte Therese, und sprang ganz ausgelassen im Zimmer umher.

Gott im Himmel! ist der Herr Bohrmann dumm! — Wo ist er denn jetzt hin? — Ich stand vis-à-vis unterm Hausthor und sah ihn nach der Stadt gehen.

Er speist im „Lamm."

So? dann speis ich hier. Bekomm' ich Etwas bei Dir, Schätzchen? Wo nicht, so lasse ich ein Diner bringen.

Ich bin dabei, daß wir miteinander diniren, nur heute nicht. Ich erwarte Besuche aus Agram, die mich verteufelt langweilen werden, aber ich muß die Visiten annehmen. —

Gut! — So esse ich auch im „Lamm," an Bohrmanns Tisch, er muß mir sein ganzes Zutrauen schenken.

In diesem Augenblick trat Bohrmann wieder ein.

Was Tausend! sagte er, Herr Director, Sie wieder hier? Sie wollten ja meine Resi nicht mehr sehen, — am wenigsten, wenn ich nicht zugegen?

Ich habe sie auch nicht angesehen, sie wird mir's bezeugen, ich wollte nur Sie sehen, Herr von Bohrmann, und Sie zum Speisen einladen. Im „Lamm" esse ich täglich; da geht es lustig her! Kommen Sie!

Du warst ja schon auf dem Wege dahin? sagte Therese.

Ja, allerdings! allein ich habe mein Parapluie vergessen.

Dein Parapluie? Es regnet ja nicht!

Es kann aber regnen! So ein Theaterdirector, wie dieser, macht alle Augenblicke ein anderes Wetter! Kommen Sie!

Eilftes Capitel.

Krones, welche, wie schon einmal bemerkt, die Unbeständigkeit in der Liebe erfunden zu haben schien, sah Stephan wieder, allein sie betrachtete ihn mit so gleichgiltigen Blicken, als wenn sie ihn nie gesehen.

Sie konnte ihm wohl ihren Beistand in seiner Angelegenheit nicht versagen; sie führte ihn, seine Eltern und den Agramer Advocaten zu Doctor Manquet; sie hörte die Scheidungsklage mit an; sie nahm aber an der Sache nicht das geringste Interesse und zeigte nicht einmal Theilnahme, als Manquet versicherte, daß nicht nur die Scheidung, sondern die Ungiltigkeit der Ehe bei den Gerichten unfehlbar ausgesprochen werden müsse.

Stephan konnte sich diese Kälte seiner Geliebten durchaus nicht erklären. Vor Kurzem überschüttete sie ihn noch mit ibrer Liebe, gefiel sich, ihn mit ihrer vollen Gunst zu beglücken, gab ihm sogar Hoffnung, ihn mit ihrer Hand zu erfreuen, und nun diese Lauheit in ihrem Betragen! Stephan war ganz consternirt, und er beschloß, sie, wie er sie allein sprechen würde, an ihre Betheuerungen, Verheißungen, mit einem Worte an ihr beiderseits geschlossenes Liebesbündniß zu erinnern.

Therese hielt sich nicht lange in der Kanzlei des Doctors auf, gab vor, einer Gesangsprobe beiwohnen zu müssen, schickte ihren Bedienten nach ihrem Fiaker und fuhr nach Hause.

Aber zu Hause erwartete sie ein großer Sturm.

Madame Weichselstamm harrte der Künstlerin, und empfing sie mit einem Hagel pöbelhafter Ausdrücke.

Ich weiß schon Alles! sagte sie, o ich habe auch

meine Spione und kenne die Minen, welche Sie gegen mich anlegen! — Sie haben mir meinen Gatten abwendig gemacht; Sie haben Gerichte und Polizei gegen mich gehetzt; Sie haben Stephan zu seinen Eltern nach Agram gesendet, Sie haben den Scheidungsproceß eingeleitet! Nun, wir wollen sehen, ob mein Mann den Proceß gewinnt, ob er von mir geschieden wird, ob der Doctor Manquet und der croatische Advocat, der mit Stephans Eltern mit hieher gekommen ist, ob Beide so geschickt und abgewichst sind, wie mein Rechtsfreund, Doctor Ohmeyer, der gegenwärtig Wiens berühmtester, pfiffigster und raffinirtester Advocat ist.

Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Rechtsfalle, erwiederte Therese, ob Sie Ihren Stephan behalten oder verlieren, ist mir gleichgiltig.

So? gleichgiltig! Was Sie sagen! Sie haben meinen Mann ja völlig verhext; glauben Sie, ich habe von den Fallstricken nichts erfahren, die Sie ihm gelegt haben. Alles weiß ich! Jeden Gang, jeden Schritt, jeden Tritt weiß ich, den Sie seinetwegen gemacht; von der Fahrt nach dem Spitze, die Sie mit ihm unternommen, bis zur letzten Zusammenkunft in der Roßau. Das Stubenmädel zum Hahn in der Roßau habe ich als Kupplerin auf dem Schub nach Hause bringen lassen. O, mit Geld setzt man Alles durch, und mein Geld soll mir auch Satisfaction gegen Sie — Sie — Männerverführerin, Ehestörerin, Partitenmacherin, verschaffen, und sollte es mich alle meine Häuser und meinen Kopf dazu kosten!

Therese schlug eine laute Lache auf.

Worüber lachen Sie, Sie Unverschämte?

Ich lache, weil Sie sich gerade meinem großen Spiegel vis-à-vis befinden, und also mit einem Blick sehen können, daß man sich so nicht geberden muß, wenn

man alt, häßlich, ungestaltet ist, um einen Mann zu erobern.

Das ist Geschmackssache, und trotz meines Alters, meiner Häßlichkeit und Dicke tausche ich doch nicht mit Ihnen, Mamsell. Ich bin gesund, verstehen Sie mich, und kann, wenn es Gott gefällig, noch lange leben, indeß Sie in einer schlechten Haut stecken! Noch ein Par „Jahrln" wird es gehen, aber dann wird ihr Körper hinwelken, er ist schon so, daß sie im Lazareth gesündere haben, als Sie sind, und Sie werden zusammen brechen, und aus wird's sein, und hinaus werden sie Sie „radeln" nach St. Marx, wo alle Jagden auf Junggesellen, Ehemänner und Witwer aufhören, und nur noch die Lügen auf den Grabsteinen zu finden sind, wenn etwa auch auf Ihr Epitaphium geschrieben werden sollte:

„Hier liegt eine honnette Person!"

Therese ward über diese Worte der frechsten und gemeinsten Bosheit völlig sprachlos. Sie riß die Thüre auf, und schrie: „Hinaus! erbärmliches Weib, oder ich rufe den Bedienten, und lasse Dich hinauswerfen!"

Einen Bedienten haben Sie auch! höhnte Madame Weichselstamm, gewiß auch als Liebhaber, denn Sie haben ja die Liebhaber in allen Classen!

Johann! Johann! tobte Therese, ergriff den Glockenzug und läutete förmlich Sturm; aber Johann erschien nicht, sondern Stephan, und mit ihm sein Vater, seine Mutter und der Advocat aus Agram traten ein.

Frau Weichselstamm erblickte kaum ihren Gatten, so flog sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn:

Da bist Du ja! jauchzte sie; Stephan, mein Leben! Nun will ich aber auch nicht mehr von Dir weichen, und würde man mich in Stücken von Dir loslösen.

Stephan entwand sich ihrer Umarmung, und flehte: „Lieber Vater! stehen Sie mir bei! Das ist das entsetzliche Weib, das mich bestrickt hat, das den Taufschein fälschte, um Ihre Einwilligung zu der unglücklichsten Ehe, die noch je geschlossen wurde, zu umgehen.

Ich hab sie mir „schiech“ (scheuerregend) sehr „schiech“ vorgestellt, bemerkte der Advocat, aber so schiech doch nicht! Armer Stephan, waren Sie denn blind?

Lassen Sie meinen Sohn in Ruhe, sagte Frau Oblevits streng und mit starker Betonung, oder Sie sollen eine Mutter kennen lernen, der Sie das größte Herzeleid zugefügt haben.

Wenn ich Ihnen etwas rathen darf, bemerkte der Advocat, so machen Sie, daß Sie schnell von Wien fortkommen, denn Sie haben ein Document verfälscht, Behörden und Geistlichkeit betrogen. Es muß Sie das Gericht ergreifen, und dann können Sie sammt ihrem Reichthum in ein Loch gesteckt werden, das Sie sobald nicht verlassen sollen! Ihre Ehe ist ungiltig, Vater und Mutter und ich als Advocat, sind hier, um gegen die betrügerische Heirat zu protestiren; die Anzeige ist bereits gemacht und der Bursche, welcher den Taufschein nach Ihrem Auftrage fälschte, verhaftet worden.

Jetzt Madame, sagte Krones, werfen Sie einen Blick in den Spiegel, betrachten Sie Ihr kreideweißes Kupfergesicht und sagen Sie noch ein Mal, daß Sie mit mir nicht tauschen wollen!

Ich habe Geld! kreischte Frau Weichselstamm, und trotze Euch Allen! — Stephan muß mein bleiben, und müßte ich als Bettelweib sterben! — Ich habe Geld, was kann mir geschehen! Ich weiß schon, was ich bei Gericht zu sagen habe! Ich werde die

Wahrheit angeben: Stephan hat den Taufschein fälschen lassen, nicht ich, er hat's gethan, mich zu betrügen und mein Geld zu erwerben! Er hat Geld und Sachen von Werth angenommen. Er hat mich einen schändlichen Ehecontract zu unterschreiben gezwungen. Er ist der Betrüger und wird Eines von uns beiden verhaftet, so ist er es. Und ehe ich ihn aufgebe, bringe ich ihn ins Zuchthaus! Fräulein Krones, dann retten Sie ihn noch einmal!

Mit diesen Worten flog sie zur Thüre hinaus.

Die armen bekümmerten Eltern zitterten und bebten vor Entsetzen. Die unglückliche Mutter wußte vor Kummer sich nicht zu fassen und fing heftig zu weinen an.

Fasse Dich, beruhigte sie der Vater; erinnere Dich, was Doctor Manquet sagte: Wir bedürfen nur noch eines Zeugens. Wie wir erfahren haben, ist dies Frau von Tusch; gewinnen wir diese, sagt diese gegen die Weichselstamm aus, gibt sie an, welche Netze sie gesponnen, Stephan dahin zu bringen, daß er ihr zum Altar folgte, dann ist die Sache schnell aus.

Frau Tusch thut wohl für Geld Alles, antwortete Therese, wenn sie aber erfährt, daß ich die Hand im Spiele habe, so verräth sie nichts. —

O mir, dem Rechtsfreunde Stephans, wird sie schon beichten, bemerkte der Advocat. Ich gehe zu ihr und beichtet sie auch nicht, so weiß ich ja jetzt, was der alte Drache bei Gericht vorbringen will, sie hat es ja gesagt, aber damit wird sie nicht durchdringen!

Madeleine unterbrach die Scene und flüsterte ihrem Fräulein Etwas sehr leise zu.

Nicht möglich! erwiederte Therese.

Ihre Gesichtszüge wurden heiter.

Wenn es keine Falle ist! bemerkte Therese.

Gewiß nicht! versetzte Madeleine. Herr Doctor

Manquet bürgt dafür! Sie hat einen Brief von dem Doctor, an Sie, Fräulein. —

Da will ich doch sogleich mit ihr sprechen. Ist sie hier?

Ja.

Ich bitte die Gesellschaft einen Augenblick um Entschuldigung; ich habe einen Besuch zu empfangen, und bin gleich wieder hier.

Krones entfernte sich mit Madeleine.

Was mir am schwersten aufs Herz fällt, sagte jetzt Stephans Vater, ist Dein Ehecontract! Dieser Ehecontract ist ganz so gemacht, wie ihn ein raffinirter Mensch aufsetzen läßt, der vor der Heirat keinen andern Gedanken hat, als sein Weib ehestens zu verlassen und einen großen Theil ihres Vermögens bei der Scheidung zu erobern.

Aber dieser Ehecontract wurde zurückgewiesen, mit 1000 Gulden in Banknoten bei den Gerichten hinterlegt. —

Das wird nicht gelten! Der Contract wurde doch aus- und unterfertigt, die böse Absicht ist ersichtlich. — Dann, fuhr der Vater fort, sind Zeugen vorhanden, daß Du — — —

Krones kehrte in die Gesellschaft zurück, und am Arme führte sie Frau von Tusch, welche sie mit den Worten vorstellte:

Frau von Tusch, welche Doctor Manquet mir sendete, um gegen die abscheuliche Frau auszusagen, und die Aussagen bei Gericht eidlich zu bekräftigen, die Stephan um seine Freiheit brachten. Frau von Tusch und ich waren zwar in Feindschaft, aber die Bereitwilligkeit, mit der sie beitragen will, Familienjammer zu endigen, haben uns einander wieder näher gebracht, und wir haben keinen Groll weiter im Herzen.

Gewiß nicht! versetzte Frau von Tusch. Ich auf keinen

Fall, betonte sie sehr auffallend, und Therese würde diese Betonung ganz sicher bemerkt haben, wenn sie nicht zu sehr mit Frau Weichselstamm in ihrem Innersten beschäftigt gewesen wäre, deren schmachvolle Aeußerungen einen unvertilgbaren Eindruck bei ihr hinterließen.

Wir haben also von Ihnen die besten Aufschlüsse zu erwarten? forschte Oblevits. Ich bin Stephans Vater und segne Sie, wenn Sie durch Ihren Beistand meinen armen Sohn aus seinem Bedrängniß retten.

Sorgen Sie nicht, erwiederte die Tusch. Das, was ich den Behörden mittheilen werde, wird dem Processe eine ganz andere Wendung geben. Ich werde um so entscheidender wirken können, als ich noch einen gewichtigen Zeugen aufbringe, einen Zeugen, bei welchem es mich wundert, daß Herr Stephan Oblevits nicht an ihn dachte. Es ist der Bediente Michael, er ist ganz auf unserer Seite; da er aber seinen Dienst durch diese Scheidung verliert, und jede Aussicht auf eine Versorgung für die Zukunft, so muß er entschädigt werden, und diese Entschädigung, die er verlangt, ist nicht gering.

Zwölftes Capitel.

Das Motiv, der Tusch um jeden Preis die Freundschaft der Krones wieder zu gewinnen, war ein Brief, den sie aus Polen erhielt. Ein polnischer Cavalier, den sie vor mehreren Jahren in Karlsbad kennen gelernt hatte, und von dessen Reichthum und Hang zu einem wüsten Leben, sie viele Vortheile zu erwarten hatte, schrieb ihr Folgendes:

„Im Juni 1826 komme ich nach Wien. In Ihrem Salon, von dem Sie mir so viel erzält haben, hoffe

ich alle die Schönen zu finden, von welchen jetzt die junge Männerwelt begeistert ist. Das sogenannte „Tausendgulden-Kraut," die schwarze Venus, die beiden Schwestern Hefki, und vor Allem Therese Krones, von der mir Schilderungen zukommen, die mich völlig wahnsinnig machen, daß ich sie nicht schon längst kennen gelernt habe. Bereiten Sie sich vor, mir angenehme Tage in ihrem Hause zu gewähren. Ich bringe viel Geld nach Wien, und kann jedes Vergnügen, das Sie mir verschaffen, reichlich bezahlen."

Auf diesen Grafen, sagte Frau Tusch, habe ich schon längst speculirt. Ich habe ihm in Karlsbad die Bekanntschaft einer Frau verschafft, zu welcher er auf keinen Fall hätte gelangen können, und er honorirte mir diesen kleinen Liebesdienst mit 200 blanken Ducaten. Wenn ich ihn nun in Wien habe, wie freigebig wird er sein, besonders wenn er gleich am ersten Abende Therese Krones bei mir findet.

Die Krones auf directem Wege mit mir zu versöhnen, wird mir schwer werden, und ich riskire, nach dem letzten Affront, den ich ihr auf dem Balle der Weichselstamm bereitet, daß sie mir die Thüre weist. — Aber was fällt mir bei dem Namen Weichselstamm ein! Krones ist ja mit dieser wegen Stephan total zerfallen und wendet Alles an, die Scheidung derselben von Stephan durchzusetzen! Manquet hat mir neulich die ganze Geschichte im Theater erzält; Manquet hat mir zu verstehen gegeben, daß ich, wenn ich die Weichselstamm nicht schonen wollte, in dem Ehestandsungiltigkeits-Processe den Ausschlag zu geben vermöchte! Was liegt mir an der Weichselstamm! Ich muß jetzt die Krones gewinnen, und Doctor Manquet muß der Vermittler sein!

Die Krones soll mein Hauptköder für den reichen

polnischen Grafen und seine Generosität sein! Und meine Rache? meine Rache an der Krones, soll ich die aufgeben? — Soll ich die Beschimpfung, die sie mir in dem Hause des Barons zugefügt, in meinem Herzen begraben? — Blieb sie bisher nicht immer im Vortheile gegen mich? Wurde mein Plan, ihr Verständniß mit Graf Bromheim aufzudecken, nicht vereitelt? Jubelte sie nicht, als der französische Oberst mir die beleidigendsten Dinge sagte, und ging sie nicht aus allen Beschuldigungen hervor wie die Sonne aus den Wolken? Bei der Verdächtigung mit dem gestohlenen Schmucke triumphirte sie ja neuerdings über mich! — Geduld! Unsere neue Freundschaft wird mir Anlaß geben, sie nur in nene Verlegenheiten zu stürzen; einmal wird mir der Satan sicher beistehen, sie in ein wahres Labyrinth von Schimpf und Schande zu bringen! Ihr Leichtsinn wird meinen Planen entgegen kommen. Wir schließen nur Waffenstillstand, Fräulein Krones, so lange Graf Jarosinsky in Wien sich befindet. Während dieser Zeit wollen wir leben wie die Turteltauben, habe ich aber den Grafen benützt wie ich wünsche, und er reist wieder ab, — dann ziehen wir die Schwerter aus der Scheide, und das kürzere Schwert werden sie ziehen! —

Der Monolog der Frau Tusch wurde durch die Visite des Herrn von Hetscherlsberg unterbrochen.

Sie haben mich rufen lassen, gnädige Frau, sagte er bei seinem Eintritte.

Ja, erwiederte sie. Ich that es ungern, denn im Herzen hasse ich Sie und verabscheue ich Sie, wie man immer nur einen schlechten und bei solcher Schlechtigkeit auch noch strohdummen Menschen hassen und verabscheuen kann. Aber es geht mir mit Ihnen wie Napoleon mit Massena. Als man Napoleon tausend Schandthaten von diesem Marschall zu Gehör

brachte, sagte er: „Ich weiß es, Massena ist ein nichtswürdiges Subject, aber ich brauche ihn. Hätte ich zwei Massena, den einen davon würde ich ganz gewiß hängen lassen!“

Euer Gnaden sind gar zu gütig! erwiederte Hetscherlsberg, verneigte sich und küßte der Frau von Tusch die Hand.

Also, lieber Massena-Hetscherlsberg, ich brauche Sie ebenfalls.

Ich stehe zu Diensten, Euer Gnaden.

Sie kommen in den Salon meiner Gegnerin, meiner Feindin, die mir alle hübschen Damen und reichen Cavaliere abwendig gemacht hat, die mich unaufhörlich lästert, und mich dennoch in all' meinem Thun und Treiben nachäfft. Ich kann dies nicht länger mitansehen, mein Geschäft, mein Ruf, meine Projecte und Plane leiden dadurch. Meine Concurrentin hat damit angefangen, Sie zu gewinnen. Sie waren es, der mir meine schönsten Damen förmlich abredete, und als mich die Damen verließen, so zogen die Herren ihnen nach. Meine Anstalt ist völlig verwaist; sagen Sie mir vor Allem, was hat Ihnen Frau von Löselsfeld gegeben, daß Sie ihr meine Kundschaften zuführten?

Ich bitte, Euer Gnaden, so Etwas von mir nicht zu glauben.

Ich glaube nicht nur an Ihre Nichtswürdigkeit, ich habe Beweise davon. Läugnen Sie nichts. Die Zeit ist auch viel zu kostbar, um sie von ihrer Seite mit lügenhaften Betheuerungen ihrer Unschuld und Ehrlichkeit zu vergeuden, und mir ist die Zeit zu werth, um fades Geschwätz anzuhören. Kommen wir zur Sache! Was trug Ihnen ihr Verfahren gegen mich bei der Löselsfeld ein?

Nichts! Nichts! antwortete Hetscherlsberg.

Bringen Sie mich nicht auf! Ich will Ihnen ja auch Geld geben, viel Geld, wenn Sie nun die Waffen gegen meine Feindin kehren. Ich höre, Sie stecken schon wieder bis über die Ohren in Schulden, und die Lösselsfeld, von Ihrer pitoyablen Lage unterrichtet, läßt Sie stecken, weil sie wähnt, sie, die Madame, wäre schon über den Berg drüben; also reden Sie, kann ich Sie aus dem Sumpfe, in welchem Sie zu versinken drohen, herausziehen, so bin ich bereit. Seien Sie doch nicht so bornirt. In der Absicht, sich bei mir schön zu machen, verwickeln Sie sich nur in eine wilde Geschichte.

Das ändert die Sache, Euer Gnaden. Euer Gnaden haben den Massena bei der rechten Seite gepackt; er gibt Ihnen sein Wort, er geht zum Feinde über.

Wann?

Sobald Sie es wünschen.

Kommt er mit seinem ganzen Armee-Corps in mein Lager?

Bis auf den letzten Tambour!

Und ist kein Verrath im Hinterhalte?

Wie wäre dies möglich! Belohnen Euer Gnaden Ihren Massena erst, wenn er mit Mann und Maus bei Ihren Fahnen angekommen ist.

Gut! — Vor Allem, wie ist denn das sogenannte „Tausend-Gulden-Kraut" zu gewinnen?

Machen Euer Gnaden ein Tausend-Thaler-Kraut daraus, und Sie haben sie.

Und die „schwarze Venus?"

Wenden Sie Ihren Einfluß an, daß ihr Vater wieder die verlorne Cassierstelle bei dem Fürsten —h— erhält, dann darf er abermals nach Wien.

Dies hoffe ich durchsetzen zu können.

Und die Schwestern Hessy?

O, das ist das Leichteste! Hier muß die Mutter ge-

wonnen werden, und diese ist zu gewinnen, wenn Sie ihren Liebhaber aus dem Schuldenarrest befreien. —

Vermögen denn dies nicht die Töchter?

Die werden sich hüten! Ich höre, die Töchter haben es veranlaßt, daß der arme Kerl schon neun Monate wegen 1000 fl. Wechselschulden unter vier Mauern begraben ist.

1000 fl.? Viel Geld! —

Sie richten es mit 500 fl. — Der Gläubiger, welcher den unglücklichen Menschen festsetzen ließ, verkauft den Wechsel, welcher den Arrest nach sich zog, vielleicht um die Hälfte. — Sie lassen sich denselben mit allen Rechten cediren und drohen der Alten, daß, wie sie nicht ihre beiden Töchter Ihnen freundlich gesinnt macht, Sie den jungen Herrn wieder in den Schuldenarrest setzen ließen, und trotz der überstandenen neun Monate, ein volles Jahr einstecken würden.

Ich sehe, Sie meinen es gut mit mir. Da! nehmen Sie vorläufig eine kleine Erkenntlichkeit. Es ist eine Banknote von 100 fl.

Eine Drangabe, Euer Gnaden! Ich spreche meinen Dank aus.

Kann ich schon am nächsten Sonntage auf den Besuch mehrerer Freundinnen der Löselsfeld rechnen?

Das „Tausendguldenkraut" und ihre Schwester laden Euer Gnaden schriftlich zum Speisen ein; daß Beide kommen, wird meine Sorge sein!

Und die übrigen Damen!

Eine nach der Andern, in acht Tagen sind sie sämmtlich bei Ihnen!

Und die Herren!

Wenn das „Tausendguldenkraut" erzält, daß es mit der Schwester bei Ihnen dinirt, so werden

sich zehn junge Herren um die Couverts bei ihrem Tische reißen. Ich bringe den Hospodar Fürsten Tolocki mit, der bezahlt 300 Ducaten, wenn er von der Parthie sein kann.

Spielt er?

Wie ein Wahnsinniger!

Herr von Hetscherlsberg, Sie machen ihre Versündigungen gegen mich auf die brillanteste Weise gut. Sie fangen an, mir ungemein zu gefallen!

Ach! Euer Gnaden, wenn das ihr Ernst wäre!

Was wollen Sie damit sagen?

Haben Euer Gnaden nicht schon früher meine Liebe zu Ihnen bemerkt.

Sie sind heute voll guten Humor!

Euer Gnaden sind eine sehr schöne Frau —

Gewesen —

Sie sind es noch! Ihr Portrait, das Sie vor zehn Jahren malen ließen, sieht aus als wenn Sie gestern dazu gesessen hätten.

Ich habe mich wohl wundervoll erhalten.

Euer Gnaden sind eigentlich schöner geworden. Vor zehn Jahren waren Sie nicht so voll, Ihr Teint war nicht so fein, Ihr Auge glänzte weit weniger als jetzt.

Weshalb sagen Sie mir dies Alles?

Wollen sich denn Euer Gnaden nicht mehr verehligen!

Würden Sie mir ihre Hand reichen?

Ich würde es für mein höchstes Glück halten, Sie zur Rittersfrau von Hetscherlsberg zu machen.

Ich kann, ich darf nicht heiraten.

Die Ursache?

Davon ein ander Mal!

Ich bitte Euer Gnaden, sagen Sie mir die Ursache!

Eine Hauptursache liegt in meinen Unternehmungen. Zu einer Frau ohne Mann haben Frauen und Herren weit mehr Zuneigung und Zutrauen, als zu einer, die einen Gemal hat. —

Die Löselsfeld hat einen Mann. —

O ja! Aber einen Mann, der wie ein Bedienter gehalten wird. Er darf ihr Gesellschaftszimmer mit keinem Fusse betreten; gibt sie Bälle und Assembléen, muß er in ein Hinterstübchen; in dieses sendet sie ihm eine Bouteille Wein und den Abhub von der Tafel; um neun Uhr Abends kommt sie nachsehen, liegt der Gatte noch nicht im Bette, so läßt sie ihn von ihren Domestiken ausziehen und in sein Bett tragen. Möchten sie auch ein solches Leben führen?

Herr Löselsfeld ist alt, ich bin jung. —

Ich bin eine Hyäne als Frau.

Ich ein Lamm als Gemal.

Sie wollen mein Geld heiraten! Sprechen wir von etwas Anderem.

Ich werde jetzt die gewünschten Einladungen schreiben. Führen Sie mir so schnell als möglich die gesammte Gesellschaft, wie sie jetzt bei der Löselsfeld zu finden ist, hieher.

Für die schwarze Venus müssen Sie sorgen! Die Cassiersstelle für ihren Vater und die Aufhebung seiner Verweisung, die sein Fürst bewirken muß, ist unerläßlich! Wie die Schwestern Heffi zu erringen, habe ich Ihnen gesagt. Der Wechsel über 1000 fl. liegt in der Kanzlei des Doctors Mörder. Die andern Damen, welche Frau von Löselsfeld besuchen, ziehen nach. Die Löselsfeld wird banquerott!

Dreizehntes Capitel.

Die Ankunft des polnischen Grafen.

Am 30. September 1825 wurde im Leopoldstädter Theater zum ersten Male „Gisperl und Fisperl" gegeben.

Dieses Stück verdankte seine Entstehung einer Wette.

Es herrschte nämlich die Meinung, daß, nachdem Raimund sich des Wiener Publikums so sehr bemächtigt hatte, daß dasselbe kein Stück mehr sehen wollte, ohne daß er darin in einer Hauptrolle erscheine, so wäre es bei solcher Beliebtheit Raimunds, unmöglich, ein Cassastück zu schaffen, welches Ignaz Schuster in seinem bekannten Wirkungskreise beschäftige.

Ein junger griechischer Großhändler, Oekonom war sein Name, wettete, es sei möglich; ein anderer Großhändler, Herr Schweyer, wettete dagegen.

Die Wette betrug fünfzig Flaschen Champagner, wovon die Hälfte dem Dichter, der ein Cassastück für Schuster zu schreiben vermöchte, zufallen, die andere Hälfte von den Zeugen der Wette im Hôtel zum „goldenen Lamm" getrunken werden sollte. Brächte der Dichter ein Cassastück für Schuster nicht zuwege, so sollten alle fünfzig Flaschen von den Wettenden und den Zeugen an zehn Abenden geleert werden.

Die drei Dichter des Leopoldstädter Theaters: Bäuerle, Gleich und Meisl wurden von Doctor Manquet aufgefordert, für Ignaz Schuster ein Zugstück zu verfassen. Das Honorar wurde auf 800 fl. erhöht. Bäuerle schrieb „Gisperl und Fisperl" und gewann den Preis.

Diese Posse wurde wohl an hundert Mal in anderthalb Jahren aufgeführt, und immer mit dem größten Beifalle und bei außerordentlichem Zuspruche.

Die Hauptrollen waren in den Händen Ignaz Schusters und Korntheuers, der Schauspielerinnen Ennöckl und Krones.

Wie diese Künstler darin gewirkt, wird älteren Theaterfreunden noch im Gedächtniß sein. Am ersten Abende dauerte das Herausrufen der Mitwirkenden fast so lange, als ein Act des Stückes.

Ein Quodlibet, in welchem Schuster und Krones unvergessen bleiben, dann ein Duett, in welchem beide bald lachten bald weinten, machten ein solches Furore, daß Schuster und Krones diese Gesangsstücke an jedem Abende zwei und drei Mal singen mußten.

Bei der fünfzigsten Vorstellung dieses Stückes sah man in der linken Loge am Proscenium einen eleganten Herrn, dem Therese Krones dergestalt gefiel, daß sein Klatschen und Bravorufen völlig lächerlich wurden.

Nachdem er das eben besprochene Duett gehört, wurde er von der Künstlerin so hingerissen, daß er ihr große Pakette mit Bonbons auf die Bühne warf.

Das Publikum war von dem übertriebenen Enthusiasmus höchlich indignirt. Es hätte den Herrn in der Loge bald ausgezischt. Schuster bannte durch ein glückliches Extemporiren den Unwillen des Parterres. Er hob eine Düte mit Zuckerwerk auf, und indem er sie der Krones überreichte, sagte er:

„Gisperl, wenn Dir dieses Skarnitz mit Zucker „an den Kopf geflogen wäre, würde Dich ein süßer „Tod getroffen haben."

Beschämt zog sich der Fremde in den Hintergrund seiner Loge zurück, und applaudirte jetzt minder Aufsehen erregend.

Als das Theater zu Ende war, ging der Unbekannte von einem Diener in polnischer Tracht begleitet, nach dem Gasthofe zum Lamm, dort ein Souper einzunehmen.

Sein Diener verfügte sich in die sogenannte „Schwemme" desselben Gasthofs, und setzte sich an einen Tisch, an welchem nur Domestiken saßen.

Du hast einen närrischen Herrn, redete der Bediente eines Barons den Polen an. Ich war auch im Theater, bemerkte Deinen Cavalier, wie er applaudirte, und sah Dich später wie einen Leibeignen vor der Thür seiner Loge stehen. Ist denn das bei Euch so Sitte, daß man große Papiermassen mit Zuckerwerk den Schauspielern an die Köpfe wirft?

Mein Herr immer werfen! Im Theater werfen, im Wirthshaus werfen, Gläser, Flaschen werfen, im Caffeehaus werfen, mich werfen, in das Gesicht werfen, schon Loch in den Kopf werfen!

Nun das sollte er mir thun, erwiederte der Bediente, der so eben den Polen angesprochen, ich würde ihn auch werfen, in seinem eigenen Zimmer würde ich ihn aus dem Fenster oder aus der Thür werfen.

O Du nicht so stark sein! Mein Herr Bär sein, mich und Dich zu Boden werfen und mit Füssen treten!

Nun da bezahlt er wenigstens gut, wenn er den Bären spielt?

O nein! Alles Schuldigkeit, gar nicht Lohn gibt er, nur Kleider, Nahrung, nur freigebig mit Branntwein.

Aber Deine Zeche bezahlt er doch?

Selbst zahlen!

Wenn Du aber keinen Lohn bekommst?

Von ihm nicht, aber von andere Leute; meist Trinkgeld von Damen, denen er Präsent macht. In Warschau von einer Tänzerin erhalten vor Jahr, sechs Ducat — leb noch davon.

Ist Dein Herr reich?

Manchmal!

Wie denn manchmal? Hat er den nicht immer Geld?

Jetzt wieder, sehr viel Geld, vorigen Winter nichts! Mein Herr groß Narr sein, aus Polen fort, in meinen Kleidern hint auf dem Wagen er; ich drin im Wagen als Herr.

Vielleicht hat er sich geflüchtet.

O nein; keinen Paß erhalten!

Aber wenn Du als Herr gereist bist, mußtest ja Du einen Paß gehabt haben?

Falsch Paß! gereist als Kaufmann.

Wenn Sie das entdeckt hätten in Polen, wär' es Euch beiden schlimm ergangen.

Meinen Herren nicht, nur mir! Schläg ich bekommen, er nichts! nichts!

Da kennt sich der Teufel aus!

Während die beiden so sprachen, führte der Unbekannte im sogenannten „Extrazimmer" im „Lamm" mit einem alten Freunde aus Warschau, dem er zufällig im Wirthshause traf, folgendes Gespräch:

Wie lange gedenkst Du hier zu bleiben?

So lange ich Geld habe.

Hast Du viel Geld?

5000 Ducaten!

Da wirst Du nicht lange damit auskommen.

Dann mache ich Schulden.

Und wer bezahlt diese?

Meine Frau muß sie bezahlen, will sie mich wieder sehen.

Hast Du Urlaub von der Regierung.

Nur um mich in Warschau aufzuhalten, wo ich Krongelder faßte. Diese Krongelder habe ich auch.

Wie viel?

Nach österreichischem Gelde ebenfalls 5000 Ducaten.

Diese wirst Du doch nicht ausgeben?

Ganz gewiß!

Da wanderst Du ja ins Gefängniß.

Ja, wenn ich ohne Geld zurück käme, aber meine Frau muß auch die Krongelder schaffen. Ehe sie mich Gefahren aussetzt, gibt sie mit vollen Händen.

Wenn sie es nur hat!

Sie muß es haben! Ihr Vater muß ausrücken!

O rechne auf diesen nicht, der ist der größte Geizhals! Eher stirbt er, als er Dir einen Kopecken sendet.

Soll sterben! Er lebt mir ohnehin schon zu lange.

Unglücklicher Severin! Du bist noch immer der Alte! Ich prophezeihe Dir nichts Gutes.

Prophezeihst Du auch? Sonderbar, daß mir so viele Leute prophezeihen. Die erste Prophezeihung mußte ich in Wien hören. Ich war im Jahre 1813 in der Erziehungsanstalt des Herrn Pleban am Hohenmarkte. Ich läugne nicht, daß ich ein toller Junge war, und in Plebans Hause das Unterste zum Obersten kehrte. Besonders ärgerte ich seine Frau, die den ganzen Tag mit mir haderte und zankte. Reichel, der später Schauspieler wurde, und unter dem Namen Küstner jetzt großen Beifall findet, war mein Lehrer in der deutschen Sprache. Er gab sich alle Mühe, mir den polnischen Accent abzugewöhnen und wurde häufig unartig, wenn ich seine Anleitungen nicht beherzigte. Einmal schimpfte er mich einen podolischen Stier! — Darüber warf ich ihm ein Tintenglas an den Kopf, und als er über und über mit Tinte begossen war, sagte ich: „Jetzt sind Sie ein österreichisches Schwein!" — Da kam Madame Pleban, die den Spuk mit ansah, auf mich zu, und riß mich wüthend an ein Fenster. — Es wurde gerade einem Mörder auf der Schandbühne das Todesurtheil von

dem großen Balcon des Gerichtshauses am Hohenmarkte vorgelesen. „Da blicken Sie hin, kreischte die Frau, so wird es eines Tages auch Ihnen ergehen, wenn Sie es so forttreiben wie bisher!" — Mein Vater hatte für mich in dieser Erziehungsanstalt 1000 Ducaten bezahlt, und ich sollte mich für so viel Geld beschimpfen lassen? — Ich schrieb sogleich an meinen Vater, schrieb ihm, daß ich in Plebans Institut nichts lerne und verlangte nach Hause. Nach sechs Monaten holte mich mein Vater, und bestimmte mich dem Militärstande. Ich diente dem Kaiser Napoleon unter Poniatowsky. — Ich lernte die Tochter einer Majorswitwe kennen. Als sie mir nicht mehr gefiel, verließ ich sie. Da geberdete sich die Mutter wie eine Wahnsinnige und prophezeihte mir, „in der ersten Schlacht würde Gott mich durch eine Kugel tödten lassen." Ich aber ging unerschrocken ins Treffen, und statt einer Kugel schmückt mich nun ein Orden. Da ich jetzt in Civildienste getreten, bin ich Reichsmarschall in Mechilow geworden. Beide Prophezeihungen sind zu Schanden gemacht, die dritte, mein Freund, mit welcher Du mir drohst, wird ebenfalls unerfüllt bleiben. —

Ich wünsche es. — Wo wohnst Du?

Hier im Hause, aber nur einige Tage. Frau von Tusch, die Du gewiß auch kennst, hat mir eine Privatwohnung verschafft, die ich nächsten Freitag beziehen will.

Frau von Tusch! O weh! Da werden nicht 20,000 Ducaten hinreichen, wenn Du in das Haus dieses entsetzlichen Weibes kommst. Dort wird stark gespielt, und Du warst von jeher ein unglücklicher Spieler! Nimm Dich in Acht! — An einem Freitage willst Du ein anderes Quartier beziehen?

Fürchtest Du Dich auch vor einem Freitage? Ich

muß Dir in's Gesicht lachen! Du ein gebildeter Pole hast das Vorurtheil der ungebildeten polnischen Bauern?

Nenn' es Vorurtheil, ich nenn' es anders. Aus langer Erfahrung weiß ich, was man an einem Freitage nicht thun muß, lasse man. — Ich gehe nach Hause. Besuche mich. Ich wohne im Trienterhof bei dem Kaufmanne Wiesecker. — Doch nein, besuche mich nicht! Ich habe eine allerliebste Quartiersfrau; Dich darf man nicht zu schönen Frauen bringen, Du fängst gleich Liebeshändel an. — Gute Nacht!

Der Landsmann ging.

Meinst Du? sagte Severin. Nun warte! Deine schöne Quartiersfrau will ich mir doch erst besehen! Gefällt sie mir, so sollst Du mich wahrlich nicht abhalten, ihr den Hof zu machen.

Der polnische Cavalier saß nicht lange allein.

Herr von Hetscherlsberg trat mit Frau von Tusch in das Extra-Zimmer des „Lamms."

Frau von Tusch warf ihre Blicke umher, erblickte den Grafen und eilte auf ihn zu.

Ich muß Sie heute noch sehen und sprechen, redete Frau von Tusch ihn an. Ich bringe gute Nachrichten. Gestatten Sie doch, daß wir an ihrem Tische soupiren. Dies ist Herr von Hetscherlsberg, ein Freund meines Hauses, den ich Ihnen hier vorzustellen die Ehre habe.

Seien Sie mir willkommen! Wer der Freund dieser Dame ist, ist auch der Meinige. Garçon!

Johann, der Kellner, erschien.

Schnell! ein propres Souper und die vorzüglichsten Weine, französische Weine! — Welche gute Nachrichten bringen Sie? fragte Severin Frau Tusch.

Die Krones ist enchantirt von Ihnen. Ihr Enthusiasmus hat sie hocherfreut. — Ich habe kein Wort

gesagt, daß Sie wegen ihr nach Wien gekommen sind. — Sie müssen ihre Bekanntschaft bei mir wie zufällig machen. Sie müssen es darauf anlegen, sie zu erobern; es muß eine kleine Intrigue angesponnen werden. Dergleichen macht sich viel besser!

Da haben Sie Recht. Ich werde blos den Kunstfreund, den ihr Talent bezaubert, spielen. —

Das ist ganz vortrefflich, Herr Graf. —

Aber ohne Liebelei bis zur Bekanntschaft mit der Krones kann ich nicht bleiben. Sie müssen mir früher Etwas für mein Herz schaffen. Wie steht es mit dem „Tausendguldenkraut?" —

Das ist leider jetzt ein „Tausendthalerkraut" geworden.

Was liegt daran! — Ich höre, sie sei blos schön und durchaus nicht geistreich.

Hetscherlsberg bemerkte:

Sie hat so viel Verstand wie die Krones, nur nicht ihren Humor. Ihr Vorzug vor allen ihren Freundinnen besteht darin, daß sie die Schüchterne, Unerfahrene spielt, dadurch wird sie aber fad, und trotz ihrer Gestalt, ihres Feuers, das aus ihren Augen blitzt, fesselt sie keinen Mann für längere Zeit.

Desto besser! antwortete der Pole.

Morgen, Herr Graf, versetzte Frau Tusch, gebe ich Ihnen zu Ehren, ein großes Diner. Sie sollen das Tausendthalerkraut kennen lernen.

Und ob sie wirklich so schön ist, wie die Leute sagen, werde ich selbst beurtheilen. —

Schön wie ein Bild von Michael Angelo. Sie hat dadurch, daß sie einer Dame, die der Ehstand segnete, durch mehrere Monate täglich eine Visite machte, einen Schmuck im Werthe von 1200 Gulden erworben. Marie, so heißt die Schöne, hatte nichts zu thun,

als sich von der werdenden Mutter täglich eine Stunde betrachten zu lassen.

Und zu welchem Zwecke.

Damit ihr Kind dereinst auch so schön werde wie Marie.

(Buchstäblich wahr.)

Vierzehntes Capitel.

Der polnische Graf wohnte dem Diner der Frau von Tusch bei, schloß bald mit Marien, dem Tausendguldenfräulein, ein vertrautes Liebesbündniß, und fing sein Schlaraffenleben in Wien, gleich am ersten Tage seiner Ankunft an.

Gewohnt, groß zuthun, den Cavalier und Millionär zu spielen, setzte er sich nach dem Diner an den Spieltisch und verlor, blos in der Absicht, seiner neuen Geliebten zu zeigen, daß ihm an Geld nichts gelegen sei, 300 Ducaten in „onze et demie." Frau von Tusch, welche es verstand, so oft sie Bank gab, zu einer Figur sich schnell eine „Fünf" und eine „Sechs," zu einer „Drei eine „Acht," zu einer „Vier" eine „Sieben" oder noch schneller ein Aß zu zaubern, machte fünf Mal Halb Zwölf. — Was Graf Severin bei sich hatte, was die anderen Herren in ihren Börsen und Brieftaschen besaßen, wanderte Alles in den Säckel der Frau Tusch. Mit solcher Unverschämtheit hatte sie noch nie, ihr falsches Spiel getrieben.

Am andern Tage verfügte sich die Tusch in die Wohnung der Krones.

Frau Tusch konnte nicht genug von der Liebenswürdigkeit des polnischen Cavaliers sprechen. Es war zwar das „Tausendguldenfräulein" eingeladen, erzälte Frau Tusch, aber ich versichere Sie,

liebe Krones, er hat das „Bild ohne Gnade“ (so wurde die Tausendgulden-Schöne in Wien genannt) keines Blickes gewürdigt. — Er sprach nur von Ihnen, von ihrer außerordentlichen Schönheit und von ihrer trefflichen Darstellungskunst, die er wirklich über Alles erhob. Der Graf hat in Warschau die ersten französischen Schauspielerinnen gesehen. Er versichert, Sie, theuerste Freundin, spielten wie Rose Darnault. Ihnen fehle nur die französische Sprache, und Sie würden in Paris eben so großes Aufsehen machen, wie in Wien. Der Graf will Ihnen den ersten französischen Sprachmeister der Welt, Herrn Chabert aus Petersburg verschreiben; in einem Jahre würde dieser Sie zur vollkommenen Französin machen, und dann müßten Sie, auf des Grafen Verwendung, augenblicklich in Frankreich, zuerst in Lyon, dann in Paris spielen. Der lauteste Beifall könnte Ihnen nicht fehlen.

Ach, wenn mir so Etwas gelänge! Aber so kühn sind meine Wünsche nicht!

Sie sind kindisch! Ihnen gelingt Alles! Auch meint der Graf, daß Paris noch nie einen solchen Liedervortrag gehört habe. Er behauptet, daß, wenn Sie ein österreichisches Lied in Paris, mit der Naivität und Schalkhaftigkeit vortrügen, die Ihnen in einem so hohen Grade eigen ist, würden die Franzosen jauchzen, über den seltenen Reiz ihres Gesanges. Sie dürfen nicht ungewürdigt lassen, daß man solche Volkslieder und einen solchen Vortrag in Paris nie gehört hat.

Ich wünschte wohl diesen Grafen einmal zu sprechen.

Ach, das ist ja auch sein höchster Wunsch. Er wünscht eigentlich nichts, als Ihnen selbst seine Admiration aussprechen zu können.

Wo soll dies geschehen?

Bei mir!

Das ist vor der Hand unmöglich. Ich darf Sie nicht besuchen, gute Tusch. Ich bin von zwei Seiten gebeten worden, nur nie in Ihr Haus zu kommen.

So? Und warum denn?

Erstens der Herren wegen, die zu Ihnen kommen, dann aber — nur grollen Sie nicht, wenn ich aufrichtig bin, der Damen wegen, bin ich noch mehr gewarnt worden. Ich möchte auch wirklich nicht in Gesellschaft mit den Schwestern Heftky, mit der sogenannten schwarzen Venus, in Collision kommen, mit dieser letzteren um keinen Preis.

Und diese schwarze Venus, ihr Name ist Laura Bianette, ist doch ein so gutes Geschöpf!

Gut? Mir ist sie schrecklich. Mir erscheint sie als ein unheimliches Wesen. Ihre schwarze Gestalt flößt mir Angst ein, ihre Blicke verwunden mich. Wenn sie mir begegnet, sieht sie mich so drohend an, als wenn sie mir Unheil verkünden müßte, und nur noch die rechte Zeit hiezu nicht gefunden hätte.

Das bilden Sie sich ein!

Gewiß nicht. Genug hievon! — Mitteln Sie daher einen andern Ort aus, wo ich die Bekanntschaft des Grafen machen kann.

Seien Sie morgen mein Gast, im Lusthause im Prater.

Wen wollen Sie noch hiezu einladen?

Hetscherlsberg und Baron Sollbin.

Das sind zwei fade Herren!

Aber Sie machen keine Prätensionen.

Und der polnische Graf?

Wird wie zufällig in unsere Gesellschaft kommen.

Er wird gar nicht wissen, daß ich Ihr Gast bin?

Gewiß nicht!

Ich will allein ins Lusthaus fahren. Man soll uns nicht in einem Wagen sehen. Wann ist die Stunde?

Vier Uhr Nachmittags.

Können wir im Lusthause den kleinen Salon haben, der links sich befindet?

Dafür werde ich sorgen.

Gut! mit dem Schlage vier Uhr werde ich bei dem Lusthause absteigen.

Ich will Sie erwarten. Sie haben doch keine neue Rolle?

Morgen wird auf Begehren „die Zauberscheere" und eine kleine musikalische Akademie gegeben. Ich bin frei.

Ich empfehle mich, sagte Frau Tusch und ging.

Bald darauf besuchte Raimund die Krones.

Hören Sie, sagte er, was haben wir seit einigen Tagen für einen närrischen Kauz in Wien! Einen solchen Theaterfreund und enthusiastischen Verehrer von Ihnen, habe ich noch nicht getroffen. Das „Mädchen aus der Feenwelt" macht ihn völlig wahnsinnig. Gestern hat er es gesehen und morgen will er es schon wieder sehen. Er sagt, er nehme alle Logen und Sperrsitze, wenn wir dies Stück morgen geben.

Das ist ja nicht möglich! Morgen ist ja auf hohes Begehren „die Zauberscheere."

Freilich! Aber der polnische Graf kümmert sich den Teufel darum. —

Wer hat denn das hohe Begehren gestellt?

Ein fremder Prinz. —

Da kann keine Abänderung statt finden.

Durchaus nicht. Ich habe es dem Starosten auch gesagt, aber nur auf vieles Zureden hat er nachgegeben, doch übermorgen muß „das Mädchen aus der Feenwelt," gegeben werden, und ich bin gekommen, Ihnen dies zu sagen, damit Sie sich nicht zu einer Landpartie engagiren, da jetzt die Witterung gar so hübsch ist.

Ich bin eigentlich froh, daß der Pole alle Logen und Sperrsitze abnimmt, das macht 670 fl. aus! Damit erweist er der Theatercassa in dieser Jahreszeit einen Gefallen.

Logen und Sperrsitze würden auch ohne den Polen genommen werden. Es war ja noch jedesmal übervoll.

Nun ja, aber es ist doch besser, man hat, als man könnte haben!

Wenn er Logen und Sperrsitze nur gewiß an Freunde vertheilt, denn wenn Niemand käme, wie neulich im Theater an der Wien, in welchem auch ein solcher Theatergönner alle Plätze mietete, den freien Eintritt aufhob und sich allein die Komödie vorspielen ließ, wäre es für uns Schauspieler entsetzlich, wenn wir den leeren Plätzen Etwas vorspielen müßten.

Da haben Sie recht, aber jener Theaternarr an der Wien war ein Engländer, der unsere in der Leopoldstadt ist ein Pole, Polen aber sind gesellig. Dennoch will ich zu ihm. Er wohnt im Lamm. Er muß Leute ins Theater bringen. Sie, Krones, müssen applaudirt, das „Brüderlein fein“ muß repetirt werden. Ich will sogleich zu dem Starosten. Leben Sie wohl ohne Lebewohl!

Ein solcher Kunstfreund ist eine erquickliche Erscheinung, meinte Krones, als sie allein war. Wohl weiß ich, daß sein Enthusiasmus mir gilt, denn sobald meine Scene, die ich als Jugend zu spielen habe, vorüber ist, entfernt sich der Herr, aber ob mir nun persönlich oder meinem Talent seine Aufmerksamkeit gilt, kommt auf Eins hinaus. Ich bin die Jugend und die Jugend bin ich.

Ignaz Schuster erschien jetzt bei der Krones.

Wir haben einen polnischen Engländer in Wien! rief er Theresen entgegen. Einen polnischen Engländer, sag ich Ihnen, weil er ein Pole ist, und Lau-

nen und Grillen hat wie ein Engländer. — Sie erinnern sich doch, fuhr Schuster fort, an den verrückten Herrn, der vor einigen Tagen in der Loge Nr. 16 saß, und Ihnen ein Skarnitz mit Zuckerwerk zuwarf. Sie machten ihn damals ganz verrückt, nun ist er aber noch verrückter geworden. „Gisperl und Fisperl" soll über Hals und Kopf wieder gegeben werden! Er nimmt alle Logen und Sperrsitze. Er hat schon die Summe von 670 fl. dafür dem Cassier bezahlt. Ich bitte Sie, fahren Sie nicht in die Brühl, wie Sie sich vornahmen, wir geben das Stück über-übermorgen.

Krones lachte aus vollem Herzen und erzälte, daß Raimund so eben bei ihr gewesen, und was der Pole von Raimund begehrt.

Bei mir war er auch! erwiederte Schuster; dieser Pole ist köstlich! diesen Sonderling halten wir fest! Im Sommer könnte jedes Theater ein Dutzend solcher Leute brauchen; übrigens gefällt mir dieser Mann nicht; er verschwendet das Geld doch gar zu leichtsinnig! Jetzt gibt er über 1300 fl. für zwei Abende im Theater aus! Es ist gut für das Theater, daß er es thut, aber weshalb thut er es? — Will er, daß man von seinem Reichthume sprechen soll? Das kann er billiger haben! Will er, daß Sie es wissen sollen, daß er reich ist? Mein Himmel! dazu braucht er gerade keine Hexenkünste, Ihnen dies merken zu lassen. —

Sie wissen, fuhr Schuster fort, ich speise täglich im Lamm. „Im Lamm" wohnt der polnische Herr. Wenn er seine Zeche bezahlt, schenkt er dem Kellner jedesmal fünf Gulden! So oft er sich rasieren läßt, schenkt er dem Barbier fünf Gulden, dem Lohnlakay für jeden Gang, den er für ihn macht, fünf Gulden! Ich meinte anfänglich, der Mann sei verrückt, oder er mache Banknoten, weil er sie so leichtfertig weggibt. Al-

lein verrückt ist er nicht, er spricht sehr vernünftig, hat ein sehr geistvolles Urtheil über Alles, was er sieht, und seine Banknoten sind echt; Lohnlakay, Kellner, Barbier waren schon in der Nationalbank und haben sich erkundigt, ob diese verdächtigen „Fünfer" anzunehmen seien? — Echt, sehr echt, am echtesten war die Antwort. Was soll man also von diesem Polen denken?

Daß er zu denjenigen Reichen gehört, welche das Geld nicht achten, und daß es ihm Freude macht, Anderen mit seinem Gelde eine Freude zu machen.

Wenn ich nur was davon hätte! versetzte Schuster in dem Tone des Staberls.

Sie werden gewiß von ihm eine Aufmerksamkeit erhalten. Er hat Ihnen ja neulich so viel Applaus gespendet. —

Der Applaus hat Sie angegangen. Sie, Sie könnten von dem Manne Geschenke erhalten, wenn Sie jetzt schnell ein Benefice ankündigten.

Im Sommer könnte er mir einen Gefallen erweisen, wenn er alle Logen und alle Sperrsitze pränumerirte.

Der Bediente der Krones trat ein und meldete: Graf Jarosinsky wünscht der geehrten Künstlerin, Fräulein Krones, sich vorstellen zu dürfen.

Da haben wir's! rief Schuster, jetzt kommt er zu Ihnen auch. Gewiß begehrt er noch ein drittes Stück und hat noch 670 fl. disponible.

Was soll ich thun? Soll ich ihn kommen lassen? Soll ich mich unpäßlich melden und auf ein ander Mal bescheiden?

Gott bewahre! versetzte Schuster. Lassen Sie ihn kommen! Im Namen der Kunst, die er in Ihnen zu schätzen weiß, lassen Sie ihn herein! Nur solche Mäcene nicht abweisen!

„Graf Jarosinsky ist willkommen!“ sagte Krones dem Bedienten.

Der polnische Graf trat mit einer Leichtigkeit und Grazie bei der Künstlerin ein, die sogleich für ihn einnahm.

Sein Aeußeres war nicht günstig. Seine gedrungene Gestalt,, sein etwas schwärzlicher Teint, die Pockennarben und die schwarzen Kopf- und Barthaare, endlich das Unheimliche seiner Gesichtszüge, die dicke Nase und die kleinen, unstäten Augen waren abstossend, aber sein Benehmen war außerordentlich fein, und man ersah daraus den Weltmann, den Mann, welcher den höheren Ständen angehörte, den Mann, welcher im Umgange mit der besseren Gesellschaft, vorzüglich mit Damen, eine Gewandtheit erlangt hatte, die gefallen mußte.

Er trug einen dunkelgrünen Frack mit Metallknöpfen, ein weißes Gilet, prachtvolle Wäsche, ein perlenfarbiges Beinkleid von dem feinsten Stoffe, einen Solitär als Busennadel, ein leichtes Stöckchen mit einem goldenen Knopfe, einen Seidenhut, der im Futter mit einem Spiegel versehen war, an einer schweren goldenen Halskette die Uhr, und an einem schwarzen Bande eine goldene Lorgnette.

„Mein Fräulein,“ sagte er, nachdem er sich anmuthig verneigt hatte, „es ist das Schicksal berühmter Personen, daß sie von ihren Bewunderern in ihren Wohnungen molestirt werden. Bei der Kunststufe, die Sie einnehmen, reicht es nicht zu, Ihnen die Admiration, die Sie verdienen, blos als Zuschauer in Logen und Parterre zu beweisen, man muß auch außer dem Theater, man muß selbst im Innersten ihres Hauses Ihnen Huldigungen darbringen, man muß seinem Herzen Luft machen und das persönlich aussprechen, was man für solche ausgezeichnete Talente

fühlt. So entledige ich mich denn dieses Dranges, den mit mir viele empfinden, aber nicht alle den Muth haben, Ihnen darzubringen."

Herr Graf, entgegnete Krones, Sie sagen mir Schmeicheleien, die ich, wenn ich auch arrogant wäre, nicht für Wahrheiten annehmen könnte. Weder meine Fähigkeiten, noch das Rollenfach, das ich spiele, stellen mich auf eine Stufe, solche Aussprüche, wie Sie eben gemacht, zu verdienen, doch ist es mir nicht entgangen, daß Sie mich, so oft Sie mich bisher sahen, mit Nachsicht und Wohlwollen ermunterten. Ich danke Ihnen herzlich dafür.

Es war kühn von mir, ohne Ihnen von irgend Jemand vorgestellt worden zu sein, so dreist bei Ihnen einzutreten, aber ich bin nun einmal kühn in allen meinen Handlungen. Hätten Sie mich abweisen lassen, wäre ich wieder gekommen und immer wieder gekommen und dies so lange, bis ich Ihnen hätte einmal zuflüstern können, was ich jetzt laut gesprochen. Meine Visite soll auch dazu dienen, Ihnen meinen Dank auszusprechen, für die schönen Stunden, die mir Ihre ausgezeichnete Darstellung verschafft, und Sie sollen mir helfen, eine gute Handlung an irgend einer unglücklichen Familie begehen zu können. Schon als Kind lehrte mich meine Mutter: „Hast Du vergnügte Stunden, so bereite auch andern solche; bist Du glücklich, so gedenke der Unglücklichen." Sie haben mich vergnügt und glücklich gemacht; wenn Sie mir nun, da ich in Wien nach so langer Abwesenheit ziemlich fremd bin, einige Dürftige namhaft machen, so will ich diesen in meinem Uibermaße von Freude, ihr Leid in Lust verwandeln.

Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf, daß Sie mich durch Ihre Artigkeit in die größte Verlegenheit setzen. Einen solchen erhebenden Nachklang meines unbedeu-

tenden Spieles hätte ich nicht vermuthet. Sie reden von Armen, die Sie beschenken wollen, und da will ich den schönen Vorwand, den Sie wählen, um mir ihren Beifall zu bezeigen, mit dem innigsten Danke gelten lassen. Sie sind gerne wohlthätig, ich ebenfalls. So spenden Sie denn von ihrem Reichthume, dem Ersten Besten Dürftigen, der Ihnen vorkommt, eine milde Gabe, und lassen Sie mich an dem „Gotteslohn" den Sie ärnten, Theil nehmen.

Ich gestatte mir, Herr Graf, sprach Schuster, da ich gerade Zeuge Ihres edlen Herzens bin, nicht den Ersten Besten, der vorkommt, sondern Ihnen einen wirklich Unglücklichen zu empfehlen. Sie werden vielleicht gehört haben, welch ein Malheur gestern in unserm Theater einen armen Arbeiter betroffen hat. —

Kein Wort habe ich davon gehört, versetzte der Graf.

So muß ich denn vorausschicken, daß unser Theater noch immer in dem vitoialen Zustand sich befindet, den Unerfahrenheit, Dummheit und Mangel an jedem praktischen Blicke vor sechzig Jahren veranlaßten. Zu den tadelnswerthesten Einrichtungen gehört unter Andern auch, daß die Vorder-Courtine nicht wie im Theater an der Wien und in den andern hiesigen Bühnen durch Flaschenzüge gehoben oder gesenkt wird — nein, bei uns muß ein schwerer Mann auf den Schnürboden des Hauses steigen, und durch sein Gewicht, den Flaschenzug ersetzen! Das Gefährliche ist augenscheinlich. Trotz allen Vorstellungen gegen diese Einrichtung blieb der Uibelstand. Dieses Theater hat, seit dem alten Marinelli, drei Directoren gehabt, Hensler, Huber und nun Sartory, doch keiner war zu bewegen, diesem Uibelstande abzuhelfen, bis gestern das große Unglück geschah, denn dem Manne, der den Sprung thun sollte, um die Courtine aufzuziehen, entglitten die Schnüre derselben und er stürzte von

der Höhe und brach beide Füsse; er hätte eben so gut den Hals brechen können. Nun wird der „Flaschenzug“ eingeführt, aber der arme Arbeiter bleibt wahrscheinlich ein Krüppel, und hat ein Weib und fünf unversorgte Kinder!

Fräulein Krones! rief Jarosinsky aus, an dem Manne will ich die Schuld bezahlen, die ich bei Ihnen gemacht habe.

Er öffnete seine Brieftasche, und gab an den Regisseur Schuster alle Banknoten, die er bei sich trug.

Seien Sie so milde, sagte er, dem Aermsten sogleich diese kleine Summe zu übersenden. Ich will mehr für ihn thun, dies lassen Sie ihn wissen! Ein Krüppel und ein Weib und fünf Kinder! Indeß ich im Theater gelacht und mich erfreut hatte, lag der Unglückliche mit zerschmetterten Gliedern, und die Seinen zerflossen vor Angst und Verzweiflung in Thränen. Auch ich war im Theater, auch meinetwillen ging der Mann zu Grunde, war ich doch auch ein Theil des Publikums, vor welchem der Vorhang aufgezogen wurde. Schnell, Herr Schuster, diese Spende; ich will indeß nach Hause und mehr Geld holen!

Liebes Fräulein, gestatten Sie, fuhr Jarosinsky fort, daß ich ein anderes Mal Ihnen aufwarte. Ich bin noch lange mit Ihnen nicht quitt für die Freuden, die mir ihr Talent gewährt hat; aber der Arbeiter soll mir dazu helfen! Ich hole Geld, und bringe es Ihnen, Herr Schuster, für den armen Krüppel. — Leben Sie wohl, Fräulein, Adieu, Herr Schuster, trösten Sie mir den Mann, sein Weib und seine Kinder! In einer halben Stunde komme ich mit Geld! Adieu! Adieu!

Mit diesen Worten flog er fort.

Schuster betrachtete die Banknoten und sagte zur Krones:

Es sind 300 fl. und das ist ihm noch zu wenig!

Es ist ein edler Mensch! rief Therese aus. Er hat ein gutes Herz! Seine schöne That hat mich zu Thränen gerührt.

Welch ein Contrast! bemerkte Schuster. Dasselbe, was ich dem Grafen erzählt, habe ich heute Morgens dem Baron, dem Hauptgläubiger unseres Theaters, mitgetheilt. Ich war so ergriffen von dem Unglücke, daß mir die Thränen in die Augen traten. Sie wissen, der Baron ist ein Mann von vielleicht zwei Millionen im Vermögen. Was war seine Antwort? Daß er nichts geben würde, das wußte ich, ich theilte den Vorgang ihm auch nur mit, um ihn zu bewegen, daß er nicht dagegen sei, wenn Dr. Manquet auf Belassung des ganzen Wochenlohnes des Unglücklichen anträgt. — Was war des Barons Antwort?

„Es geschieht ihm recht, dem Schlingel, warum hat er nicht Acht gegeben?“

Kommen Sie, Krones, wir suchen den armen Mann auf; wir bringen ihm beide dieses Geld! Ihnen sollen die kleinen Kinder zu Füßen fallen und danken. Ich werde ihnen sagen: Dem Talente dieser Künstlerin habt Ihr diese Gabe zuzuschreiben. Betet für sie und den edlen Grafen, der sie gespendet! Kommen Sie, Krones!

Fünfzehntes Capitel.

Das Diner im Prater fand am 7. Juni 1826 statt. Frau Tusch und ihre Freunde waren schon um drei Uhr angelangt. — Es war eine kluge Vorsicht der Tusch, so früh zu kommen; so konnte sie doch in des Wirths Küche nachsehen und etwa noch abhelfen lassen, was fehlte. —

Gegen die Küche war nichts einzuwenden. Im Jahre

1826 speiste man noch vortrefflich im Lusthause; jetzt, sagt man, soll dies anders sein. Im Jahre 1826 wurden hier exquisite Diners und Soupers gegeben, und meistens fanden sich hier Personen ein, die nicht gerade wünschen konnten, von aller Welt gesehen zu werden. Es gab hier ein par Salönchen, in welchen man ganz incognito speisen konnte.

Abends vorher fand ein solches Souper statt. Obgleich dasselbe aus sechs Herren und sechs Damen bestand, so waren doch die Herren ohne ihre eigentlichen Frauen und die Frauen ohne ihre eigentlichen Herren hier. Diese Soupers nannte man die „Soiréen der wilden Eheleute." Es werden wohl noch solche Soiréen gegeben, aber nicht mehr im Prater. Wir besitzen jetzt Eisenbahnen, und diese bringen die heimlich sich Liebenden weiter von Wien weg, etwa nach Stokkerau, Baden, in die Reichenau u. s. w. —

Also am Vorabende des 7. Juni saßen im Lusthause zwölf Personen beisammen, die nicht zusammen gehörten, aber inniger mit einander verbunden waren, als dies häufig Gott Hymen vermag. — Dieses Dutzend verliebter Leute war in sechs Fiakern heran gekommen, und fuhr in diesen Fiakern wieder heim. — Die Leutchen waren kreuzfidel, denn sie tranken dem Wirthe im Lusthause seinen ganzen Vorrath von Champagner zu Schanden, und Frau Tusch schien völlig außer sich, als sie die Hiobspost erfuhr, daß nicht ein Tropfen Champagner, ja nicht einmal Eis vorhanden, um den Champagner, den sie nun besorgen lassen mußte, auf den Gefrierpunkt zu bringen.

Hetscherlsberg! rief sie, um des Himmels willen! fahren Sie nach der Stadt, fahren Sie zum Kameel; schaffen Sie ein Dutzend Flaschen von dem Besten und bringen Sie ganze Berge von Eis mit. Sie werden unfehlbar kein Geld haben, denn das wäre

gegen Ihre Grundsätze, also nehmen Sie hier eine Banknote von 100 fl., aber fahren Sie schnell, wenn der Graf und die Krones kommen, so muß der Champagner schon im Eise stehen. —

Wozu denn aber zwölf Flaschen? fragte Hetscherlsberg. Unsere Gesellschaft besteht nur aus fünf Personen. —

Wissen Sie nicht, daß der Graf allein drei Flaschen zum Souper trinkt, kann er zum Diner nicht das Doppelte consumiren? Zwölf Flaschen sage ich Ihnen; ich will auch den Grafen und die Krones in einen „süßen Dusel" wiegen. Ich beabsichtige ein Spielchen zu arrangiren, die Krones gewinnen zu lassen; so Etwas macht anhänglich, und ich benöthige ihre Anhänglichkeit, dann ist es überhaupt gut, wenn der Graf und die Krones ein Bischen berauscht werden, Bachus bahnt dann Amor den bequemsten Weg.

Hetscherlsberg trieb seinen Fiaker an, und flog mit ihm nach der Stadt.

Wenn ich nur wüßte, wenn ich nur von dem Wirthe herausbringen könnte, wer die Leute waren, die gestern hier soupirten! klagte die Tusch; die Herren waren Fabrikanten vom Schottenfelde, sie haben viel Geld, das verrieth mir der Kellner, aber wie sie heißen, davon erfuhr ich nichts; die Damen und die Herren nannten sich nur nach ihren Taufnamen. Das war recht klug, aber für mich ärgerlich, besonders da die Weiber alle sehr hübsch sein sollen. Schöne Weiber und liederlich! Und ich soll nicht ihre Namen erfahren, das macht mich desperat!

Unter ähnlichen Reden, welche sie an den Baron gerichtet, den sie mitgebracht, verging die Zeit. Dieser Baron war ein ganz eigenes Subject; ein Mann, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß in Wien schlechterdings keine halbwegs auffallende Person existirte,

deren Lebenslauf er nicht wußte. Der Baron grämte sich noch mehr als die Tusch, daß er das „Dutzend von Gestern" nicht durch und durch zu silhouettiren vermochte. Er beschloß die Wirthin ins Examen zu nehmen, um von dieser Etwas zu erfahren.

Die Wirthin, bemerkte der Baron, ist eine sehr brave Frau, haßt alle Seitensprünge im Ehestande. Ich werde ihr einen Floh ins Ohr setzen, vielleicht beichtet sie.

Der Baron ging in die Küche.

Frau Wirthin, redete er sie an, auf ein Wort unter vier Augen.

Ich bin zu Ihrem Befehl, antwortete diese.

Frau Wirthin, fuhr der Baron fort, Sie haben gestern Nachts eine Gesellschaft hier gehabt, welche Ihrem Hause keine Ehre macht. Ich habe heute Vormittag mit dem Polizeidirector der Leopoldstadt gesprochen, der kann sich nicht genug wundern, daß Sie, die ehrbarste Frau von der Welt, solche zweideutige Leute beherbergen konnten.

Mein Gott! wir können, wenn Herren und Frauen in Gesellschaft bei uns einsprechen, nicht fragen, ob sie einen Copulationsschein haben oder nicht. Die Gesellschaft verlangte bei uns zu soupiren und wir ließen serviren.

Alles recht! Aber wer sind diese Leute?

Mein Mann kennt einige Herren, aber aus ihm ist nichts herauszubringen. Er fürchtet, wenn er ihr Incognito verräth, so bleiben sie bei der nächsten Gelegenheit aus. Und im Lusthause, da dasselbe abgelegen von der Stadt ist, muß man jeden Gast beachten und sorgen, daß man ihn nicht verliert.

Haben denn die Fiaker nicht gesagt, wen sie geführt?

Einer! ja Einer! hat den Herrn, den er kutschirte,

Herrn von Sendelgritzner genannt, worüber dieser Herr ganz unwillig wurde, weil ich seinen Namen nennen hörte.

Sendelgritzner war dabei? rief der Baron freudig aus. Nun weis ich Alles, nun kenne ich die ganze Gesellschaft, das sind lauter Fabrikanten vom Schottenfelde, fidele Leute, o, da wird der Polizeidirector nichts zu bemerken haben, wenn ich ihm dies hinterbringe. Er hat gemeint, Sie hätten verdächtiges Volk hier bewirthet. — Ich danke Ihnen, Frau Wirthin.

Der Baron kehrte zur Frau von Tusch zurück, nannte ihr den Namen Sendelgritzner, und Tusch war über diese Entdeckung so vergnügt, als wenn ihr Jemand ein Haus geschenkt hätte.

Es verging keine Viertelstunde, so hielt ein Fiaker am Lusthause und Krones sprang aus dem Wagen.

Tusch und der Baron empfingen sie.

Speisen viele Leute hier? fragte Krones. Heute möchte ich nicht gerne von Jemanden gesehen werden. Ich lebe mit Bohrmann in der größten Spannung.

Den hätte ich schon längst laufen lassen, erwiederte die Tusch.

Er will mich jetzt mit „aller Gewalt" heiraten, und erzält dies aller Welt. —

Und Sie, liebe Krones, werden Sie ihn nehmen?

Es wird von meiner Gesundheit abhängen; werde ich wieder so hinfällig wie im vorigen Winter, dann verlasse ich das Theater und heirate. Doctor Smetana räth mir hiezu. — Apropos! fragte jetzt Krones, und zwar auf einmal recht heiter nnd vergnügt: Kommt Graf Jarosinsky?

Ganz verläßlich.

Er war gestern schon bei mir!

Nicht möglich!

Gerade machte mir Ignaz Schuster eine Visite, da ließ sich der Graf melden. — Er ist nicht hübsch, er hat sogar etwas Unheimliches in seinem Gesichte, und in seinen kleinen Augen liegen Tücke und Hinterlist. Wenn er aber spricht, so muß man ihm gut werden. Dann zeigt er eine Herzensgüte, die in unserer Zeit nicht so bald vorkommt. —

Und noble ist er! bemerkte die Tusch.

Sehr noble! bestätigte Therese, aber auf eine eigene Art; es ist eine Noblesse ohne Prätension, er ist noble, weil es ihm so angeboren; ich glaube, wenn er ein Bettler würde, die Noblesse würde ihm bleiben. Er hat — ich muß Ihnen einen Zug von seiner Freigebigkeit und seinem Mitgefühl für Arme erzälen — — Doch da kommt er! Er trägt heute einen weißen Hut! Ach der kleidet ihn doch allerliebst! Zu solchen schwarzen Haaren muß man einen weißen Hut tragen! — Er scheint uns zu suchen! Er fragt den Kellner gewiß nach unserm Salon. —

Ich will hinaus zu ihm. —

Warum nicht gar! Er wird schon herein kommen!

Da ist er schon!

Frau von Tusch, sagte der Graf im Eintreten. Ich bin überrascht! Ich fragte in Ihrem Hause, wo Sie heute speisen, und man beschied mich hieher! — Und nun krönt das Schicksal meine kühnsten Wünsche. Fräulein Krones finde ich hier! — Ich bin entzückt, und erwarte nur noch, Frau von Tusch, daß Sie mich zum Speisen einladen, um ganz glücklich zu werden.

Herr Graf, versetzte Frau von Tusch, glücklich kann nur ich mich schätzen, wenn Sie an diesem Diner Theil nehmen. Fräulein Krones denkt gewiß wie ich!

Krones verneigte sich.

Der Graf nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Künstlerin.

Nun trat Hetscherlsberg ein, referirte, daß Alles geordnet sei.

Der Wirth ließ serviren und das Diner begann.

Wir haben dem Leser schon angedeutet, daß dieses Diner in einem abgesonderten Salon stattfand.

Wol konnte die Gesellschaft Jederman sehen, der im Lusthaus im Prater ankam, ohne selbst gesehen zu werden.

Ihren Schützling, den armen Arbeiter, der beide Beine gebrochen, habe ich noch besucht, ehe ich hieher fuhr, wendete sich der Graf an die Krones. Der Mann leidet fürchterliche Schmerzen, aber sein Gemüth ist jetzt ruhig. Er kämpft nicht mehr mit Nahrungssorgen!

Sehen Sie doch! sagte Jarosinsky, indem er durch das Fenster blickte, wie lebendig es jetzt hier auf einmal wird, welche Menge vom Wagen und Reitern. Die haben doch wol schon längst gespeist, und kommen hieher zum Caffee.

Krones blickte ebenfalls hinaus und rief ganz kleinlaut: „O weh!"

Was ist geschehen? fragte Frau von Tusch.

Jarosinsky sah Therese besorgt an.

Krones setzte sich schnell so, daß man sie durch das Fenster nicht ausnehmen konnte.

Ach! Jetzt bemerke ich auch, was Sie so erschreckt — da kommt ja Herr von Bohrmann! Er gesellt sich zu den Fiakern!

Er fragt wahrscheinlich jeden Einzeln, wen er geführt hat! sagte Therese. Mein Fiaker kennt mich, ich habe ihm nicht gesagt, wenn er gefragt würde, daß er mich verläugnen soll.

Welche Nummer hat er? fragte der Graf.

Nummer Neunzehn. — Er hält hinter dem Lusthause.

Ich suche ihn auf, sprach Hetscherlsberg.

Um Gottes willen. Sie nicht, und nicht der Baron, da würde Bohrmann noch mehr Argwohn schöpfen.

Ich will den Fiaker instruiren — versetzte Jarosinsky, und war mit einem Satze bei dem Fiaker.

Wenn Dich Jemand fragt, wen Du geführt hast, so antworte, den Grafen Jarosinsky.

Ich habe Fräulein Krones geführt, versetzte der Fiaker.

Ich weiß es. Du nennst aber mich, und erhältst dafür sechs Ducaten!

Ganz wohl, Euer Gnaden!

Und wenn man Dir tausend Gulden verspricht, so nennst Du mich! Ich vermag Dich zu entschädigen.

Ganz wohl, Euer Gnaden!

Der Graf zog sich zurück.

Doch kaum hatte sich der Graf ein par Schritte vom Wagen entfernt, so trippelte Bohrmann auf den Fiaker los.

Ei, da ist ja Nr. 19! rief er. Fiaker, setzte er hinzu, wo befindet sich die Dame, die Du geführt hast?

Ich habe keine Dame, ich habe einen Herrn geführt, antwortete der Fiaker. —

Das ist nicht wahr; Du bist gesehen worden. Fräulein Krones stieg in deinen Wagen.

Ei ja! faßte sich der Fiaker. Das war um halb drei Uhr!

Wo fuhr sie hin?

Beim Augarten habe ich sie abgesetzt!

Beim Augarten! fuhr Bohrmann auf.

Bei dem Worte Augarten erinnerte sich Bohrmann an das Rendezvous, welches Krones daselbst mit einem seiner besten Freunde haben sollte, und

Bohrmann erblaßte. Endlich fragte Bohrmann weiter:

Hast Du nicht entnehmen können, ob sie im Augarten speist?

Von dergleichen redet man mit Unser Eins nicht. —

Jarosinsky, der ängstlich in einer kleinen Entfernung zugehört hatte, trat nun näher.

Entschuldigung, mein Herr, sprach er, was haben Sie mit meinem Fiaker?

Ich bat ihn um einige Auskunft. —

So? dann ersuche ich Sie, machen Sie es kurz, denn ich will in meinen Wagen einsteigen und nach der Stadt fahren. —

Der Fiaker, der sogleich hierauf einging, öffnete den Wagenschlag.

Bohrmann warf einen Blick in den Wagen und rief:

Ei, das ist ja „meiner Resi" ihr Sonnenschirm.

Er griff nach ihm, und wollte ihn heraus nehmen.

Den hat das Fräulein vergessen! erwiederte der Fiaker voll Geistesgegenwart. Das Parasol werde ich ihr, sobald ich den Herrn Grafen hier in die Stadt gebracht habe, in den Augarten bringen. In dieser Sonnenhitze braucht man einen Schirm!

Jarosinsky hatte sich indeß in den Wagen gesetzt.

Der Fiaker riß Bohrmann etwas unsanft den Schirm aus der Hand, und legte ihn neben den Grafen; hierauf schwang sich Nr. 19 auf den Bock und fuhr davon!

Bohrmann rief seinen Fiaker. — Er befahl ihm:

In den Augarten!

Und jagte Nr. 19 nach.

Sechszehntes Capitel.

Krones und ihre Gesellschaft befanden sich in der peinlichsten Lage.

Der Graf kam nicht zurück. Krones und ihre Gesellschaft erfuhren kein Wort von dem, was geschehen.

Sie sahen wol, daß Nr. 19 schnell davon fuhr, daß Bohrmann in seinen Fiaker stieg und der Nr. 19 nacheilte, aber wie das zusammenhing, was geschehen? Es wurden hundert Vermuthungen ausgesprochen, aber keine schien stichhaltig.

Ich weiß, was vorgegangen! bemerkte der Baron; ich stehe mit meinem Kopf dafür ein, daß ich den Zusammenhang errathe. Bohrmann hat gegen den Fiaker Nr. 19 Drohungen ausgestoßen, damit er beichte, wen er gefahren; der Graf hat dies übel genommen, hat Bohrmann gefordert, und nun schlagen sie sich in irgend einem abgelegenen Theil des Praters.

Krones lachte trotz ihrer gedrückten Stimmung laut auf, und rief:

Bohrmann und sich schlagen! Bohrmann fürchtet sich vor einer Stecknadel.

Und gesetzt! sie hätten die Absicht, sich zu duelliren, fügte Hetscherlsberg hinzu; wo nehmen sie denn Waffen her!

Der Tag ist jetzt verdorben, mir wenigstens. Wäre mein Fiaker mir nicht davon gefahren; ich würde augenblicklich aufbrechen.

Das ginge auf keinen Fall, versetzte Tusch. Wir müssen auf den Grafen warten, und würde es bis Mitternacht dauern. Ich trage darauf an, unser Diner fortzusetzen. Der Graf mag sich später für seine Person serviren lassen.

Mich beschleicht eine Unruhe, entgegnete Krones, die ich nicht zu schildern vermag. Ich bitte die Gesellschaft, mir ihren Wagen abzutreten, aber ich bleibe keinen Augenblick mehr hier. Bohrmann hat sich gewiß etwas ausgesonnen, um mich dennoch zu überraschen. Ich bitte Sie, Frau von Tusch, treten Sie mir Ihren Fiaker ab, ich sende ihn wieder zurück. —

Um keinen Preis! das hieße Sie gerade in ihr Verderben jagen! Wenn Sie Bohrmanns Rückkunft befürchten, so müßten Sie ihn begegnen. Ins Lusthaus führt nur der Weg durch die Allee. —

So gehe ich zu Fusse! Da kann ich Seitenpfade einschlagen. — Himmel! Jetzt fällt mir Etwas ein! Ich habe meinen Sonnenschirm im Wagen zurückgelassen, wenn Bohrmann diesen entdeckt, so hat er den Beweis gegen mich in Händen!

Nun sehen Sie, sagte die Tusch, nun helfen alle Ihre Fluchtversuche nichts! — Bleiben Sie hier, wir werden Sie besser schützen, als Sie sich allein auf dem langen Wege.

Plötzlich erschien Jarosinsky, und zwar zu Fusse. Krones fiel ihm beinahe um den Hals; die Gesellschaft jauchzte.

Haha! lachte der Graf, den Monsieur Bohrmann habe ich angeführt! Ich rief dem Fiaker zu, so schnell als möglich zu fahren, damit Bohrmanns Wagen, den ich immer hinter mir wußte, nicht nachkäme. Nr. 19 ist der erste Fiaker der Welt. Ein ebenso geschickter Pferdelenker, als ein gewandter, pfiffiger Patron. Der Bursche ist geboren worden zu Intriguen. Er versteht jedes halbe Wort, und spielte mit Bohrmann besser Komödie als ich. — Als wir zur Lusthausbrücke kamen, befahl ich dem Fiaker, nicht oben, sondern unten, und zwar, wo das Schilf wä[illegible], zu fahren. Ich guckte nach Bohrmanns Wagen. Dieser

blieb zurück. Schnell gab ich dem Fiaker zwölf Ducaten, sagte ihm, ich würde hier aussteigen und mich verbergen, bis der Verfolger vorüber; der Fiaker möchte aber nur immer schnell fortfahren und die Täuschung nicht unterbrechen. So geschah es auch. Kaum war ich fünf Minuten in meinem Verstecke, so kam Bohrmann in seinem Wagen. Ich hörte ihn rufen: „Fahre schneller, verfluchter Kerl! oder ich bezahle Dir keinen Heller! Ich darf Nr. 19 nicht aus den Augen lassen!" Ich konnte ein satanisches Lachen nicht unterdrücken. Und nun, da jede Gefahr beseitigt, wollen wir hier recht vergnügt sein!

Aber was ist mit meinem Sonnenschirm geschehen? fragte Therese, diesen vergaß ich im Wagen.

Er befindet sich noch darin; Nr. 19 führt den Sonnenschirm in den Augarten, bei welchem er Sie um halb drei Uhr abgesetzt zu haben vorgab, und mich erst später nach dem Lusthaus kutschirt zu haben, versicherte.

Die Gesellschaft überließ sich nun der heitersten Stimmung, aber Therese war nicht zu bewegen, hieran Theil zu nehmen. Die Unruhe, welche sie befallen, nahm immer mehr zu, endlich stand sie auf und sagte:

Ich kann nicht hier bleiben! Eine innere Stimme ruft mir zu: Fort von hier! Und wer mich lieb hat, läßt mich ziehen!

Welchen Chimären jagen Sie nach! bemerkte Frau Tusch.

Keinen Chimären! Lassen Sie mich! Lassen Sie mich allein fort. Am liebsten zu Fuße fort! — Da hinter dem Lusthause will ich über die Brücke nach Freudenau. Dort steht ein Haus, welches dem Leopoldstädter Fleischer Neumeyer gehört. Dort will ich versuchen, einen Wagen zu erhalten, um über Simmering nach Wien zu fahren. Finde ich keinen Wagen, so gehe ich zu Fuße nach der Stadt.

Einen Weg von wenigstens vier Stunden! Das geb' ich nicht zu! entgegnete Frau Tusch.

Mich hält kein Gott hievon ab. Meine Unruhe nimmt immer mehr zu.

So nehmen Sie meinen Fiaker, versetzte der Graf.

Nein! nein! Die andern Fiaker würden verrathen, wohin der Ihrige gefahren!

So fährt die ganze Gesellschaft mit Ihnen, sagte der Graf. Wir haben ja zwei Wagen.

Die ganze Gesellschaft bleibt! Sie werden sehen, ehe eine halbe Stunde vergeht, ist Bohrmann wieder da! Es ist Jemand, der ihn antreibt, mich zu verfolgen, der mir auflauerte, als ich in den Wagen Nr. 19 stieg. Leben Sie wohl! Ich bitte die Gesellschaft, mir durch Frau von Tusch einen sicheren Ort zu bestimmen, wo wir uns wieder sehen. Leben Sie wohl! Lassen Sie mich fort! Ohne Aufsehen.

Jarosinsky wollte sprechen.

Krones sah ihn bedeutungsvoll an und ging.

Krones trug einen Schleier auf ihrem Hute, den sie über das Gesicht zog, und eilte über die Brücke.

Nach einer Pause rief Jarosinsky aus:

Wir lassen ihr den Willen! Nach einer Viertelstunde eilen wir ihr aber zu Wagen nach.

Ganz Recht! bemerkte Frau Tusch. Im Hause Neumeyers erkundigen wir uns, ob sie einen Wagen erhalten; ist dies nicht der Fall, so holen wir sie leicht auf der Simmeringer-Haide ein. Darüber kann sie nicht grollen.

Aber mit dem Diner ist's bei mir vorbei! sagte Jarosinsky. Ich vermag weder zu essen, noch zu trinken und so ergeht es mir immer, wenn mich eine Gemüthsbewegung ergreift. Sollte bis in einer Viertelstunde der Fiaker Nr. 19 zurückkehren, so wäre mir dies wol sehr lieb. Er müßte mir Rapport erstatten.

Aber was ist das für ein Kauz dieser Fiaker? Dieser Mensch ist zwar gemein, aber er hat mehr Schlauheit als Alle seines Gleichen.

Der Baron, der alle Menschen kannte, antwortete:

Diesen Fiaker kenne ich sehr genau. Seine Eltern gehörten einem bessern Stande an, und nur sein unbändiger Charakter warf ihn in diese niedere Sphäre. Er besitzt noch einen Onkel, der einen hohen Rang begleitet, der aber nichts für ihn thun kann und will, weil der Thunichtgut seine Lebensweise nicht ändert. Dieser Fiaker heißt Hozeg, aber die Fiaker, welche jedem ihrer Collegen, einen Spitznamen geben, nennen ihn „den Unbändigen." Er führt am liebsten Schauspieler, Sänger, überhaupt Personen, welche dem Theater angehören. — Sie haben wol nicht die Fenster seines Wagens betrachtet, fuhr der Baron fort, diese sind bemerkenswerth!. — So oft er nämlich eine Person vom Theater führt, so schneidet er mit einem Feuerstein den Namen derselben in die Wagenfenster ein. Er nennt dies sein „gläsernes Stammbuch." — Da ist nun zu lesen: Therese Krones, Ferdinand Raimund, Friedrich Korntheuer, Ignaz Schuster, Wenzel Müller, Paul Rainoldi, Johanna Huber, Doctor Manquet u. s. w. u. s. w. Wer ihm eine solche Tafel zerschlüge, würde ihn zum größten Zorne reizen, und im Zorne ist er gräßlich, sein Jähzorn wird ihn unfehlbar noch in das größte Unglück stürzen.

(Der Baron war ein Prophet. Im Jahre 1831 erschlug der sogenannte „Unbändige" im Jähzorn, einen Wirth, die Nebenumstände waren aber derart für ihn erschwerend, daß er zu 18 Jahren schweren Kerker verurtheilt wurde, und erst Ende 1853 seine Freiheit wieder erlangte. Jetzt befindet er sich in Un-

garn. Die Unbändigkeit seines Charakters hat sich gegeben.)

Während der Baron noch Etwas von diesem Fiaker erzälen wollte, der seiner Zeit bei Fahrlustigen so beliebt war, wie jetzt in Wien der sogenannte Waldbauer, hielt wieder ein Fiaker vor dem Lusthause und Laura, die schwarze Venus genannt, stieg aus.

Sie ging gerade auf den Salon zu, in welchem die Gesellschaft beisammen saß; sie riß die Thüre so unverschämt auf, daß alle hierüber betreten waren. Sie sah sich mit einer Dreistigkeit ohne Gleichen um, und sagte zu Frau Tusch:

Ei! Wo haben Sie denn Fräulein Krones hingebracht? Hat diese ein Luftballon entführt? Und Sie, Herr Graf, sprach sie Jarosinsky an, schämen Sie sich nicht als Cavalier, daß Sie einen Bräutigam seine Braut abwendig machen? Den armen Bohrmann haben Sie ja auf das Gräßlichste dupirt! Anfänglich fuhren Sie ihm mit dem Sonnenschirme der allerliebsten Therese davon, dann versteckten Sie sich, um wieder hieher zu kommen, Herr Bohrmann weiß Alles! Herr Bohrmann ist nun hier, er wird sogleich eintreten, er trifft seine Anordnungen, damit ihm die besonders treue Verlobte nicht entwischen kann, und er sich endlich einmal über ihr schmäliches Betragen volle Uiberzeugung zu verschaffen vermag.

Ich komme nicht zu mir, über die Frechheit entgegnete Tusch, mit der Sie hier eindringen und einen Cavalier beleidigen, der noch dazu mein Gast ist!

Noch weniger kann ich mich zurecht finden, bemerkte Jarosinsky, und auf die unverschämten Beschuldigungen antworteu, die Sie vorbringen. Mein Fräulein, danken Sie es ihrem Geschlechte, daß ich mich zurückhalte, Ihnen in einem Tone zu antworten, der einem so frechen Benehmen, wie das ihrige angemessen ist.

— Wer sind Sie? Was haben Sie hier zu suchen? Und wer macht Sie zum Anwalt eines Herrn Bohrmann, den ich kaum den Namen nach kenne. Endlich, was Fräulein Krones betrifft, so suchen Sie sie! Doch wenn Sie sie bei uns nicht finden, so fordere ich, zwar von Ihnen keine Genugthuung, Sie sind mir viel zu gering, zu gemein und niedrig; aber von diesem Herrn Bohrmann fordere ich Satisfaction, eine Satisfaction, an welche er ewig denken soll.

Wie kommen Sie überhaupt hieher? fragte Hetscherlsberg.

Sie schweigen! Sie Schmarotzer! donnerte Laura ihm zu.

Ich glaube Sie verlegen sich auch aufs Spioniren! setzte der Baron hinzu.

Um ihr Treiben zu erfahren, braucht man keinen Spion, antwortete Laura. Sie gehen mit eiserner Stirne in Ihrer Nichtswürdigkeit umher, und rechnen das als Baron zu Ihren schönsten Thaten, wenn ein Bürgerlicher zum Besten gehalten wird. Ich frage noch einmal, wo ist Fräulein Krones, ich habe mich bei Herrn Bohrmann dafür verbürgt, daß ich sie hier ihm schaffe; vermeiden Sie jedes Aufsehen, sonst spricht morgen ganz Wien von dieser Geschichte im Lusthause.

Man soll davon sprechen! fuhr jetzt Jarosinsky auf, aber Ihnen zum Verderben, Mamsell, und nun erkläre ich Ihnen, daß wir nichts von Fräulein Krones wissen.

Wir sahen sie mit keinem Auge, setzte Hetscherlsberg hinzu.

Wir ersuchen Sie, sich hier zu entfernen, sonst rufen wir den Wirth, versetzte der Baron, und werden den Salon, den wir für uns bestellten, säubern lassen.

Jetzt kam auch Herr Bohrmann.

Er grüßte kaum, und sagte wie außer sich:

Sie ist nicht hier! Ich suchte in jedem Winkel. Fräulein Laura, wenn Sie sich doch geirrt hätten!

Kaum sagte Bohrmann diese Worte, so krachen Tusch und ihre Gäste in ein lautes Gelächter aus.

Geirrt? tobte Laura. Geirrt? Ich weiß gewiß, daß sie hier versteckt ist! Ich finde sie, und das sei mein Triumph! Seit einem Jahre umgarne ich sie, seit einem Jahre bewache ich sie mit Argus-Augen. Ich sehnte mich nach dem Augenblicke, mich an ihr zu rächen. Gott sei Dank! Der Augenblick ist gekommen! Und jetzt werde ich das Lusthaus untersuchen. Oben, auf der Aussicht, wird sie sich verborgen halten; kommen Sie, Herr Bohrmann, wir werden sie finden!

Ganz gewiß haben Sie sich geirrt! sagte Bohrmann kleinlaut.

In diesem Momente hielt der Fiaker Nr. 19 am Lusthause, und der „Unbändige" hob Therese aus seinem Wagen. Sie hatte Ihren Sonnenschirm in der Hand und lachte laut auf, als sie Bohrmann sah.

Ende des dritten Bandes.

Gedruckt bei J. P. Sollinger's Witwe.

Therese Krones.

Roman

aus Wien's jüngster Vergangenheit.

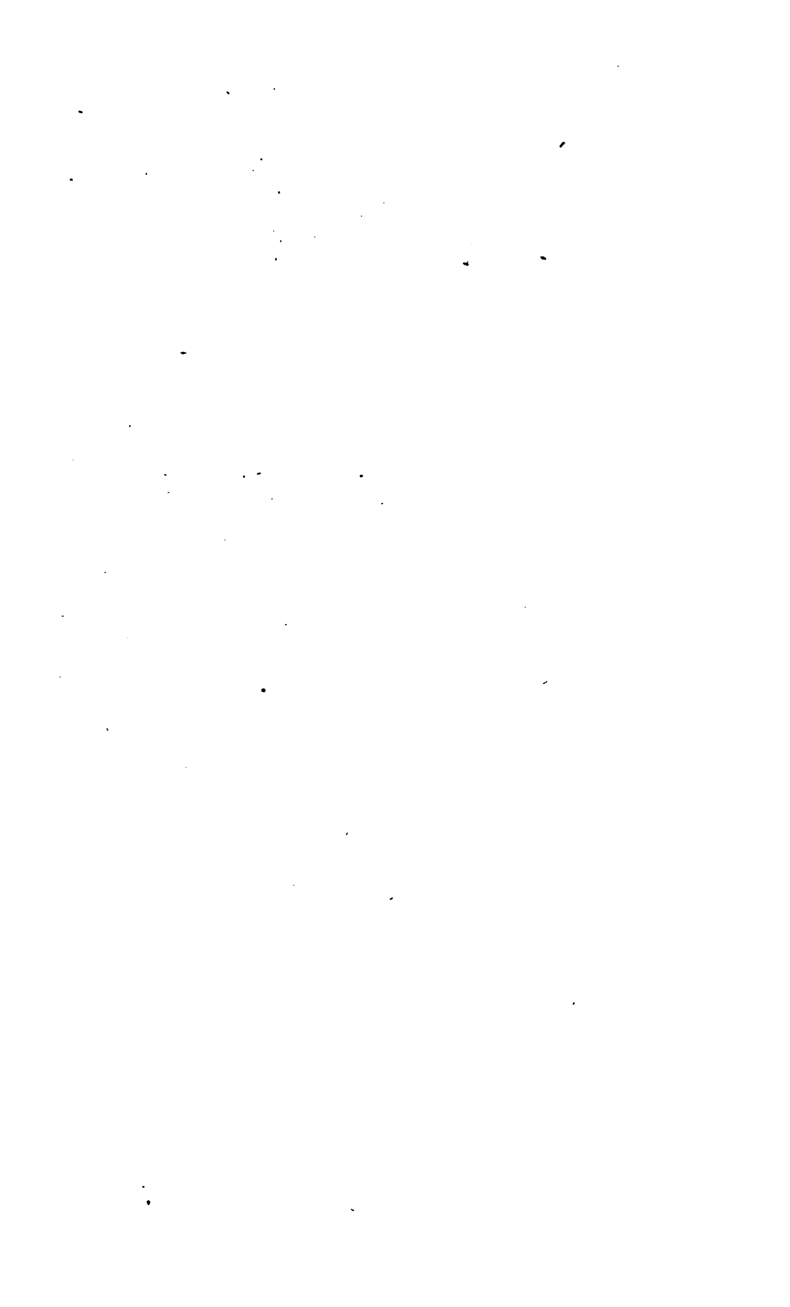
Von

Otto Horn.

Vierter Band.

Wien, 1854.

Jasper's Wwe. & Hügel.



Erstes Capitel.

Wähnen Sie nicht, Herr von Bohrmann, daß ich Ihnen nachlaufe, redete Therese den verblüfften Liebhaber an. So stark ist meine Neigung nicht zu Ihnen, aber da ihre Jagd nach mir mit solchem Aufsehen geschah, so, daß sogar die Fiaker mir ihr Mitleid schenkten, da Sie wie besessen einem fremden Herrn nachfuhren, weil Sie überall Gespenster sahen, selbst dort wo es nicht schaurig ist, so komme ich hieher, um Sie zur Rede zu stellen. Warum haben Sie mich denn nicht im Augarten aufgesucht? Warum sind Sie denn noch einmal hieher gefahren? —

Sie waren im Augarten? fragte Bohrmann.

Ja, ich komme vom Diner im Augarten, das mir Doctor Manquet zu Ehren meines Geburtstags gab. Sie natürlich wußten nicht, daß heute der siebente Juni ist! — Sie hatten nicht einmal einen Wunsch für mich, indeß andere Leute mir alle Aufmerksamkeit erzeigten.

Bohrmann stand ganz consternirt da.

Laura wußte nicht, was sie hievon denken sollte, machte jedoch ein ganz ungläubiges Gesicht.

Krones wendete sich an die Gesellschaft:

Ich bitte um Entschuldigung, sagte sie, daß ich Herrn Bohrmann hier aufsuche, und ihr Vergnügen störe,

aber wahrscheinlich wissen Sie von der Schmach, welche dieser Herr mir zugefügt; ich muß daher auch hier, meine Rechtfertigung vorbringen.

O wir wissen Alles! erwiederte Frau Tusch, die sogleich auf die Intentionen Theresens einging, und entschuldigen sogar Herrn Bohrmann, von dem wir überzeugt sind, daß er zu den tollen Schritten, die er gemacht, völlig gehetzt wurde. Um jedoch ihren Unwillen nicht zu steigern, und unangenehmen Erörterungen auszuweichen, so will ich schweigen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Gesellschaft vorstelle: Herr Graf Jarosinsky, Reichsmarschall von Mechilow, kais. russischer St. Annen-Ordens Ritter und als Reichsmarschall auch Maltheser-Ordens Ritter; hier Baron Sodin. Dieser Herr, ist Ritter von Hetscherlsberg, gewesener Practikant im Heumagazin der Schabelschen Reitschule. —

Und diese Dame? fragte Krones, und betrachtete Laura durch ihre Lorgnette.

Die Tochter jenes unglücklichen Cassiers, fiel Laura ein, den Sie, mein Fräulein, durch ihre herzlosen Aeußerungen, um seine Anstellung, ja sogar um die Aussicht, je wieder nach Wien kommen zu dürfen, gebracht haben!

Ich? fragte Krones erschrocken, ich? Wie denn ich? Ich kenne ja ihren Herrn Vater nicht.

Und doch vernichteten Sie seine Existenz!

Sie erschrecken mich. —

Meinen Vater, mich und meine ganze Familie, haben Sie beinahe getödtet.

Erklären Sie sich. —

Nicht hier!

Nein, ich beschwöre Sie, thun Sie es hier; ich kann eine solche Beschuldigung nicht auf mir ruhen lassen.

So will ich denn Ihrem schwachen Gedächtniß zu Hilfe kommen. Sie speisten am 1. Jänner v. J. bei

dem Fürsten — — — Der Neujahrstag wurde gefeiert, und Neujahrsgratulationen überreicht. Der Fürst las sie mit sichtbarem Wohlgefallen, plötzlich fällt ihm auch das Schreiben meines Vaters in die Hände, das wahrlich nicht geeignet war, in jener Stunde überreicht und gelesen zu werden, allein der Secretär meinte es gut und dachte, meinem Vater in dem Momente Gnade zu verschaffen, in welchem der Fürst so guter Laune war. Der Fürst las und las, und wurde immer verstimmter. Endlich rief er unwillig aus: das ist ein hübsches Neujahrsgeschenk; meinem Cassier fehlen 5000 fl., die er einem Kaufmann auf kurze Zeit von meinem Gelde geborgt, und nicht mehr zurück erhalten hat! Statt Glück mir zu wünschen, und wie andere Beamte sich meinem Wohlwollen zu empfehlen, zeigt er mir, wenn gleich kein großes, doch immer ein Unglück an, und erzweckt mein höchstes Mißfallen. — Aber er soll es büßen! Ein treuloser Cassier! Es ist abscheulich! rief der Fürst, sprang auf, und konnte vor Unwillen sich nicht mäßigen.

Ja, ich erinnere mich an diese Scene!

Was sagten Sie zu dem Fürsten, als die ganze Gesellschaft die Plätze verließ und sich voll Bestürzung an ihn drängte?

Ich weiß es nicht mehr, ich glaube ich legte ein Vorwort für den unglücklichen Mann ein. —

Nein, fuhr Laura leidenschaftlich fort, das thaten Sie nicht, Sie sagten: „Euer Durchlaucht, um Gottes willen, keinen Aerger! 5000 fl. sind für Sie eine Kleinigkeit, aber ihre Gesundheit ist unschätzbar. Einen treulosen Cassier entläßt man, und verbannt ihn für immer aus seinen Augen.“ Ja, rief der Fürst, dies soll geschehen. Er geht auf der Stelle aus meinem Hause; geht nach Ratin auf meine Herrschaft, und läßt er

sich je in Wien sehen, so übergebe ich ihn dem Criminal-Gericht.

Mein Gott! mein Gott! Ja, ja, das sagte ich, und dachte es recht gut zu machen, um den Mann vor gerichtlichen Verfolgungen zu schützen.

Sie, der Liebling des Fürsten, hätten eben so gut sagen können, was Raimund, der ebenfalls geladen war, sagte: Durchlaucht, sagte er, wenn der Mann übrigens brav war, so verstoßen Sie ihn nicht. Ich weiß um die Geschichte, setzte Raimund hinzu, weiß, wie der betrügerische Kaufmann nur auf drei Tage Ihrem Cassier das Geld entlockte, nur als Einlage bei einer ärarischen Licitation. — Zu dem liegt gewiß eine Caution in ihren Händen. — So sprach Raimund. — Nein, nein! erwiederte der Fürst; der Vorschlag des Fräulein Krones soll gelten. Und nun kein Wort mehr hievon, wenn mir der Neujahstag nicht verdorben und der Erfahrungssatz nicht bestätigt werden soll: „Ist der Neujahrstag ein Unglückstag, so sind alle Tage im Jahre Unglückstage!"

Mein Himmel! Ich kannte den Mann nicht, wie ihn Raimund kannte.

Sie hätten aber sogleich Raimund beistimmen können, bei Ihnen lag es, Sie thaten es nicht. — Wissen Sie, was die Folge war? Meine Mutter warf das Unglück auf das Krankenbett, mein Vater mußte fort. Die Caution von 4000 fl. wurde uns genommen, und ich, als die älteste Tochter, hatte die Mutter und sechs kleine Geschwister zu ernähren. — Ich vermochte es nicht. Anfänglich verkauften wir unsere ganze Habe, und als dies nicht zureichte, gab ich den Rathschlägen der Frau von Tusch Gehör — — — und was ich jetzt bin, ist Ihnen bekannt.

Krones sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht. Ach mein Gott! rief sie, kann ich denn diesen Jam-

mer nicht gut machen?! — Doch! ermannte sie sich, ich will zu dem Fürsten hin, ich will ihn mit Bitten und Thränen bewegen, daß er ihren Vater wieder anstelle. —

Und ich will eine neue Caution für ihn erlegen, rief der Graf. Der Fürst soll fordern, ich will das Doppelte geben.

Ich, ich will heute noch, ich will sogleich zu dem Fürsten; ich könnte nicht eher ruhig schlafen, drückte dieser Vorwurf mein Gewissen, obgleich ich, dafür verpfände ich mein Leben, nicht wußte, nicht ahnen konnte, welche Folgen meine unbedachten Aeußerungen haben würden. — Herr Bohrmann, forderte Krones diesen auf, lassen wir jetzt unsern Hader ruhen. Kommen Sie, ich fahre augenblicklich nach der Leopoldstadt. Der Fürst ist täglich bei uns im Theater. In seiner Loge will ich ihn aufsuchen und so lange bestürmen mit meinen Bitten, bis er den tiefgebeugten Greis wieder in seine Dienste nimmt. Trösten Sie sich, Laura; was ich noch an Ihrem Schicksale gut zu machen im Stande bin, werde ich gut zu machen wissen, dies gelobe ich Ihnen.

Herr Graf, wendete sich Krones an Jarosinsky, wenn Sie gestatten, werde ich von ihrem edlen Antrage, hinsichtlich der Caution, dem Fürsten sagen.

Der Fürst kann es aus meinem Munde selbst hören, und 2000 Stück Ducaten als Caution zu erlegen, bin ich jeden Augenblick bereit.

Jetzt brach die ganze Gesellschaft auf, nachdem die Tusch die Rechnung durch Hetscherlsberg berichtigen ließ.

Laura schwamm in Thränen und lag am Halse der Krones.

Die Wagen rangirten sich.

Als Frau von Tusch nach ihrem Fiaker rief, sagte sie zu Hetscherlsberg:

Haben Sie gehört, wie die nichtswürdige Laura mich angeklagt hat, um ihr Lasterleben zu beschönigen?

Sie soll ihren alten Banqier jetzt aufgeben, wenn ihr Vater wieder zu Gnaden kommt, antwortete Hetscherlsberg; aber die 300 fl. monatliche Revenue! wird sie das bleiben lassen! — Was geschieht jetzt mit dem Champagner? fragte er weiter. Soll der hier bleiben?

Nein, den nehmen wir mit, antwortete Tusch, der wäre den Fabrikanten vom Schottenfelde gerade recht, wenn sie wieder kommen!

Hetscherlsberg packte den Wein ein.

Die Wagen fuhren in folgender Ordnung nach der Leopoldstadt: Zuerst Krones mit Bohrmann, dann der Graf allein, dann Laura allein, zuletzt Frau Tusch mit Hetscherlsberg und dem Baron.

Wie die Krones in den Wagen Nr. 19 nach ihrer Flucht gekommen, wie sie erfahren, was Bohrmann getrieben u. s. w. wird sie in einem der nächsten Capitel selbst erzälen.

* * *

Als Krones am Leopoldstädter Theater mit Bohrmann ausstieg, stand Doctor Manquet am Eingange, und Bohrmann freute sich schon, mit dem Doctor vom Diner im Augarten zu sprechen und zu erfahren, was Wahres an der Sache sei. Er meinte, während Krones in die Loge des Fürsten treten und ihre Bitten vorbringen würde, könnte er der Angaben seiner Geliebten bis auf den Grund nachforschen; aber Theresen entging die Absicht Bohrmanns nicht. Sie eilte auf Manquet zu, hing sich an seinen Arm, und fragte: Ist der Fürst ——— in seiner Loge? als

Manquet dies bejahte, rief sie: Das ist herrlich! lieber Doctor! Wir wollen dem Fürsten Gesellschaft leisten und Sie sollen die Bitten, die ich ihm vorzubringen habe, durch ihr Vorwort unterstützen! Sie gelten ja Alles bei dem Fürsten; kommen Sie ein gutes Werk zu üben!

Bohrmann stand ganz verblüfft da, und wußte nun recht gut, daß, wenn Therese ihn auch belogen, er durch Manquet nicht die Wahrheit erfahren würde.

„Der hält's mit ihr! sagte Bohrmann für sich; wenn ich nur Jemand auftreiben könnte, der heute im Augarten gespeist hat.

Da blickte er ganz zufällig an den Laden des Kaufmanns Nosch, zur Weintraube.

Dort stand Stephan und plauderte mit dem alten, mit Dampf behafteten Kaufmannsdiener Zeindlmeyer.

Guten Abend, Stephan, sprach Bohrmann. Wie steht es mit Ihrer Scheidung?

Ach! ich bin ganz trostlos, antwortete Stephan; der Advocat meiner Frau, der Doctor Ohmayer, macht furchtbare Sprünge. Der Proceß kann noch ein Jahr dauern. Ich befinde mich in einer schrecklichen Situation. Ich bin nun weder Ehemann, noch Witwer, noch Junggeselle.

Ich habe ihm so eben zugeredet, versetzte Zeindlmeyer und hustete. Ich habe gesagt, Mosje Stephan, geben Sie die Ehescheidung auf! Sie bringen sich ja um ein enormes Geld, wenn Sie die Alte verlassen! Uf! hauchte Zeindlmeyer und hustete. Wie lange kann sie noch leben? fuhr Zeindlmeyer fort und rieb sich am Halse, dann erben Sie einen solchen „Hurm“ Geld, daß Sie Jahr für Jahr nicht im Stande sind, die Interessen zu verzehren!

Zeindlmeyer mußte zu sprechen aufhören, denn sein Lungendampf quälte ihn entsetzlich.

Meine Eltern sind auch schon ganz rabiat, erwiederte Stephan Mein Vater versäumt sein ganzes Geschäft und meine Mutter hat's Heimweh. Ich suche ihnen zwar auf alle mögliche Weise den Aufenthalt in Wien angenehm zu machen, ich führe sie überall hin, sie geben viel Geld aus, so z. B. habe ich sie heute zum Diner in den Augarten geführt. —

Heute waren Sie im Augarten? fragte Bohrmann, und strengte seine Ohren zu hören an. Wer war denn noch da? Haben Sie im Saale gespeist oder auf der Terrasse?

Auf der Terrasse.

Und im Saale waren Sie nicht?

O ja! Ich habe meinen Eltern beide Säle gezeigt.

Und wen sahen Sie denn von Bekannten?

Nur Korntheuer; er war in Gesellschaft von einem Herrn und einer Dame. Ich bin ihm aber ausgewichen, denn Korntheuer foppt mich, wo er mich sieht, und würde er dies in Gegenwart meiner Eltern thun, so schämte ich mich zu Tode.

Haben Sie nicht bemerkt wer die Dame war?

O nein; im Gesichte konnte ich sie nicht sehen. Sie saß so, daß ich gerade zum Tische hätte hintreten müssen, um sie auszunehmen.

War sie groß oder klein? War der Herr groß oder klein? Mit einem Worte: war die Dame die Krones und der Herr, Doctor Manquet?

Gott bewahre! Fräulein Krones hätte ich von Weitem erkannt.

Diese speiste also nicht im Augarten?

Es speisten im Ganzen vierzig bis fünfzig Menschen da, aber weder Fräulein Krones noch Doctor Manquet waren darunter.

Bohrmann spielte alle Farben vor Entsetzen, als er sich neuerdings betrogen sah.

„Sie war also nicht im Augarten? Sie war nicht zu Ehren Ihres Geburtstages invitirt?!“ rief er aus. Ganz gewiß hatte Laura recht! Ha! die Treulose, Ehrvergessene! raste er; so daß Stephan und Zeindlmeyer ihn ganz bestürzt anblickten.

Zeindlmeyer, der Stephans unbesonnene Reden gut machen wollte, wies diesen zurecht.

Wie können Sie denn mit solcher Bestimmtheit behaupten, daß Fräulein Krones nicht im Augarten speiste, fuhr Zeindlmeyer auf. Sie, der das Gebäude des Augartens gar nicht kennt! — Waren Sie denn auch in den Nebenzimmern, in den kleinen Zimmern im Nebentracte, in welchen der Hoftraiteur, Herr Jahn, oft mehr Gäste bewirthet, als im Hauptsaale?

Hier hielt Zeindlmeyer inne, weil er seit einem Jahre nicht so viele Worte auf ein Mal aus seiner lädirten Brust hervorgebracht hatte.

Wenn Sie nur nicht so in den Tag hinein schwätzen wollten, fuhr Zeindlmeyer endlich nach einer Pause, die er zu einem hohlen Husten benützte, fort. Sie sehen, was Sie für ein Unheil angerichtet haben, der Bräutigam des Fräuleins, Herr von Bohrmann, ist ganz außer sich!

Der Bräutigam? Ist Herr von Bohrmann der Bräutigam des Fräuleins? fragte Stephan. Der declarirte Bräutigam?

Freilich! versetzte Zeindlmeyer. Es ist gerade so, als wenn Sie das Fräulein verdächtigen, die Heirat hintertreiben und im Trüben fischen wollten.

Ich verdächtige Niemand, versetzte Stephan, aber wenn ich sie nicht im Augarten gesehen habe, so habe ich sie nicht gesehen.

Zu welcher Stunde waren Sie da? fragte Zeindlmeyer.

Um halb ein Uhr!

Da essen die Schneidergesellen!

Verzeihen Sie; Korntheuer speiste um dieselbe Stunde.

Da haben Sie sich geirrt, da frühstückte er. Korntheuer weiß zu leben; er speist erst um fünf Uhr. —

Aber andere Leute, welche hier zu Tische saßen?

Die frühstückten alle! Freilich begreift dies ein solcher Provinzler nicht, wie Sie. In Agram legt man sich nieder, wenn man in Wien zum Mittagessen geht.

Wann gingen Sie vom Diner? fragte Bohrmann.

Um zwei Uhr saßen wir bereits beim Caffee in der Brigittenau. —

Da haben wir's! rief Zeindlmeyer, und hustete unnatürlich, denn er wollte Krones, die er vom Weiten mit Manquet kommen sah, aufmerksam zu machen, daß hier von ihr gesprochen wurde.

Therese trat mit freudestrahlendem Gesichte näher.

Gott sei Dank! sagte sie. Lauras Vater ist wieder angestellt. Bohrmann, Sie wissen, wo Laura wohnt, führen Sie mich hin zu ihr. Ich muß ihr die Freudenbotschaft noch heute verkünden.

O, ich bitte Sie, versetzte Bohrmann bissig, bemühen Sie sich mit dem Herrn zu ihr, mit dem Sie heute im Augarten dinirten. —

Mit Herrn Doctor von Manquet? Mit Vergnügen! Der Herr Doctor, der mein Anliegen bei dem Fürsten so warm unterstützte, wird gewiß auch seiner schönen Handlung die Krone aufsetzen, und der bekümmerten Tochter das Resultat mittheilen. Sagen Sie mir nur, wo Laura wohnt?

Im „grünen Jäger," zweiten Stock, versetzte Zeindlmeyer.

Ich habe Herrn Bohrmann gefragt, versetzte Krones.

Ich habe für Sie keine Antwort, erwiederte Bohrmann.

Ei, der Tausend! scherzte Krones. Was hab' ich denn schon wieder verbrochen, daß Sie so kurz angebunden sind?

Was Sie schon wieder verbrochen? Es ist nichts Neues! Noch immer die alte Geschichte! Sie haben gar nicht im Augarten gespeist, waren nicht in Gesellschaft des Herrn Doctor, haben mich genarrt, wie Sie dies immer thun! — Herr Doctor, forderte Bohrmann Manquet auf, können Sie auf ihr Gewissen versichern, daß Fräulein Krones heute ihr Gast im Augarten war?

Manquet lachte und bemerkte: Da müssen Sie mich bei etwas Heilgerem auffordern, als meinem Gewissen. Wir Advocaten haben eigene Begriffe von Gewissen, wenn wir zu Gunsten unserer Parteien Etwas behaupten sollen. Wollen Sie es nicht glauben, daß Fräulein Krones heute, als an ihrem Geburtstage, in meiner Gesellschaft war, so glauben Sie es nicht. Einen Proceß werde ich deshalb gegen Sie nicht anfangen.

Der Theaterfeldwebel trat herzu, zog den Hut und sagte:

Fräulein Krones, so eben sendet der „Numero" aus dem Augarten an die Theater-Cassa ihr Portefeuille. Sie haben's beim Diner heute vergessen.

Gleich nach dem Feldwebel, kam der Traiteur Jahn selbst aus dem Theater, ging auf Manquet zu, und sagte: „Herr Doctor, Sie haben mir heute die Ehre gegeben, und mit acht Personen, worunter Fräulein Krones, was mir besonders zur Freude

gereicht, dinirt. Ich mußte früher als Sie das Diner beendigten, nach der Stadt — darf ich nun hier nachfragen, wie Sie zufrieden waren?"

Vortrefflich! versetzte Manquet.

In ihrem kleinen Saale speisten wir nicht nur ungenirt, sondern auch delicat, versicherte Therese.

Bohrmann schien eine Salzsäule.

Kommen Sie, Herr Doctor, bat Therese. Die arme Laura soll von ihrem Kummer befreit werden.

Sie grüßte freundlich die Herren und ging mit Manquet.

Ich werde Sie begleiten! rief jetzt Bohrmann. Wenn Sie es nämlich erlauben?

Ich habe für Sie keine Antwort! parodirte Krones.

Lassen Sie mich Sie begleiten!

Etwa durch's ganze Leben? Nein, mein Herr, nicht einmal sechs Schritte weit.

Sie ging und lachte dabei, wie nach einem erlangten Triumphe.

Warum kamen denn Sie nicht mit zum Diner? fragte Jahn boshaft.

Gehen Sie zum Teufel! versetzte Bohrmann und entfernte sich.

Herr von Bohrmann! rief der Feldwebel. Der Bursche, der das Portefeuille aus dem Augarten gebracht hat, wartet noch an der Theatercassa, er schmeichelt sich, daß er ein kleines Trinkgeld bekomme.

Gehen Sie zum Teufel! entgegnete Bohrmann, und eilte weiter.

Herr von Bohrmann! rief Stephan. Ich habe mich geirrt! Verzeihen Sie!

Gehen Sie ebenfalls zum Teufel! Bohrmann that wieder einige Schritte.

In diesem Augenblicke keuchte Zeindlmeyer auf

ihn hin. Er hielt Bohrmann am „Rockschößel" fest, und sprach unter krampfhaftem Husten:

Sehen Sie! Wie der Schein trügt! Ist Fräulein Krones eine Unschuld oder keine? Schöpften Sie nicht thörichten Verdacht?

Hol' Euch alle der Teufel! tobte Bohrmann, und eilte fort.

Ein unbändiges Gelächter begleitete ihn.

Jahn und der Feldwebel lachten am meisten, und gingen wieder ins Theater.

Zeindlmeyer faßte Stephan am Arme und sagte:

Sie haben heute schon wieder Fräulein Krones in große Verlegenheit gebracht. Zum Glücke erfuhr sie nicht, wer das Mißtrauen Bohrmanns verursachte. Hätte sie gewußt, daß Sie es gewesen, Sie hätten es tüchtig bekommen!

So? Da hätte ich mir auch nichts daraus gemacht. Ich muß Ihnen gestehen, ich bin gegen diese Person schon ganz kalt geworden.

Wer's glaubt.

Gewiß!

Das wäre ja wie ein Wunder!

Diese Person spielt mit den heiligsten Gefühlen! — So lange die Welt, und auf der Welt Weiber existiren, hat es noch kein charakterloseres Frauenzimmer gegeben, als sie.

Zeindlmeyer starrte ihn voll Erstaunen an.

Wegen mir wollte sie sterben, weil ich geheiratet! Als ich für sie den Tod suchte, lachte sie mich aus. Zur Scheidung hetzte sie mich nach Agram; als ich diese eingeleitet und zurück kam, behandelte sie mich wie einen ganz fremden Menschen! Mich belohnte sie durch ihre Liebe, weinte an meinem Halse, machte mir Hoffnung ihre Hand zu erhalten, und heiratet nun einen Men-

schen, der eben so häßlich als von widerlichem Charakter ist. Einen Menschen, den sie nicht leiden kann, der ihr unangenehm sein muß, weil er ein fataler, grämlicher, zanksüchtiger, mißtrauischer und schmutziger Mensch ist. Ein solches Weib ist kein räthselhaftes Wesen mehr, das ist ein logogryphisches Ungeheuer. Ich folge Ihrem Rathe, Zeindlmeyer, ich lasse mich von meinem Weibe nicht scheiden! — Der alte Drache, die Weichselstamm, ist mir lieber als der junge Engel Krones — Gute Nacht, Herr von Zeindlmeyer.

Als Stephan sich entfernte, trat Rosch aus der Thür seines Ladens, um Luft zu schöpfen.

Ein bildschöner Abend! sagte er, und so viele dumme Leute an einem so schönen Abend!

Ja wohl, versetzte Zeindlmeyer, zum Beispiel der Herr Bohrmann.

Und Stephan!

O nein, der wird auf ein Mal gescheidt. Er behält die Alte!

Ich habe Alles gehört, versetzte Rosch. Ich habe noch mehr gehört, was Sie nicht gehört, ich habe in meinem Gewölbe Dinge gehört, zum Todtlachen, aber ich lache nie. Sie kennen mich.

Als ihr Nachbar vor zwei Jahren fallirte, da lachten Sie.

Ja bei derlei Dingen mache ich eine Ausnahme, lasse mich aber von meinen Lehrjungen vorher kitzeln.

Was haben Sie gehört? Herr Principal.

Was der Feldwebel gesprochen und Jahn geäußert, war eine abgekartete Sache; die Krones, die „mit allen Wässern gewaschen" hat den Hoftraiteur Jahn, der wie Sie wissen, täglich im Theater ist, durch Nußböck bearbeiten lassen, daß er eine Komödie extemporir-

te und der Feldwebel mußte „per se" eine Rolle spielen, um den Gimpel recht aufsitzen zu lassen.

Wer hat Ihnen dies gesagt, Herr Principal?

So eben Herr Nußböck.

Ei, der „macht ja gerade Cassa."

Nun, sein Bedienter! Sie wissen ja, daß ich die Bedienten nach dem Namen ihrer Herren nenne.

Eine herrliche Komödie! versetzte Zeindlmeyer. Die Krones war also gar nicht im Augarten?

Gott bewahre! Die hatte schon wieder ein neues Rendezvous.

Ich finde, daß sie außer dem Thater noch besser spielt, als auf dem Theater.

Das sagt der Nußböck auch — ich will sagen, sein Bedienter. Mit diesen Worten gingen beide in ihren Laden.

* * *

Nosch hatte wirklich die Gewohnheit, die Dienstleute seiner Kunden bei dem Namen ihrer Herrschaft zu nennen. So sagte er z. B. zu dem Bedienten des Grafen Erdödy: Was wünschen Sie denn „Excellenz-Erdödy;" zu dem Bedienten der Schauspielerin Huber: „Was befehlen Sie denn, Frau von Huber; zu dem Dienstmädchen des Schauspielers Sartory: „Was sollen Sie denn einkaufen, „Alter Sartory?" — Nosch ging noch weiter, und nannte sogar die Hunde nach dem Namen ihrer Besitzer.

Das täglich mit zwei breiten Thüren dem Publikum offenstehende Gewölbe zur Weintraube, zog häufig auch die Hunde in diese Spezereihandlung. Der Geruch, der hier aufgespeicherten Salami und der verschiedenen Käse lockte sie, und sie versuchten Gastrollen zu spielen. Raimunds Pudel machte öfter auf seine Faust Versuche, Etwas zu erschnappen, aber Herr Nosch war flink bei der Hand, kam ihm mit einer großen Fliegenklatsche

entgegen, sagte: „Mir ist leid, Herr von Raimund, aber hier ist der freie Eintritt nicht gestattet," und jagte den Pudel aus der Bude hinaus. Raimunds Pudel kam nicht wieder.

Zudringlicher war der Pudel Bohrmanns, des erklärten und von ihr selbst als Bräutigam bezeichneten Liebhabers der Krones. Dieser Pudel, ein merkwürdiges Exemplar von Zudringlichkeit, ließ sich nicht irre machen. Wenn er um 12 Uhr aus dem Laden des Herrn Rosch hinausgejagt wurde, so kam er um halb Eins wieder und war sogar so unverschämt, wenn wegen vielen Kunden keine Zeit gefunden wurde, die nöthigen Hiebe mit der Fliegenklatsche zu appliciren, oder wenn er zufällig nicht bemerkt wurde, den Verkaufstisch, ebenfalls in Wien „Budel" genannt, mit einigen Feuchtigkeiten zu versehen, und dann wie Einer, der da gethan, was sein Beruf ist, ruhig seiner Wege zu gehen. Herr Rosch entdeckte dies immer mit Entsetzen und war schon im Begriffe, bei vorkommenden Anlasse den Hund mit einem spanischen Röhrchen „durchzuwichsen." Da fiel ihm auf einmal ein, daß er dies doch gegen einen täglichen Gast der Krones nicht ausüben dürfe, und er beschloß sich bei der Künstlerin selbst zu beschweren. Eines Tages war eine Probe zu Ende, und Therese ging nach Hause, und an der Bude vorüber; Rosch trat ihr schnell entgegen:

„Fräulein, sagte er, ich muß mich über den Herrn von Bohrmann beschweren. Alle Augenblicke hat ihn der Teufel da, und ehe man sich's versieht, hebt er den Fuß auf und das Malheur ist fertig. Wir haben nicht Sägspäne genug, die Geschichte zu vertuschen.

Krones sah Herrn Rosch mit großen Augen an:

Wie? sagte sie, mein Bräutigam sollte Ihnen solche Ungelegenheit machen?

Nicht er selbst, antwortete Rosch, aber sein Hund,

und ich bitte Sie deßhalb, daß Sie den Herrn von Bohrmann an einer Schnur auf die Straße führen lassen, oder es geschieht ein Unglück. Der Herr von Bohrmann kann Ihnen einmal statt mit vier, mit drei Füßen nach Hause kommen, und dies würde ich doch sehr bedauern.

Die Krones, welcher nun einfiel, daß der stupide Mann die Gewohnheit hatte, sogar die Hunde nach dem Namen ihrer Eigenthümer zu benennen, lachte aus vollem Halse, und von diesem Augenblicke an, wurde „Herr von Bohrmann" an einer Schnur auf die Straße geführt.

Zweites Capitel.

Jarosinsky fuhr nach Hause, um die zwei Tausend Ducaten zu recht zu legen, die, falls der Fürst den Cassier begnadigen würde, als Caution dienen sollten.

Als er seine Chatouille aus einem Schranke hob, fand er, daß er den Schlüssel stecken gelassen. Betreten über seine Unvorsichtigkeit öffnete er sie hastig, zählte sein Geld, und fand, daß ihm zwanzig Ducaten und ungefähr eben so viele Gulden in Banknoten fehlten.

Er rief ungestüm seinen Diener, und diesen wüthend bei der Brust packend, schrie er ihm zu:

Du hast mir Geld gestohlen!

Ich? — Herr! antwortete dieser. Nicht einen Heller ich nehmen. Seit zehn Jahren ich dienen, immer ehrlich! Arm sein, sehr arm, aber ehrlich. Lieber sterben als stehlen!

Und doch hast Du gestohlen, Schurke! Ich weiß jeden Ducaten, den ich gehabt, jede Banknote, die ich einwech-

selte. Bekenne, Spitzbube! oder ich prügle Dich so lange, bis Du den Geist aufgibst. —

Hier, ein Stock, Herr, mich prügeln, ich bitte, bis ich todt sein; nicht leben wollen, wenn ich sollte sein Dieb. —

Wer war außer Dir in meinem Zimmer?

Herr, Niemand. Als ich, sah Schrank offen, sah den Schlüssel an der Chatouille stecken, ich gestanden vor dem Schrank, nicht gewichen bis Herr nach Hause gekommen.

O damit machst Du mir nicht glauben, daß Du zu stehlen unfähig wärst. Wende Deine Taschen um.

Herr, ich habe noch zwei Ducaten; hier sind sie; aber nicht von Ihnen. Aus Warschau noch, von Fräulein Tobalska, Herr, von jener schönen Tänzerin, der Sie einen Schmuck durch mich gesendet. Vier Ducaten mir als Trinkgeld gegeben. Herr, so ist es. —

Du unverschämter Gauner! Laß doch sehen!

Der Diener legte die zwei Ducaten auf den Tisch.

Das sind ja österreichische Ducaten! Wie käme die Tobalska zu solchem Golde. Das sind Ducaten, wie ich sie in meiner Chatouille habe. Nun warte Schuft, nun sollst Du es büßen!

Er holte aus einem Koffer eine Knute hervor.

Jetzt zieh' Dich aus! Cujon, bis aufs Hemd, und nun will ich Dich gärben, daß Dir das Blut aus allen Adern springen soll. Und wie Du schreist, oder um Hilfe rufst, (er holte eine Pistole, die er über sein Bett gehangen hatte), jage ich Dir eine Kugel durch den Diebsschädel!

Der Bediente zog sich aus, und stellte sich mit entblößtem Rücken vor seinen Herrn.

Nun schlagen, Herr! Ich nicht schreien, bis ich todt. Meine Ehrlichkeit nach meinem Tode an den Tag kommen! — Herr, viel ausgegeben haben, viel verschenkt,

die wenigen Tage in Wien; viel verspielt, nicht mehr wissen, wo Geld hingethan! — dem Stubenmädchen im Hause allein, weil sie schön, weil sie den Namen hat, der schönen Zigeunerin, weil sie aussieht wie Fee, weil sie Leut' nennen Präciosa, viel geschenkt, zehn Ducaten geschenkt; mir gesagt, das Stubenmädchen; dem Logenmeister vom Theater geschenkt 6 Ducaten. —

Jarosinsky, dem nun beifiel, daß er in der That dies Geld verschenkt hatte, rief auf ein Mal:

Ziehe Dich an, Hallunke! Für diesmal sei Dir die Züchtigung nachgelassen. —

Nein, Herr, ich Züchtigung begehren, so ich ein Dieb! die Beschimpfung zurücknehmen, Herr, oder ich mich nicht anziehen. —

Nun, zieh Dich nur an, sagte Jarosinsky, ich nehme die Beschuldigung zurück. Ich erinnere mich jetzt, wohin das Geld gekommen. Nimm's nicht übel, Du weißt, ich bin heftig.

Herr, nicht die Ehre nehmen einem Menschen, nicht heftig sein mit Rechtschaffenheit eines Menschen. Mich schlagen im Zorn, ich hinnehmen, muß hinnehmen, aber Ehre nehmen? Ich nicht hinnehmen. —

Also, was soll ich thun, daß Du meine Beschuldigung vergißt. Willst Du Geld? Ich schenke Dir Geld.

Nicht Geld nehmen für erlittenen Schimpf. —

Was denn!

Ich ebenfalls schimpfen wollen, und Herrn schimpfen, dann quitt!

Mich willst Du schimpfen?

Ja, Sie schimpfen!

Ei, so laß doch hören!

Herr, wenn über diese Cassette gekommen sein ein Dieb, der Dieb Sie! Sie sich bestehlen selber, fürchterlich bestehlen täglich, in der Jugend sich stehlen, was

dem Alter bestimmt, bestehlen auch noch Frau und Kinder, Herr der größte Dieb sein! Jetzt wir sein quitt.

Jarosinsky starrte den Diener an und griff schon nach der Knute, doch entsank ihm diese wieder. Zieh Dich an, Elender, und vor die Thüre hinaus, oder ich halte mich nicht mehr!

Der Bediente nahm seine Kleider ohne ein Wort zu sprechen und ging.

Der Graf eilte mit raschen Schritten durch sein Zimmer.

Ich bin nicht in Polen, sonst bekämest Du's doch, obgleich ich Dir Unrecht gethan. — Der verfluchte Bursche hat eigentlich recht! — Ja, ich fühle es, ich bestehle mich, ich entziehe mir jetzt, was mir im Alter bleiben sollte, aber werde ich denn alt werden? Für eine ungewisse Zukunft soll ich die Genüsse der Gegenwart aufgeben? — Nimmermehr!

Er rief seinen Diener.

Jazeck! Jazeck!

Jazeck erschien und sagte:

Herr ich wieder gut sein!

Ich auch, sagte der Graf.

Du gehst sogleich zur Frau von Tusch, Du weißt, das ist die Frau in der Jägerzeile, wohin ich Dich schon einige Male gesendet.

Wo verspielt haben viel Gold. —

Zu dieser Frau gehst Du, Jazeck! Du sagst ihr, daß ich nicht willens sei, ohne Souper schlafen zu gehen; daß ich hungrig sei, sehr hungrig, weil ich Mittags nichts gegessen; daß ich aber nur soupiren könne in Gesellschaft; verstehst Du mich? Wirst Du dies im Kopfe behalten?

Nicht schwer sein, Jemand zum Essen einzuladen. —

Gut, aber nun kommt das Schwere.

Ich mir auch merken!

Die Herren sagst Du, welche heute im Prater waren, verlang ich mir nicht. —

Kenn' Ihren Gusto. —

Aber die Damen, und zwar alle drei. —

Drei Damen? Sind viel!

Alle drei Damen, Fräulein Krones, Fräulein Laura, Frau von Tusch! — Frau von Tusch muß Fräulein Krones und Fräulein Laura zu mir bringen. — Ich will Dir einen Brief mitgeben. —

Mündlich, es geht schneller.

Du setzest bei: Ich würde es Frau von Tusch hoch anrechnen, wenn sie beide Damen zu mir brächte; beide, hörst Du? — Du setzest bei: Die Damen seien mir viel zu erzählen schuldig. Ich wäre außerordentlich begierig. — Dort, nimm Dir Deine zwei Ducaten wieder und noch sechs dazu!

Herr, vorher mir versichern: Ich sei ehrlich!

Ja, ja, Du bist ein ehrlicher Kerl! Jetzt nimm Dir sechs Ducaten und geh!

Herr, sechs Ducaten zu viel! Ich nicht helfen mit, Geld verschwenden! Einen Ducaten ich nehmen, genug! Und Herr nächstens einen Ducaten weniger auf Karten setzen. —

Auch das!

Und nun Herr, Branntwein!

Wenn Du zurück kommst.

Richtig, Herr, bei Damen sich nicht schicken, wenn man riecht nach Branntwein.

Du bestellst auch einen Wagen für die Damen, lassest ihn dann rückwärts am Gasthofe zum Lamm, und in den Hof fahren. Es ist finster genug! Nun Jazeck eile, ich sehne mich nach den Damen und nach einem Souper. Sende mir den Zimmerkellner!

Ich eilen Herr, wie ein Blitz.

Jázeck ging.

Das Stubenmädchen trat ein.

Euer Gnaden, sagte das Mädchen, der Zimmerkellner wird sogleich kommen. Es sind Passagiere angekommen, welchen er Nr. 6 und 7 anweiset, dann ist er zu Befehl.

Ich wünschte mein Kind, Du wärst mir zu Befehl.

Einem so vornehmen Herrn bin ich immer zu Befehl. Dafür diene ich ja in einem Hotel.

Daß Du hübsch bist, habe ich Dir schon gesagt. — Ich befürchte mein Kind, daß Du sehr viele Liebhaber haben wirst. Ich glaube so viele Liebhaber, als Passagiere im Hause sind. —

Ach, ein Passagier ist ein unbeständiger Liebhaber. Heute ist er da, morgen dort! Was mir Passagiere auch schon Liebes und Schönes gesagt haben, ich habe nie darauf gehorcht.

Bei mir mußt Du eine Ausnahme machen.

So? Sie sind ein Graf, Sie könnten höchstens nur Spaß mit mir haben! Zudem wollen Euer Gnaden unser Haus wieder verlassen.

Ja, morgen schon, mein Kind.

Morgen schon? das ist mir leid. —

Ich reise von Wien nicht ab. Ich bleibe hier, und beziehe eine sehr angenehme Privatwohnung, in der Himmelpfortgasse, im Meislischen Hause. Da mußt Du mich besuchen.

O nein, Euer Gnaden, ich besuche keinen Herrn. —

So besuche ich Dich!

Dann jagt mich der Wirth aus dem Hause.

Du wirst doch eine Freundin haben, zu welcher Du kommst, ich werde dann deine Freundin besuchen.

Man hörte zwei Mal läuten.

Das geht mich an, Euer Gnaden! Ich wünsche Ihnen einen vergnügten Abend.

Das Mädchen wollte sich entfernen.

Nur noch einen Augenblick! Sage mir mein Kind, wo bist Du geboren?

Weil ich so schwarz bin, wie eine Zigeunerin?

Weil Du Augen hast wie eine Italienerin, einen Teint wie eine Creolin und Haare wie eine Castilianerin.

O was nicht noch! — Ich bin in Ungarn geboren, und wirklich unter Zigeunern aufgewachsen.

Im Ernste?

Ja! ja! — Da könnte ich Euer Gnaden viel erzälen. —

Du kannst vielleicht gar hexen, mich hast Du schon behext. —

Hexen kann ich nicht, aber w a h r s a g e n. —

Du kannst wahrsagen!

Freilich, deßhalb nennt man mich die falsche P r ä c i o s a.

Ei da prophezeie mir mein Schicksal. —

J a r o s i n s k y hielt ihr die Hand hin.

Ein ander Mal! Man hat mir geläutet!

Sie sollen noch einmal läuten! Bleibe nur ein par Minuten! Sage mir nur Etwas von meinem Schicksale! Wirf nur einen Blick auf meine Hand. —

Das Mädchen that es. Dann stieß dasselbe einen Schrei aus, ließ die Hand los und trat scheu zurück.

Was ist Dir?

Das Mädchen blickte noch ein Mal in die Hand, die ihr J a r o s i n s k y darreichte.

Du zitterst ja völlig! Was siehst Du?

Das kann ich nicht sagen!

Sei nicht kindisch!

Ach mein Gott!

Man läutete wieder.

Das Mädchen entsprang.

Was zum Teufel hab' ich denn in meiner Hand?! Das dumme Ding entfärbte sich fast vor Schreck.

Jarosinsky besah seine Hand.

Ich habe eine Hand wie ein anderer Mensch. Verschiedene Linien, kreuz und quer! Ich glaube, die Spitzbübin nahm einen Vorwand, um von mir los zu kommen! Ei! Ich muß wissen, was an der Sache ist. Des Spasses wegen, muß ich es wissen.

Jarosinsky trat vor die Thüre seines Zimmers und läutet zwei Mal.

Nach einigen Minuten kam das Mädchen wieder.

Kind, sagte Jarosinsky, so kommst Du nicht davon. Du hast mich neugierig gemacht. Was sahst Du in meiner Hand?

Ach, Euer Gnaden, das werde ich gewiß nicht sagen, und wenn Sie mein ärgster Feind wären, sage ich es nicht!

Ei zum Geier! Ich will eine Prophezeiung, und Du versagst sie mir? Wisse, daß mir schon allerlei prophezeit wurde, und ich lachte darüber.

Uiber diese Prophezeiung würden Euer Gnaden nicht lachen!

Ich lache schon im Voraus! Sprich, Zigeunerkind, und nimm die Versicherung, daß ich auf derlei Dinge nichts halte, und daß mich sonach nichts erschreckt, und wenn dein Ausspruch mir auch den Tod, und zwar den augenblicklichen Tod, verkünden würde.

Vom Tode lese ich Etwas aus Euer Gnaden Hand; es ist aber ein schauerlicher, gräßlicher, schrecklicher Tod. —

Ich werde wahrscheinlich von einem Pferde geschleift? ich werde ertrinken? ich werde in einen Abgrund stürzen?

Herr Graf, versetzte Laura, lassen Sie sich von Fräulein Krones erzälen, was geschehen.

Vor Allem, versetzte Krones, muß ich Ihnen sagen: Der Vater Lauras hat seinen Posten wieder; ihre Caution nimmt der Fürst nicht an; der Moment, in welchem Doctor Manquet und ich in die Loge des edlen Herrn traten, und unsere Bitten vorbrachten, war ein so günstiger, daß der Fürst aus eigenem Antriebe erklärte: „Nicht nur seine Anstellung soll der Cassier wieder haben auch den Gehalt von anderthalb Jahren, und gleich morgen, setzte er bei, lasse ich ihm sein Wiederanstellungsdecret ausstellen, sende ihm die sistirte Besoldung, und lasse ihn auf meine Kosten nach Wien zurückkehren!

Das ist ja sehr hübsch von diesem Fürsten; ich würde aber nicht anders gehandelt haben. Nur geht daraus nicht hervor, daß mich die Damen deshalb meiden sollen.

Geduld, Herr Graf, ich bin mit meinem Berichte noch nicht zu Ende. — Als Laura dies erfuhr, sank sie vor Freude und Dankbarkeit sprachlos in meine Arme.

(Laura hatte Thränen in den Augen, und umarmte bei diesen Worten Therese neuerdings.)

Mein Vater wird ein neues Leben beginnen, mein Vater erhält seine Ehre wieder, rief sie; und ich darf auch nicht länger ohne Ehre sein! Ich darf nicht länger ein Leben fortsetzen, bei welchem die Ehre nicht in Anschlag kommt. — Hierauf fragte sie mich, hat der Fürst nicht von mir gesprochen?

Ich bejahte diese Frage.

Was hat er gesprochen? fragte Laura weiter, sagen Sie mir aufrichtig, fuhr sie fort, was sprach der Fürst von mir?

Ich erwiederte: Der Fürst sagte: Laura hätte sich für ihre Familie geopfert; ob aber ein Opfer auf

solche Weise, Gott gefällig — — lasse er ihrem Gewissen über. —

Sagte er dies? versetzte Laura, nun soll der Fürst erfahren, daß ich auf den Pfad der Tugend wieder zurückzukehren vermag. Sie weinte heftig und vermochte nicht zu sprechen.

Mir aber, begann Therese nach einer Pause, deren Leben auch nicht Gott wohlgefällig sein kann, machte in diesem Augenblicke mein Gewissen die bittersten Vorwürfe. Soll ich unter Laura stehen, sagte ich mir; auch ich will ein Leben ohne Ehre aufgeben und handeln wie es einem ehrbaren Geschöpfe ziemt.

Frau Tusch konnte hier ein boshaftes Lachen nicht unterdrücken.

Lachen Sie nicht, ereiferte sich Krones, ich bin von dem festen Vorsatze durchdrungen, nicht ferner auf einem Pfade fortzuwandeln, der mir den Beifall der Welt nicht erwirbt. —

Den Beifall der Welt, erwiederte Frau Tusch, wer hat denn den Beifall der Welt mehr als Sie!

Ja, erwiederte Krones, man beklatscht mich, wenn ich auf dem Theater erscheine, man überhäuft mich mit Applaus, wenn ich singe; man beachtet die Schauspielerin, man verachtet aber — die Krones.

Das ist nicht wahr! fiel Jarosinsky ein. Man achtet Sie auf und außer dem Theater. — Dieser Fürst, der so viel auf Tugend hält, würde er Sie in sein Haus laden, an seine Tafel ziehen, wenn er Sie nicht achtete?

Das entscheidet nicht; der Fürst sieht alle beliebten Schauspieler gerne um sich. Seine Vorliebe für das Theater läßt ihn einen Schleier werfen auf mein Privatleben. Wenn die Fürstin, seine Schwester, bei ihm speist, werde ich nie geladen, indeß Fräulein Kupfer jedes Mal erscheinen darf.

Und was ist das Resultat? fragte Jarosinsky.

Daß ich und Laura von Ihnen Abschied nehmen, Herr Graf. Wir sind dem Rufe der Frau von Tusch gefolgt und sind hieher gekommen, Ihnen zu danken, für die Caution, die Sie für den unglücklichen Vater zu erlegen, so bereitwillig waren.

Tausend Dank, herzlichen innigen Dank! setzte Laura bei, und Gott lohne Ihnen das edle Mitgefühl für das Unglück einer armen Familie. —

Und nun wollen wir uns wieder entfernen.

Wie? sprach der Graf, darin sollte Ihr Dank bestehen, daß Sie mich beleidigen? Kann es Ihren guten Vorsätzen Abbruch thun, wenn Sie bei mir soupiren? Bin ich ein so verworfener Mensch, daß es Sünde ist, mit mir in Gesellschaft zu sein? — Nein, meine Damen, diese Kränkung, ja Beschimpfung werden Sie mir nicht zufügen.

Und bin nicht ich hier? Sind Sie allein bei diesem Cavalier? bemerkte Frau Tusch.

Krones gab das boshafte Lachen jetzt zurück, das Frau Tusch vor wenig Augenblicken ihr gewidmet hatte.

Bin ich endlich ein solcher Wüstling, daß mein Name schon ehrbare Vorsätze umstößt? Ich werde Ihnen beweisen, meine Damen, daß Sie unter den würdigen Vätern im Kloster Maria am Gestade, auch nicht weniger gefährdet sein können, als bei mir. Kommen Sie, lassen Sie uns auf die Realisirung Ihrer neuen Vorsätze heiter sein! — Dann, so schwer es mir auch fällt, will ich Ihnen nicht mehr in den Weg treten. Lassen Sie uns die Stunde feiern, in welcher Sie der Tugend mit ganzer Seele angehören werden.

Der Graf rief seinen Diener.

Laura wendete sich an Therese:

Können wir bleiben?

Wir wollen den Grafen nicht beleidigen, antwortete Krones.

Wir wollen den Grafen und Frau von Tusch bitten, zu verschweigen, daß wir diesen Abend hier gewesen sind.

Es wurde aufgetragen.

Der Graf bat Therese, sich an seine rechte Seite, Laura an seine linke Seite zu setzen. Frau Tusch räumte er den obersten Platz ein.

Frau von Tusch, bemerkte Jarosinsky, wir beide, die wir der sündhaften Welt noch nicht Adieu sagen wollen, müssen uns jetzt in Acht nehmen, daß wir den keuschen Ohren nichts Aergerliches sagen.

O scherzen Sie nur! versetzte Krones. Unsere guten Entschlüsse werden Sie doch nicht wegscherzen.

Gewiß nicht! entgegnete der Graf. Nur eine Frage; ist es unstatthaft, dieses Souper mit einem Toast auf die Tugend zu beginnen?

Bringen Sie ihn der Ehrbarkeit, Herr Graf, versetzte Laura. Wir sind keine Heuchlerinnen und stoßen die Gläser darauf an.

Es wurde Champagner herumgereicht.

Wein der Leichtsinnigen! sprach der Graf, Du sollst ebenfalls Buße thun müssen; dir, Flasche, mit deinem verführischen Naß, soll der Hals gebrochen werden! Moral und Ehrbarkeit sollen leben! Stoßen Sie an, meine Damen, wer nicht das schäumende Glas leert, hält Moral und Tugend nur für Schaum!

Die Gläser wurden geleert.

Und nun ein Pereat jeder Thorheit! Die frohe Laune, der Scherz, der Frohsinn sollen zum Teufel gehen! Trinken Sie hierauf, meine Damen! das Lachen ist eine Sünde, die Lustigkeit ein Frevel! Wer uns Asche auf das Haupt streut, sei unser Freund!

Darauf trink ich nicht! versetzte Laura. Auf ein gu-

tes Gewissen trink ich. Laune, Scherz und Frohsinn besitzt aber nur ein gutes Gewissen!

Angestoßen! rief Jarosinsky. Alle guten Gewissen und alle gewissen Guten sollen leben! Frau von Tusch, wie steht es mit ihrem guten Gewissen; ich fürchte, Sie haben gar kein Gewissen, denn sonst könnten Sie nicht so trübselig da sitzen, als wollten Sie morgen schon der schönen Welt den Rücken kehren!

Jarosinsky ruhte nicht; auf „alle guten Gewissen" und „gewissen Guten," mußten die Gläser geleert werden.

Und nun Fräulein Therese! fuhr der Graf fort: Werfen Sie noch einmal einen Blick auf ihren tadelnswerthen Wandel, erzälen Sie uns, wie Sie es heute gemacht haben, den abgeschmackten Herrn Bohrmann so köstlich zu dupiren und uns so angenehm zu überraschen. Wie, zum Geier! war es Ihnen möglich, den Fiaker in so kurzer Zeit aufzutreiben, in welchem der Fadeste aller Sterblichen mir nachkutschirte?

Das war ein glücklicher Zufall, den mir der Himmel herbeiführte.

Nicht freveln, Fräulein Krones, der Himmel führt nichts herbei, wenn es gilt, einen ganz außerordentlich trefflichen Menschen zum Besten zu haben.

Ich ging über die Brücke, wie Sie wissen; ich suchte in dem Hause des Fleischers Neumeyer einen Wagen. Es war kein Wagen im Hause. Ich gebe meinen Wunsch zu erkennen, zu Fuße über Simmering nach der Stadt gehen zu wollen. — Da fielen mir die Fleischerknechte in die Rede: „Das thun wir nicht, sagten sie. Auf diesem Wege riskirt man eine Lungensucht, so arg mit Staub und Unrath ist dieser Weg bedeckt. Gehen Sie zurück, gehen Sie durch die Au; im Prater finden Sie einen Fiaker." — Ich befolgte diesen

Rath. Ich ging zurück über die Brücke, und kam ungesehen durch die Au, den Fußpfad verfolgend. Plötzlich hörte ich einen Wagen kommen. Ich verbarg mich unter den Bäumen, blickte verstohlen durch die Bäume, und sehe da! Nr. 19 kam daher. — Ich überzeugte mich, daß der Fiaker leer war. Ich rief ihm zu, anzuhalten und mich aufzunehmen. Nun erzälte er mir, was geschehen. Er erzälte mir, daß Bohrmann in der Jägerzeile Fräulein Laura begegnet, daß diese zu Bohrmann in den Wagen gestiegen und nach dem Lusthause zurückgekehrt sei. Mein Plan war schnell gefaßt. — Nun warte, Bohrmann, sagte ich zu mir, das sollst Du mir büßen!

Krones lachte bei dieser Erzälung überlaut.

Nun sehen Sie, bemerkte Jarosinsky, daß Sie hier einen Spaß hatten, der Sie für alle ausgestandene Angst reichlich entschädigte! Das Gesicht, das Herr Bohrmann schnitt, als er Sie in Nr. 19 kommen sah und der Meinung sein mußte, Sie kämen directe aus dem Augarten, war unvergleichlich!

Auf die gelungene List sei dieses Glas geleert!

Ich habe noch Etwas zu erzälen!

Krones erzälte nun mit der ihr angebornen Heiterkeit, wie Bohrmann auch durch den Feldwebel und Jahn mistificirt worden. Ihr froher Sinn erwachte bei diesen Worten wieder.

Laura sah sie bedeutungsvoll an.

Krones begegnete ihrem ernsten Blicke.

Ich weiß, was Sie sagen wollen! Es war mein letzter Scherz. Ich extemporirte ein kleines Intriguenstück; ich versuchte eine Komödie. Vielleicht schreibe ich auch noch eine! Ich fühle, daß ich Talent hiezu habe.

Die Enthüllungen, welche Therese zum Besten gab, amüsirten Jarosinsky, verstimmten aber Laura; wurde sie doch ebenfalls mistificirt, und

da sie aus Rache gegen Therese, den Bräutigam derselben gegen sie aufgestachelt hatte, so fühlte sie sich beschämt.

Therese brachte Laura bald in gute Laune; das vortreffliche Souper, der köstliche Champagner, trugen hiezu nicht wenig bei, und als der Graf „Cardinal“ credenzen ließ, da wurden die beiden Mädchen so lustig, daß sie an ihre guten Vorsätze nicht einen Augenblick mehr dachten.

Ich muß gestehen, bemerkte Krones, daß ich so vortrefflichen „Cardinal“ nie getrunken habe. Braut man dieses Göttergetränk im Hôtel zum goldenen Lamm, so muß der Wirth ein Privilegium darauf nehmen. Es wäre zu beklagen, wenn er aus dem alleinigen Besitz des Receptes zu diesem „Cardinal“ nicht großen Vortheil schöpfte.

Das Recept zu diesem Getränke, das so großen Beifall bei Ihnen findet, besitze ich selbst. Es ist die Erfindung des berühmten Conditors Kopielsky in Warschau. Ananas und Champagner sind die Hauptbestandtheile; was aber den Geschmack besonders erhöht, sind frische Erdbeeren und Pfirsichzucker. Mein Diener versteht es aus dem Fundament, guten Cardinal zu bereiten. Trinken Sie, meine Damen; dieses Getränk ist den Damen gewidmet.

Es wurde der Bowle wacker zugesprochen, und war noch ein guter Vorsatz in den Herzen dieser Beiden, so wurde er weggeschwemmt. Jarosinsky siegte. Therese und Laura waren wieder so frivol wie früher.

Er benützte die Gelegenheit und invitirte beide zu einem Diner bei Frau Tusch. Beide mußten ihm ein feierliches Versprechen leisten, gewiß bei diesem Diner zu erscheinen.

Die Leichtsinnigen thaten es.

Endlich wurde das Gelage aufgehoben, und Jarosinsky begleitete die Damen nach Hause.

Welche von den beiden zuerst sich für Jarosinsky erklärte, welche den ersten positiven Rückfall erlitt, ist nicht bestimmt anzugeben. Frau Tusch behauptete, Laura sei es gewesen, Jarosinsky nannte Krones, welche ihm ihr Herz geschenkt.

So viel ist gewiß, daß Jarosinsky sich mit ganzer Seele für Therese erklärte; wohl theilte er sein Herz auch noch mit andern, aber zu Theresen zog es ihn immer wieder hin, und das Liebesverhältniß zwischen ihm und Krones, wurde immer inniger.

Oft machte sich Therese selbst über ihre Neigung lustig. Ich habe nie einen Mann kennen gelernt, der bei so vielem Abschreckenden in seinem Gesichte, so viel Anziehendes in seinem Benehmen gezeigt hätte. Er besitzt die feinste Tournüre, die mir je vorgekommen, und dennoch ist er oft widerlich, ist sogar gemein, besonders wenn er zu viel getrunken hat.

Wie viel Geld Jarosinsky in kurzer Zeit in Wien verschwendete, verspielte, verpraßte, kann nicht angegeben werden. Sein Geld floß hin wie Schaum; seine Chatouille wurde täglich leerer. Als er einmal seinem Schneider 800 fl. bezahlen sollte, war er noch im Besitze von 30 Ducaten. Alles hatte er den Weibern und dem Spiel geopfert, und dies in unglaublich kurzer Zeit.

Meister, redete er seinen Schneider an, Sie müssen mir Credit schenken, bis mir frische Summen von meinen Gütern gesendet werden. Wäre ich in Wien bei einem Banquier accreditirt, ich würde sogleich ein par Tausend Ducaten bis Neujahr aufnehmen. Ich würde sogar ein bedeutendes Opfer bringen, und ein noch größeres Opfer, wenn ich von einem Privatmanne, der meinen Wechsel in der Hand behält, eine Summe erhalten

könnte. — Kennen Sie Niemand, lieber Meister, der einem honnetten Manne, einem der reichsten polnischen Cavaliere, ein par Tausend Ducaten vorschießt.

Ich würde Euer Gnaden selbst dies Geld bringen, antwortete der Bürger, aber ein par Tausend Ducaten besitze ich nicht. Alles was ich baar habe, sind 1200 fl., und diese stehen Ihnen zu Diensten.

Ich verschreibe Ihnen 2000 fl. dafür, wenn ich das Geld heute noch erhalte.

Das wäre unchristlich, antwortete der Bürger, ich bin kein Wucherer, aber ich kann dieses Geld nur gegen einen Wechsel ausleihen, und bedinge mir sonst nichts, als daß auch für meine Buchforderung mir von Ihnen ein Wechsel ausgestellt wird; daß ich die 800 fl. für gelieferte Kleider und die 1200 fl., die ich Ihnen baar vorschieße, am 2. Jänner 1827 bezahlt werden, darum bitte ich.

Sie sind der generöseste Mann auf der Welt, und verdienten ein Cavalier zu sein. Schreiben Sie die beiden Wechsel; ich acceptire sie, und bringen Sie sobald als möglich die 1200 fl., ihrer Frau werde ich ein schönes Colier kaufen; diesen Beweis von Erkenntlichkeit dürfen Sie nicht abschlagen.

Der Schneidermeister flog so schnell als möglich nach Hause, schrieb die beiden Wechsel, steckte seine Baarschaft von 1200 fl. zu sich, und war in einer Stunde schon wieder bei dem Grafen.

Dieser empfing ihn wie einen Freund. Er umarmte ihn, lobte seine Bereitwilligkeit und machte ihn durch Artigkeiten ganz verrückt.

Ich bleibe dabei, Sie sind selbst ein Cavalier, wenigstens besitzen Sie so viele Feinheit und Complaisance, wie ein französischer Adeliger unter Ludwig XIV. Sie stammen wol selbst aus einer angesehenen Familie; nicht nur ihre Gesinnungen, auch ihre Manie-

Nein, nicht sagen dies; ich vermuthen. Schneider sehr vergnügt gewesen, ausgerufen: Ihr Herr ein Engel sein! Mich empfehlen ihm! Jazeck auf des Grafen Gesundheit trinken, Graf so herablassend! Bürger sein Freund sein!

Da haben wir's! bemerkte Jarosinsky, der belohnt meinen Bedienten, daß ich so gnädig war, und sein Geld genommen habe. — Ich meinte, solche Leute gebe es nur in Polen, aber ich nehme mit Entzücken wahr, man hat diese Sorte auch in Wien.

Jazeck! schnell, hier hast Du 1600 fl. Eile zu einem Geldwechsler und bringe mir Ducaten dafür. Bei Frau von Tusch ist heute großes Spiel. Du, Kerl, hast mir schon einmal in Krakau Gold eingewechselt, und ich sprengte eine Bank damit. Heute hält Conte Valotti bei der Tusch die Bank und legt 4000 Ducaten ein, vielleicht spreng ich sie auch heute! — Gewinne ich — Jazeck — gewinne ich mit dem Golde, das Du mir bringst, so laß ich Dir eine Uhlanen-Tracht machen aus dem feinsten Tuche, und so mit Gold besetzen, daß Du aussehen sollst, wie ein Officier aus der Garde.

Ich Glücksducaten kaufen, Herr — wahre Glücksducaten, aber die nur Glück bringen, wenn man nicht damit spielt.

Jazek ging.

Einen Warschauer Juden habe ich gestern zu mir bestellt. Der Bursche hat mir versprochen, 1000 Ducaten zu leihen, wenn mein Freund, der russische Gesandtschaftsrath, für mich acceptirt! — Den Juden muß ich bewegen, daß er auf mein Accept 1000 Ducaten vorschießt. Wenn er nur schon da wäre!

Der Jude kam.

Jarosinsky begann mit diesem ein anderes Manövre.

Jarosinsky spielte den Beleidigten.

Ich habe es mir überlegt, redete er den Hebräer an, ich brauche dein Geld nicht. — Wollte ich Baron Fromann um 1000 Ducaten ansprechen, so würde er sich geehrt finden und sie mir ohne Interessen vorschießen; da hätte ich also nicht nöthig, sein Accept zu begehren. — Wir lassen daher das Geschäft, guter Adamski! Wer mir nicht auf mein Accept 1000 Ducaten borgt, mag sein Geld behalten; ich aber, als Reichsmarschall von Mechilow, werde auch meinen Einfluß, mein Wohlwollen behalten, wenn Du wieder um Gefälligkeiten in mein Bureau kommst.

Gnädiger Herr, erwiederte der Jude, ich begehre ja nicht aus Mißtrauen zu Ihnen, des Herrn Barons Accept. — Ich will es, weil ich den Wechsel muß in andere Hände bringen. Ich muß morgen wegreisen, nach Warschau muß ich reisen; bis Neujahr bin ich in Moskau, wie könnte ich eincassiren den Wechsel, wenn ich nicht wär' in Wien.

Aber ich werde in Wien sein, und für den, welchem Du den Wechsel übergibst, ebenso gut in Wien, als für Dich! — Du hast Scrupel! Daher ist es besser, kein Geld von Dir und nun Gott befohlen! Dort ist die Thüre!

Wie fahren Sie doch auf, gnädiger Herr! Werd' ich Ihnen machen einen andern Vorschlag; schreiben Sie doch den Namen Ihrer Frau Gemalin auf den Wechsel, und ich gebe Ihnen die 1000 Ducaten. Dreihundert Ducaten werden Sie mehr schreiben müssen, denn Adamski will auch Etwas verdienen.

Aber wenn meine Frau Dir antwortet: Das habe ich nicht geschrieben, das ist nicht meine Unterschrift.

Da stelle ich mich, als ob ich nicht wüßte, daß ich dies weiß; dann sag' ich: „Nicht geschrieben haben, Frau Grä-

sin, dies? — So ist die Unterschrift falsch? — Gottes Wunder! Der Herr Gemal hat mich betrogen; ich gehe nun schnell und zeige es an.“ — Da werden Sie sehen, wie sie wird kommen zu laufen und wird bezahlen die 1300 Ducaten, und Ihnen ist geholfen und mir!

Du bist ein Schuft, Adamski, und willst mich auch zu einer Schufterei verleiten. Doch hol's der Teufel, ich brauche das Geld — setz' Dich hin, schreibe den Wechsel; ich will meiner Frau Namen darauf schreiben. —

Wie heißt? Blos mit Ihrer gewöhnlichen Hand? Nachmalen müssen Sie der Frau Gemalin Schriftzüge, es muß sein ihr Geschreibsel und wieder nicht. — So kann ich es brauchen, dann ist hier das Geld!

Du bist ein Mephistopheles, erwiederte Jarosinsky. Indeß ist es nur der Name meiner Frau, den ich nachzuahmen habe, daher will ich mir kein Gewissen aus dem falschen Wechsel machen, den ich Dir ausstellen werde. Aber ich fühle es doppelt, welche Schurkenseele ein Wucherer hat; zuerst verleitet ein solcher Wicht einen redlichen Mann zur Fälschung und zum Betruge, dann droht er hinzugehen, den Fälscher und Betrüger anzuzeigen!

Verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich widerspreche. Durchaus ist hier kein Betrug im Spiele; es ist nur moralischer Zwang, damit der Wechsel gewiß und am Verfallstage bezahlt wird. Geschieht dies, kommt die Fälschung in ihre Hände zurück, und kein Mensch weiß Etwas davon, als Sie und die Frau Gräfin, dann ich und der liebe Herr Gott! Ich sage nichts, habe ich doch mein Geld, und der liebe Herr Gott, der bei dieser Zeit viel zu thun hätte, wollte er über jeden Betrug unwillig werden, sagt auch nichts.

Jarosinsky suchte während dieses Gespräches ein Päckchen Briefe seiner Frau aus seinem Schreibtische,

betrachtete die Unterschrift und malte die Schriftzüge derselben nach.

Da steht nach Deinem Wunsche „Acceptirt von Teofila von Spaylaska, verehlichten Gräfin von Jarosinsky,“ unterzeichnet; sieh hier auf diesen Briefen die Original-Handschrift meiner Gattin, besser vermöchte sie selbst nicht ihre Unterschrift zu geben.

Gottes Wunder! was seien Sie geschickt! Können Sie auch so gut hinschreiben: „Arnsteiner und Eskeles,“ und ich gebe Ihnen noch 2000, ich gebe Ihnen 3000 Ducaten.

Wir wollen es indeß bei dieser Fälschung bewenden lassen. Wo ist das Geld?

Hier!

Zum Teufel! das sind ja lauter beschnittene Ducaten?

Was gut ist, wird beschnitten.

Und hier sehe ich Ducaten, welche falsch sind.

Verzeihen Sie, die Unterschrift ist auch nicht echt.

Ich bitte Dich, fortzugehen, oder ich müßte Dich beim Kopfe nehmen.

Heute nehmen Sie mich. Wenn der Wechsel nicht bezahlt wird, werden Sie beim Kopfe genommen. Adieu, Herr Graf. Vergessen Sie nicht den 2. Jänner 1827! Am 1. Jänner können Sie noch ehrlich sein, am 2. nicht mehr, Notabena, wenn die Frau Gräfin nicht bezahlt. Kennen Sie das Gesetz gegen Betrug und Schriftenfälschung de dato Warschau, am 12. April 1821? — Nicht mehr soll Einer sehen das Tageslicht, wenn er fälscht wegen eines Betrages von Ein Hundert polnischen Gulden! — Dreizehn Hundert Ducaten sind mehr! Sie werden nicht einmal sehen ein Nachtlicht! Leben Sie wohl, Herr Graf.

Der Jude ging.

Jazeck begegnete ihn unter der Thüre und sah ihm mit grimmigen Blicken nach.

Herr, das der Betrüger sein, der Sie in Warschau so abscheulich prellte. Schmuck Ihnen verkaufte, bei welchen unter vierzig Brillanten sechzehn Glassteine! — Herr, ich dem Adamski nacheilen und so lange würgen, bis er Schaden ersetzt. —

Laß ihn und nimm diese Ducaten; es sind 1000 ungewichtige und wechsle mir gewichtige ein.

Adamski wieder betrogen? Herr, ich den Gauner todtschlagen.

Das wäre freilich gut, wenn ein Wucherer aus der Welt käme, allein ich brauche ihn noch, dafür laß ihn, und bringe mir schnell neues vollwichtiges Gold für dieses alte ungewichtige.

Jazeck befolgte den Auftrag seines Herrn.

* * *

Jarosinsky verfügte sich zu Frau von Tusch. Er fand hier eine große Gesellschaft. Er fand alle Damen, die damals auf einem großen und leichten Fuße lebten, eine Menge Herren; Spieler von Profession, Abenteuerer, Roués, man konnte sagen, eine Gesellschaft von dem zweideutigsten Rufe.

Von den Damen waren alle beisammen, welche den Tarif der schrecklichen Frau von Tusch zierten. Krones, Laura, das seltene Fräutlein, ihre Schwester, die beiden Heftki u. s. w.

Das Diner war ausgezeichnet gut. Frau von Tusch that ein Uibriges, wußte sie doch, daß heute ein Hauptcoup auf die Cassa des Grafen Jarosinsky ausgeführt werden sollte.

Unter fortgesetzten Scherzen, unter dem frohesten Gelächter ging das Diner zu Ende.

Der Caffee wurde im Spiel-Saale eingenommen. Mitten in diesem Saale befand sich ein grüner Tisch.

Eine große Partie „onze et demie“ wurde arrangirt. Der italienische Conte, von dem wir bereits gesprochen, ordnete die Bank; er ließ sich von seinem Bedienten 4000 Ducaten bringen, welche dieser aus einem ledernen Beutel auf den Tisch strömen ließ.

Jarosinsky hatte nur 1200 Ducaten im Besitze, mehr vermochte er aus seinen beiden Darlehen nicht herauszubringen.

Nachdem der Caffee getrunken, verfügten sich alle Anwesenden an den Spieltisch.

Nie habe ich so viel Gold auf einem Tische beisammen gesehen, bemerkte Krones. Die Bank enthält, wie ich höre, 4000 Ducaten und was die Herren vor sich liegen haben, ist wol eben so viel. Wie schäme ich mich meiner Armuth; ich habe nur sechs Ducaten in meinem Vermögen, und soll mitspielen. Ich werde es bleiben lassen.

Das wäre nicht übel! entgegnete der Graf. Sie müssen spielen, und an meiner Seite spielen.

Die Karten wurden herum gegeben.

Sie haben eine Figur, mein Fräulein, flüsterte der Graf Theresen zu. Ich besetze sie für Sie mit 30 Ducaten; ich rathe Ihnen, Ihre sechs Ducaten dazu zu legen; ich wette, Sie kaufen ein Aß und gewinnen 72 Ducaten, dann haben sie 108 Ducaten. Damit können Sie schon fortspielen.

Das Spiel begann.

Krones erhielt in der That ein Aß und 108 Ducaten lagen vor ihr. Sie zeigte darüber eine Freude wie ein Kind.

Das Spiel wurde fortgesetzt. Auch Jarosinsky spielte mit Glück. In einem Nu gewann er 500 Ducaten.

Die Bank hatte schon die Hälfte des Einlags-Capi-

tals eingebüßt. Alle Spieler gewannen. Krones hatte an 200 Ducaten gewonnen.

Da wurde das Spiel immer animirter.

Ich bitte sich nicht zu geniren, sagte der Italiener. Ich bitte, die Bank nicht zu schonen. Ich lasse sogleich noch 6000 Ducaten bringen. Wann ich zu Ende bin, bitte ich für morgen um Revange.

Wenn noch frische Truppen ins Feld rücken, sagte Jarosinsky, will ich es mit diesen, welche noch auf dem Kampfplatz stehen, versuchen. Sie sollen die Meinigen schlagen, oder in mein Lager übergehen: Va banque!

Die Karte wurde abgezogen.

Jarosinsky schlug eine Acht auf; der Banquier eine Sieben. Der Banquier kaufte und troppirte sich.

Jarosinsky zog den Rest der Bank ein und hatte mit seinem mitgebrachten Gelde nun weit über 4000 Ducaten.

Jetzt pausiren Sie, flüsterte ihm Therese zu.

Pausiren? Das wäre auch ein Bettel von Gewinnst! Bemerken Sie nicht, daß der Wälsche Unglück hat? — Er soll noch seine 6000 Ducaten in die Bank legen, ich werde sie sogleich erobern.

Der italienische Conti ließ in der That noch 6000 Ducaten von seinem Diener bringen.

Das Spiel begann von Neuem.

Wieder gewannen die Spieler, und es war bemerkenswerth, die Damen auf jede Karte.

Krones hatte schon ein Häuflein von 300 Ducaten.

Jarosinsky fragte: Wie hoch kann ich die Bank annehmen?

Vier Tausend Ducaten garantire ich, antwortete der Banquier.

Va banque! rief Jarosinsky!

Die Karten wurden abgezogen, aber o wehe! —

Jarosinsky hatte zwar eine Zehn, aber der Banquier ein Aß.

Jarosinskys Reichthum schmolz. Er hatte vier Tausend Ducaten zu bezahlen.

Hitzig stand er auf. Er hatte bis auf 80 Ducaten Alles verloren.

Kann ich auf Credit weiter spielen? fragte Jarosinsky. Was ich verlieren sollte, sei eine Ehrenschuld!

Ich will Ihnen 1000 Ducaten leihen, antwortete der Italiener kalt. Ich kann creditiren, aber die Bank nicht.

Ich nehme das Darleihen mit Dank an. Morgen sollen Sie Ihre 1000 Ducaten wieder haben!

Der Banquier befahl seinem Bedienten, 1000 Ducaten zu bringen.

Wieder wurden die Karten abgezogen.

Frau Tusch stand auf und flüsterte ihren Damen zu: Nun spielen Sie nicht weiter, meine Freundinnen. Der Banquier beginnt sein Glück zu machen. Wir wollen unsere Häuflein Gold salviren.

Die Damen folgten dem Rathe der Frau Tusch und verließen ihre Plätze.

Nun aber ging es leidenschaftlich her.

Fast alles Gold, das die Spieler mitgebracht hatten, war schon in die Casse des Banquiers gewandert.

Jarosinsky hatte von dem ausgeborgten Golde noch 200 Ducaten. Er setzte sie auf eine Figur, troppirte sich. Fort war all sein Gold. Er stand auf, verneigte sich und ging in das Nebenzimmer, in welches sich die Damen zurückgezogen hatten.

Meine Damen, redete er diese an, ich bin gerupft worden wie ein Huhn, das an den Spieß gesteckt wird.

Wenn Sie im Stande wären, mir zehn Küsse für einen Ducaten abzulassen, ich könnte diesen Spottpreis nicht bezahlen. Ich bin blank wie Einer, der ins Bad steigt. Das hat aber nichts zu sagen! Wohl bin ich noch 1000 Ducaten schuldig, aber das macht dem Grafen Jarosinsky eben so wenig Mißvergnügen, als wenn er seine Tabakspfeife verloren hätte. Ich werde mir schon Revange von dem Wälschen ausbitten, aber ihm dabei ein wenig besser auf die Finger sehen.

Ich beklage herzlich, entgegnete Frau Tusch.

Doch nicht, daß ich Unglück hatte? Mich amusirte der Spaß! — Geld hat bei mir keinen Werth!

Krones ging auf Jarosinskys Marotte, den Crösus spielen zu wollen, vortrefflich ein. Sie glaubte vielleicht, daß Jarosinskys Besitzungen im Königreiche Polen unermeßlich seien. Er sprach von einer Armee, die er aus seinen Unterthanen gebildet, dem Kaiser von Rußland stellen könnte. Würde der Kaiser von Rußland wünschen, daß er sie auch auf seine Kosten equipiren und mit allen möglichen Waffen versehen sollte, so würde er hiezu nur den hundertsten Theil seiner Jahres-Einkünfte nöthig haben!!

Nach dem Spiele gab Frau Tusch einen Ball. Die Herren tanzten nie so leicht wie in dieser Nacht. Keiner besaß auch nur einen Ducaten mehr.

Der Italiener hatte alles Gold gewonnen und noch alle Banknoten dazu.

Hetscherlsberg, der dem Conte als Groupier gedient, gab Frau von Tusch ein Zeichen.

Sie entfernte sich in ein Nebenzimmer und holte ihren Antheil vom — falschen Spiele. Sie hatte ein bares Drittel accordirt.

Bei so großen Verlusten, welche die Herren erlitten hatten, war der Ball sehr matt. Die Herren entfernten sich nach und nach. Die Damen fuhren allein

nach Hause. Nur Krones wurde von dem Grafen begleitet.

Es war ein Uhr Nachts.

Krones stieg in ihrer Wohnung die Treppe hinan.

Bohrmann ließ sich diesmal die Mühe nicht verdrießen und wartete bis sie kam.

Wer war denn der Herr, der Sie nach Hause begleitete?

Graf Jarosinsky, antwortete Krones ganz unbefangen.

Also doch!

Was heißt dies?

Also doch leben Sie in einem Einverständnisse mit ihm?

Wir verstehen uns in so ferne, daß er den feinsten Gesellschafter gegen mich spielt, und ich lasse mir dies gefallen.

Aber ich nicht.

Hoho!

Ich leide es nicht, ich dulde es nicht, daß Sie mit diesem Taugenichts umgehen. —

Ich muß mich amusiren, denn an Ihrer Seite ärgere ich mich entweder krank, oder gähne mich zu todt.

Ich bin fast todt.

Ich bringe Sie wieder zum Leben.

Das ist unmöglich, ich liege schon in den letzten Zügen. Sie sind eine entartete, verworfene Person. —

Schmähungen sind die einzigen Worte, die Sie für mich besitzen. —

Sie besitzen gar nichts!

Ich besitze Etwas, das Sie mir sogleich geneigt machen wird. — Da sehen Sie her! — Was ist das? — Sie Agio-Held, was sagen Sie zu diesen Ducaten?

Heiliger Gott! Lauter Münzducaten! Wo haben Sie diese her?

Gewonnen! Im Spiele gewonnen! Ich habe „Halb-Zwölf“ gespielt, das ist mein Gewinn. —

Bohrmann ließ das Gold durch seine Finger gleiten.

Sie hatten ja ein immenses Glück, sagte er.

Bei wem fand denn dies Spiel statt?

Bei Frau von Tusch!

Bei diesem schmachvollen Weibe? Bat ich Sie nicht hundert Male, nur nicht das Haus dieser verrufenen Person zu besuchen?

Jetzt ist es geschehen und nicht mehr zu ändern.

Es darf aber nicht wieder geschehen!

Hören Sie mich an, wir wollen miteinander einen Vertrag machen. Lassen Sie mich immerhin in die Soiréen der Tusch, dort wird immer gespielt, und es gehört dort zum Tone, die Damen gewinnen zu lassen. Ich werde Ihnen jedes Mal meinen Gewinn zur Aufbewahrung bringen, und mache heute schon den Anfang. Nehmen Sie diese 300 Ducaten mit nach Hause. —

Im Ernste? Ihren Gewinnst wollen Sie mir jedes Mal zur Aufbewahrung bringen?

Natürlich! Was machte ich mit so vielem Gelde? —

Resi, Du bist ein Engel!

Gegen Graf Jarosinsky dürfen Sie aber nicht eifern, denn seiner Generosität und Noblesse verdanke ich diese Summe, und hoffe, ihm noch mehr zu verdanken!

Ein charmanter Mann!

Jetzt aber trolle Dich nach Hause, guter Franz. Ich bin müde und schläfrig.

Ich gehe schon.

Bohrmann packte das Gold ein. „Gute Nacht, Resi!“ sagte er, und ging, als ob für ihn nichts Beunruhigendes vorgefallen, nach Hause.

Als Therese allein war, sagte sie: Ich kenne

dich, guter Bohrmann! — Wenn du Geld siehst, verzeihst du Alles! Dem Grafen zu meinen Füssen würdest du verzeihen!

Madeleine trat ein.

Ist er da? fragte Therese.

Herr von Bohrmann war noch hier, antwortete Madeleine, und der Graf saß schon in meinem Stübchen.

Jarosinsky trat ein.

Gott sei Dank! sagte er, nun haben wir uns wieder! Darauf können Sie rechnen, daß ich ihr Haus nicht verlasse, bis die Sonne aufgegangen!

Das wäre nicht übel!

Sie können mit mir anfangen, was Ihnen beliebt. Ich frühstücke bei Ihnen, und wenn tausend Bohrmanns in Ihre Wohnung drängen!

Jarosinsky ließ sich nicht abweisen.

Er blieb.

Unter Tändeleien und Scherzen, Kosen und Herzen vergingen die Stunden.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch.

Krones rieth nun selbst nicht mehr zum Aufbruche.

Nun müssen Sie bleiben, lieber Graf, bis das Hausthor geöffnet wird, sonst machen Sie selbst die Leute aufmerksam auf Ihren langen Besuch.

Ich habe ohnehin Etwas auf dem Herzen, entgegnete Jarosinsky. Sie müssen mir einen Dienst erweisen. —

Tausend für einen!

Dieser Herr Bohrmann ist doch gewiß sehr reich? fragte der Graf. — Wenn man so aussieht, wie dieser Unglückliche, muß man mindestens eine Million besitzen, sonst kann man sich einer Dame, wie Sie, nicht nähern.

Bohrmann ist ein wohlhabender Kaufmann, versetzte Therese.

Was wohlhabend! Dieser Mensch muß wenigstens 100,000 fl. Renten besitzen!

Weshalb vermuthen Sie dies?

Er hat doch nur Abstoßendens und nichts Anziehendes an sich, daher muß er reich sein; er hat eine Gestalt wie eine Vogelscheuche, er ist bornirt, wie ein Landkrämer, voll gemeiner Manieren wie ein Bauer, und spricht wie eine Schuljunge; solche widerliche Eigenschaften und geduldet von einer Krones, da muß er Geld haben, viel Geld, unermeßlich viel Geld.

Ich bin ihm Dank schuldig.

Ich möchte ihm auch etwas schuldig werden. — Sie könnten ihn vielleicht dahin bringen, mir Tausend Ducaten zu leihen. —

Krones erschrack.

Sie wissen, ich habe eine Ehrenschuld zu tilgen. Dem italienischen Spieler bin ich 1000 Ducaten schuldig geworden. Noch an diesem Vormittage muß ich sie bezahlen. Ich kann nicht an meinen Güterdirector schreiben, daß er mir binnen wenigen Stunden eine Summe sende; ein Brief nach meinem Grafensitze läuft fünf Tage, und fünf Tage sind nöthig, um eine Antwort zu erhalten. Herr von Bohrmann soll mir für einen Monat 1000 Ducaten borgen. Ich verschreibe ihm 1500 dafür.

Das thut er nicht! Er leiht seinem besten Freunde nicht fünf Gulden, und wenn es möglich wäre, von ihm Geld zu erhalten, so würde ich außer mich gerathen, wenn er nur eine Ahnung hätte, daß Sie Geld benöthigen.

Es ist mir selbst fatal, aber nun ist einmal meine Lage ärgerlich.

Aber wozu brauchen wir Bohrmann. Frau von

Tusch soll 1000 Ducaten schaffen, die macht Wucher- und Mäkler-Geschäfte, die hat immer ein Dutzend Geldleute in Petto. Ich will so früh als möglich zu ihr und sie bestimmen, daß sie Ihnen beisteht. —

Ich brauchte freilich mehr Geld.

Es wird Ihnen nicht schwer werden, es zu erhalten.

Nur auf so lange Zeit, bis meine Gelder aus der Petersburger Bank anlangen. Ich habe 25,000 Silber-Rubel, das sind 50,000 fl. in österreichischen Zwanzigern gekündigt; am 1. October fließen mir von meinen Gütern eben so viele Rubel als meine Quartals-Revenue zu, da bezahle ich das Doppelte und Dreifache, was mir jetzt geliehen wird.

Ich werde dies der Tusch mit denselben Worten sagen.

Madeleine brachte jetzt das Frühstück.

Es wurde eingenommen.

Endlich hielt es Therese für angemessen, den Grafen an den Aufbruch zu erinnern.

Er schickte sich an, sich zu entfernen.

Wann darf ich wieder kommen, und den Bescheid der Tusch vernehmen?

Um zehn Uhr.

Des Vormittages.

Freilich.

Der Graf empfahl sich.

Krones, wenn sie eine Menschenkennerin gewesen wäre, hätte sehr gut bemerken können, wie es um das Vermögen des Grafen stehe. — Ungeheures Großthun und keine Resourcen, ungeheurer Leichtsinn, all sein Geld zum Spiele zu tragen und keinen Heller in der Cassa zu Hause, ungeheure Liebesgluth und ein schnelles Fallenlassen aller zärtlichen Verhältnisse, sobald die Geldverlegenheit gefühlt wurde. Allein Krones beachtete diese Kennzeichen positiver Unvermögenheit nicht; sie sah nur den Starosten, dessen Reichthümer

dem Kaiser von Rußland eine Armee ins Feld zu stellen vermöchte; sie ward verblüfft durch diesen Abenteurer, und hatte keinen andern Wunsch, als ihm gefällig zu sein.

In einer Stunde trat sie bei Frau Tusch ein.

Diese wiegte sich noch in weichen Eiderdunen, ließ aber doch die „theuere Therese" sogleich vor.

Krones brachte Jarosinskys Anliegen vortrefflich zu Gehör.

Freilich muß dem Grafen schnell geholfen werden, entgegnete Frau Tusch. — Wenn ich selbst so viel Geld hätte, so diente ich ohne Interessen, aber ich muß mich an einem Erzschelm von Wucherer wenden. Der Gewissenlose wird, da er so schnell mit blankem Golde ausrücken muß, enorme Procente berechnen. Vielleicht 2000 Ducaten für ein Tausend! — Aber da hilft kein Besinnen, der Nabob von der Weichsel kanns bezahlen.

Gehen Sie mit leichtem Herzen nach Hause, setzte Frau Tusch hinzu. Um zehn Uhr haben Sie den Grafen eingeladen, bei Ihnen den Bescheid zu holen. Gut, um zehn Uhr werde ich bei Ihnen erscheinen, und ganz gewiß die Tausend Stücke Ducaten mitbringen, vorausgesetzt, daß der Graf sie annimmt, wenn die Bedingnisse etwas unverschämt sein sollten.

Ich danke Ihnen für diese Beruhigung, versetzte Therese. Ich werde Sie erwarten und mich freuen, wenn Sie dem guten Grafen helfen, seine Ehrenschuld abtragen zu können.

Um zehn Uhr erschien Frau Tusch in der That bei Theresen.

Der Graf hatte sich bereits eingefunden.

Der Graf sah der Frau Tusch ängstlich ins Gesicht, ob dieses ihr Gesicht, Leben oder Tod bringen würde.

Frau Tusch lächelte.

Dem Grafen fiel ein Stein vom Herzen.

Ich bringe die Tausend Ducaten, sprach Frau Tusch; allein — allein — der Mann, der so bereitwillig war, begehrt dafür einen Wechsel von 2600 Ducaten, und ich, Herr Graf, da er ihren Namen nicht einmal noch nennen hörte, Sie also so wenig kennt, als einen Grafen im Monde, muß meinen Giro geben.

Gut, geben Sie ihn, dies wird Sie nicht gefährden.

Ja, schon recht, Herr Graf, wenn Sie aber am Verfalltage — —

Das ist der erste October.

Ich weiß es. Wenn Sie am Verfalltage nicht bezahlen könnten, wenn ihre Revenuen noch nicht flüssig geworden?

Dann prolongiren wir den Wechsel. —

Das ist unmöglich! Mein Geldmann prolongirt keine Stunde. Wenn Sie nicht bezahlen, stürzt er mich in unabsehbares Unglück, und mein Unglück wird nicht in Ihrem Plane liegen.

Was ist nun zu thun?

Sie stellen mir einen Wechsel für 3000 Ducaten aus. Dieser muß acht Tage früher fällig werden. Ich verkaufe diesen, und decke mich mit dieser Summe. Bezahlen Sie dann nicht, so bezahle ich.

Aber wenn ich acht Tage früher noch weniger bezahlen könnte. —

Das würde mich nicht kümmern, denn auf den Wechsel per 3000 Ducaten würde ich meinen Giro nicht geben, und es Ihnen allein überlassen, mit dem Wechselbesitzer fertig zu werden.

Aber wenn Sie sagen, Sie brächten ohne ihren Giro keinen Wechsel von mir an?

In wenig Stunden nicht; habe ich aber Zeit hiezu, so wird es mir schon gelingen. Im schlimmsten Falle

könnten Sie mir statt des 3000 Ducaten-Wechsels, sechs, jeden zu 500 Ducaten ausstellen. Diese anzubringen, würde mir leichter werden.

Ich bin damit zufrieden. Um Ihnen alle Scrupel zu nehmen, wollen wir zur Wechselfabrikation alsogleich schreiten.

Krones sendet ihren Bedienten, und ließ sieben Stück Tratten bringen.

Die Wechsel wurden acceptirt.

Frau Tusch zählte die Tausend Ducaten dem Grafen in Gegenwart der Krones bar auf.

Der Graf steckte diese Summe, 10 Röllchen, jedes zu Hundert Ducaten, zu sich, that ungemein eilig, um an den Italiener die Ehrenschuld zu tilgen, versprach Abends zur Frau Tusch zu kommen, bat Krones dort sich ja einzufinden, um mit ihr, Laura und Frau Tusch nach Nußdorf zu einem geschmackvollen „Fisch- und Krebsen-Gouté“ zu fahren, und eilte wie ein Pfeil von dannen.

Jetzt ist der Graf 5600 Ducaten schuldig geworden, weil er tausend Ducaten, die er zu leihen genommen, verspielte!

Was ist das für ein Betrag für einen Cavalier, der sechzig Tausend Mann wohl equipirt und bewaffnet, dem Kaiser von Rußland ins Feld zu stellen vermag! Gewiß weit weniger, als wenn Sie bei Ihrer nächsten Einnahme den Betrag von zwei Eintrittskarten auf der letzten Gallerie vermissen. Dieser Graf soll nur ein Jahr in Wien bleiben, und Sie und ich haben jede ein Vermögen!

———————

Viertes Capitel.

Jarosinsky eilte zu dem italienischen Conte, dem er die tausend Ducaten schuldete.

Hier bin ich, um mein Ehrenwort einzulösen. Empfangen Sie hier die tausend Ducaten, welche Sie mir geliehen.

Es überrascht mich nicht, daß Sie so pünktlich sind, erwiederte der Italiener.

Ich bin immer pünktlich, selbst wenn mich, wie in diesem Augenblicke, die Bezahlung einer Ehrenschuld genirt.

Es genirt Sie 1000 Ducaten zu bezahlen? Ei, mein Herr, warum haben Sie sie denn verspielt?

Das fragen Sie? Sie, der Sie mit der Leidenschaft, welche das Spiel einflößt, so vertraut sein müssen? Ich habe 1200 Ducaten zu Ihrer Bank gebracht.

Ich habe 10,000 Ducaten eingelegt.

Ich weiß es. Ich spielte, gewann, spielte weiter, verlor, wollte wenigstens mein mitgebrachtes Capitälchen retten, borgte von Ihnen Geld, und verlor wieder.

Wie? Sie wollten Ihr mitgebrachtes Capitälchen retten. Sie, der reichste Graf in Polen, den Frau von Tusch als Mann von unermeßlichem Vermögen schildert, wollten 1200 Ducaten retten? Einen solchen Bettel retten?

Ja, ich mache kein Geheimniß daraus. In diesem Augenblicke genirte es mich, vom Gelde entblößt zu sein. Ich habe zwar meinem Güterdirector geschrieben, mir so schnell als möglich Geld zu senden, aber es kann noch 14 Tage dauern bis es kommt. Fragen Sie Frau von Tusch, welche bedeutende Summen mir in einem halben Monate zu Gebote stehen.

Kann ich Ihnen gefällig sein mit dieser Summe, so behalten Sie sie bis dahin. Stellen Sie mir einen Wechsel aus, und geben Sie mir einen billigen Gewinn; den Gewinn, den mir meine Spielbank nach einer Summe, wie die genannte, täglich im Durchschnitte einbringt.

Und diese ist:

Bei Tausend Ducaten in meiner Bank, bei den Avantagen, welche „onzé et demie" gewähren, kann ich 4 Procent täglich annehmen.

Das macht für 14 Tage fünf Hundert sechzig Ducaten. Ich bin's zufrieden. Allein ich benöthigte noch 1000 Ducaten ebenfalls für 14 Tage. Ich würde sie zu denselben Bedingnissen annehmen.

Ich kann eine zweite ähnliche Summe nicht entbehren. Ich habe heute eine Bank zu geben, an welcher die reichsten Cavaliere Wiens theilnehmen. Es wird „Rouge et Noir" gespielt, und mehr als vierzig Pointeurs haben sich gemeldet. Ich muß viel Gold auf das grüne Tuch legen. —

Und wo findet dieses Spiel statt?

Im Müllerschen Gebäude, nächst dem rothen Thurme, im ersten Stock, über der zweiten Stiege.

Und darf Jedermann dahin kommen?

Der eine Karte von mir bringt. —

Geben Sie mir eine solche?

Mit Vergnügen.

Wenn ich wieder verliere, kann ich abermals auf Ehrenwort weiter spielen?

Gewiß.

Also wenn Sie mir bei ihrer Bank noch 1000 Ducaten zugestehen, warum verweigern Sie mir diese jetzt?

Vom gewonnenen Gelde kann ich leichter eine Summe creditiren als von dem, was ich bereits besitze.

Ersparen Sie mir die Beschämung, Sie an einer

besuchten Bank, um Geld ansprechen zu müssen. — Geben Sie es mir sogleich.

Es sei, aber nur gegen eine Bedingung. An die Bank, welche ich im Müller schen-Gebäude halte, kommt ein Wiener Bürger, der immer gewinnt. Es ist ein kleiner dicker Mann, sein Name ist Koeni. Er spielt im Rouge et Noir stets auf die Farben, welche im Zuge sind. Drängen Sie sich an ihn, und machen Sie ihn zum Martingaleur. Noch habe ich jeden umgebracht, der die Martingal spielte.

Wenn er aber auf mich nicht horcht?

Ich werde ihm vorher hinterbringen lassen, daß Sie durch die Martingal in Spaa, in Aachen, in Homburg u. s. w. ungeheuer gewonnen; Sie werden sehen, er geht aufs Eis.

Diese Gefälligkeit will ich Ihnen erweisen.

Ich schreibe nun einen Wechsel für 3120 Ducaten, zahlbar in 14 Tagen.

Ich acceptire ihn.

Hier sind noch 1000 Ducaten.

Ich danke Ihnen. Welche ist die Stunde des Spiels.

Abends 10 Uhr.

Ich komme.

Adieu.

* * *

Jarosinsky besaß nun 2000 Ducaten, für die er gegen zehn Tausend verschreiben mußte. Ein anderer wäre über solchen Wucher wahnsinnig geworden, Jarosinsky lachte wie Einer, der zehn Tausend Ducaten gewonnen.

Bringt die Martingal einer Bank so viel Nutzen? fragte er sich. Ich war bisher des Glaubens, sie bringe dem Spieler sicheren Gewinn, und verfolgte sie nur nicht, weil es mir an Fond fehlte. Ich bin doch neugie-

rig, den Vortheil kennen zu lernen, welchen ein Martingaleur einem Banquier bringt!

(Martingaleur wird bei Pharao, onze et demie, rouge et noir, auch bei der Roulette ein Spieler genannt, welcher den Satz, die Karte oder die Kugel mag verloren oder gewonnen haben, verdoppelt. Gewöhnlich wird bei rouge et noir gegen die Farbe, welche gerade im Zuge, Martingal gespielt. Man setzt z. B.: Wenn „schwarz" sechs Mal gekommen, um nur eine niedere Einlage anzunehmen, zwei Ducaten auf Roth, gewinnt schwarz wieder, setzt man vier Ducaten auf Roth, dann acht u. s. w. Der hier besprochene Herr Koeni spielte nach dem Rathe Jarosinskys in der berüchtigten Spielbank im Müllerschen Gebäude eilf Mal auf Roth, schwarz gewann aber immer, und gewann noch drei Mal, als Koeni bereits kein Geld mehr hatte; Koeni verlor an jenem Abende 4074 Ducaten, und hätte er bei dem eilften Abzuge die Farbe errathen, so würde er — — zwei Ducaten, so viel, als sein erster Einsatz betrug, gewonnen haben.)

Mit den 2000 Ducaten in der Tasche eilte Jarosinsky sogleich, um für die Damen Einkäufe zu machen.

Jarosinsky schleppte einen ganzen Wagen voll kostbarer Stoffe zur Krones, kaufte ihr ein Armband, das ihm 150 Ducaten kostete, kaufte Lauren ein Armband, kaufte ein nicht minder prachtvolles der Frau von Tusch, und kaufte endlich ein sehr schönes Collier der Gattin seines Schneiders.

Abends führte Jarosinsky seine Damen in einer prachtvollen Equipage, die er sich von einem Fabrikanten im Schottenfelde auslieh, der sich, von Leuten, welche gern der Welt Sand in die Augen streuen, enorm bezahlen ließ, nach Nußdorf zum Fischer. Dorthin wurden die feinsten Weine geschafft, Krebsen so groß, daß

vier davon, wie man scherzweise sagt, einen Wagen hätten ziehen können, verzehrt, auch speiste man die kostbaren „Koppen," die, um sie recht schmackhaft zu machen, „in Buttermilch ersäuft werden müssen."

Bei diesem Gouté ließ er seiner Lieblingsneigung, den Crösus zu spielen, wieder recht den Zügel.

Ich war ein rechter Narr, sagte er, daß ich mich über die gemachte Ehrenschuld von 1000 lumpigen Ducaten so quälte. — Als ich nach Hause kam, erzälte ich meinem Jazek mein kleines Malheur und wie ich genöthigt gewesen, in aller Eile tausend Ducaten auszuborgen.

Mein Diener sah mich verwundert an, endlich sagte er:

„Herr kein Gedächtniß haben, Herr nicht einmal wissen, wie reich sein! Bruder ja bei Abreise in den Lederkoffer 3000 Ducaten gesteckt; noch darin stecken! Herr hieher sehen: hier der Sack mit Gold!"

Richtig, fuhr Jarosinsky fort, übergab mir Jazek die 3000 Ducaten. Nun bin ich für einige Tage gedeckt. Ich habe meinem Diener versprochen, auf seine Gesundheit zu trinken, und ich bitte Sie, meine Damen, mir zu Gefallen, den ehrlichen Jazek leben zu assen!

Die Damen brachten ein par Gläser auf Jazeks Wohl aus.

Aber, lieber Graf, bemerkte Krones, da Sie nun so viel Geld besitzen, könnten Sie ja die beiden Wechselgeschäfte rückgängig machen.

Warum nicht gar! antwortete Jarosinsky; daß man mich einer Knauserei zeihte? Lieber will ich zehn Mal so viel bezahlen, als nur ein Mal als ein schmutziger Patron verschrieeen zu werden.

Das ginge auch nicht! ergänzte Frau Tusch. Geschäft ist Geschäft! Abgeschlossen ist abgeschlossen!

Wo werden überhaupt die sieben acceptirten Wechsel hingerathen sein! Ich ließ schnell einige Mäkler kommen, um sie umzusetzen.

Man trägt sie doch wohl nicht gar in Caffeehäusern dem Ersten Besten an? fragte Jarosinsky. Ich höre, das ist in Wien so Brauch von Winkelssensalen und Wuchergehülfen? Der arme Theaterdirector Huber soll auf diese Weise total ruinirt und geopfert worden sein. Ich habe mir Histörchen von den Schurken, welche Privatwechsel ausbieten, erzälen lassen, die haarsträubend sind; diese Burschen behalten die Hälfte der Capitalssumme zurück, und geben dem Wechselaussteller, was ihnen beliebt. —

Ich habe diese Brut kennen gelernt, bemerkte Krones. Es sitzen honnetere Leute im Zuchthause, als diese Handlanger der Wucherer sind.

Was fällt Ihnen ein, Graf, entgegnete Frau Tusch, ich werde doch mit solchem Lumpenvolk in keinem Verkehr sein? Ich habe andere Agenten, durchaus solide Leute. Von mir werden Sie nicht compromittirt. Ihre Wechsel nimmt wahrscheinlich Geymüller, Steiner oder sonst ein accredidirtes Haus.

Nun trat auf den Balcon des Fischers „zur Uiberfuhr" in Gesellschaft einer Dame und eines Herrn ein alter ehrwürdiger Mann.

Diese Personen grüßten Jarosinsky und seine Damen und setzten sich an ein Nebentischchen.

Ich werde das Haus in Grinzing kaufen, sagte die Dame; — ich werde da einst ausruhen von den tausend Mühen und Sorgen, die mir zu Theil geworden; ich will hier eine Landwirthin werden.

Und ich will Sie dann fleißig besuchen, setzte der Greis hinzu: wohl dem, der die Freude erlebt, sich von so vielen Segnungen begleitet, in eine stille, aber schöne Abgeschiedenheit zurückziehen zu können.

Die Stimmen sind mir so bekannt! flüsterte Jarosinsky seinen Damen zu.

Jarosinsky stand auf, näherte sich dem nachbarlichen Tische und rief dann freudig:

Ach mein Gott! Welch ein Glück! Ich finde hier meinen ehemaligen Lehrer, den ehrwürdigen Herrn Abbé Plank und die vortreffliche Frau von Pleban, in deren Institut ich erzogen wurde, wieder.

Ach Severin! mein guter Severin! rief der Abbé, mein wackerer Schüler! Ach wie freue ich mich, Sie nach so langen Jahren wieder zu finden, und wie gut Sie aussehen! Aber ich habe Sie doch sogleich erkannt, trotz des Bartes und der Brille, trotz der anders geschnittenen Haare und Ihrer militärischen Haltung. —

Ja, richtig! Der muthwillige, ausgelassene, tolle Jarosinsky ist es, vielleicht um zwei Köpfe gewachsen, fügte Frau Pleban hinzu. Ich darf wohl nicht fragen, ob Sie jetzt schon ausgetobt haben und brav geworden sind; ich sehe zwei Orden an Ihrer Brust; Sie müssen ein wackerer Mann sein, sonst trügen Sie keine Ehrenzeichen; nun seien Sie mir herzlich willkommen.

Ich wollte Sie schon aufsuchen, Frau von Pleban, aber Sie haderten, so lange ich bei Ihnen war, mit mir und da glaubte ich —

Hattens auch verdient! erwiederte Frau Pleban. Sie waren in meinem Hause wie ein Erdbeben, das Alles umstürzt.

Jugend! Jugend! entschuldigte der Abbé, Jugend hat nicht Tugend. —

Ich wollte auch zu Ihnen, geistlicher Herr, aber ich wußte Ihre Wohnung nicht. —

Die kann ich Ihnen sogleich sagen, und mache es Ihnen zur Pflicht, mich zu besuchen.

Wie lange sind Sie schon in Wien? fragte Frau Pleban.

Drei Monate.

Und bleiben hier?

So lange es mir gefällt. Ich liebe Wien, und werde mich von dieser wundervoll reizenden Stadt nicht so leicht trennen.

Und was sind Sie? Wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen, wendete sich der Abbé an Jarosinsky.

Des Kaisers von Rußland Majestät hat mich zum Reichsmarschall von Mechilow ernannt.

Das ist wohl recht viel?

Ich habe einen großen Wirkungskreis.

Aber wir ziehen Sie von ihrer Gesellschaft ab, versetzte der Abbé. —

Gewiß ihre Frau Gemalin und nahen Verwandten? fragte Frau von Pleban.

Sehr nahe Verwandte, lachte Jarosinsky.

Führen Sie uns doch auf, bat die Pleban, hing sich an Severins-Arm und nöthigte ihn zu dem Tische der Krones.

Abbé Plank folgte.

Meine Damen, sagte Jarosinsky, hier die berühmte Vorsteherin des ersten Knaben-Erziehungsinstituts in Wien, Frau von Pleban, in deren Hause ich lange Jahre gewesen und gute Lehren empfangen —

Aber nicht befolgt habe, unterbrach ihn mit scherzhaftem Tone die wackere Frau.

Hier, fuhr Jarosinsky fort, Professor Plank, einer der würdigsten Priester, die ich je kennen gelernt, ein Mann, von dem es noch unentschieden, ob seine Gelehrsamkeit, sein Wissen, sein hochgebildeter Geist oder sein edles Herz mehr zu preisen; mein unvergeßlicher Lehrer, der mich oft in Schutz nahm, wenn die

wackere Instituts-Vorsteherin über den bösen Buben Severin unwillig wurde.

Vorbei! ist vorbei, antwortete Pleban und drückte Jarosinsky die Hand.

Und nun stelle ich Ihnen vor Herr Abbé und Frau von Pleban: Hier Frau von Tusch, eines Hospodars in der Walachei reiche Witwe, und ihre beiden Nichten: Therese und Laura, welche nach Wien gekommen, um in dieser intelligenten Stadt ihren Geist noch mehr auszubilden und ihre Sitten zu veredeln! Alle drei Damen sind mit mir verwandt und innig verbunden.

Fünftes Capitel.

Nachdem sich die beiden Gesellschaften einige Zeit recht gut unterhalten hatten, trennten sich Pleban, Plank und der andere Herr, der zu Pleban gehörte, und ebenfalls Lehrer im Erziehungs-Institute war, von Jarosinsky, und fuhren dann nach der Stadt zurück.

Jarosinsky soupirte noch mit seinen Damen, rief sodann seinen Wagen und führte sie nach Hause.

Um zehn Uhr erschien er pünktlich im Müllerschen Gebäude an der Spielbank.

Er pointirte ziemlich hoch und gewann.

Er spielte mit Glück weiter, und zwar ganz in der Weise, wie Koeni, der ihm gleich beim Eintritte in den Saal bezeichnet wurde.

Jarosinsky machte schnell Koenis Bekanntschaft.

Sie sind ein Graf aus Warschau, habe ich mir sagen lassen, sprach Koeni, und haben in Spaa und wo Sie

sonst spielten, durch die Mardingal sehr hohe Summen gewonnen.

Was ist denn das eigentlich, die Mardingal? fragte Koeni.

Jarosinsky erklärte ihm dies.

Sie müssen gewinnen, versicherte der Graf. Ich will es Ihnen beweisen.

Er setzte zehn Ducaten auf rouge.

Die Farbe gewann.

Ich lasse den Satz stehen und spiele nun mit zwanzig Ducaten.

Die Farbe gewann wieder.

Nun ist es nicht wahrscheinlich, daß rouge noch ein Mal gewinnt. Ich retirire dreißig Ducaten und rücke den Einsatz von zehn Ducaten auf noir.

Noir kam nicht.

Nun setze ich zwanzig Ducaten.

Die Farbe gewann.

Ich begreife die Mardingal nun vollkommen, versetzte Koeni.

Machen Sie nur den Versuch, lud Jarosinsky Koeni ein. Wagen Sie nur zwei Ducaten, diese dupliren Sie, bis Sie Ihren Zweck erreicht haben. Ich will mittlerweile in dem andern Saal mich umsehen, und mein Glück im Roulette versuchen.

Jarosinsky spielte am Roulette und gewann. Er hielt sich zwei Stunden am Roulette auf.

Als er wieder Koeni aufsuchte, war Roth bereits zehn Mal gelegt worden, und Koeni war schon so im Verluste, daß er in Verzweiflung dastand. —

Wie geht es? fragte Jarosinsky.

Schlecht, antwortete Koeni. Der Satz beträgt bereits 1024 Ducaten.

Nur nicht den Muth verlieren! Sie haben doch noch Fond?

Nicht mehr, als um den letzten Satz zu dupliren.

Roth gewann wieder.

Courage! Courage! rief ihm Jarosinsky zu.

Es ist mein Letztes, antwortete Koeni. Ich habe nur noch zehn Rollen, eine jede mit 200 Ducaten.

Frisch darauf los! feuerte Jarosinsky den Kaufmann an.

Koeni legte 2048 Ducaten auf das schwarze Feld.

Roth gewann zum eilften Male.

Der Kaufmann schlug sich vor die Stirne, wurde leichenblaß und biß sich so krampfhaft in die Lippen, so daß er blutete.

Begehren Sie Credit von der Bank! rief ihm Jarosinsky zu.

Gehen Sie zum Teufel, Sie Mensch des Unglücks! versetzte Koeni. Hätte ich Sie nie gesehen mit Ihren höllischen Rathschlägen.

Begehren Sie Credit von der Bank!

Ich brauche keinen Credit, ich will nicht noch mehr verlieren! Sie sind mit dem Bankier einverstanden! Sie haben mich zu der entsetzlichen Mardingal verleitet! Warum spielen Sie nicht selbst dieses verfluchte Spiel?

Warum ich nicht selbst? fragen Sie. Ich will Ihnen zeigen, daß ich es spiele. Ich setze jetzt 100 Ducaten auf Schwarz.

Roth gewann wieder.

Jarosinsky warf 200 hin.

Roth gewann wieder.

400 wagte der Graf.

Roth gewann wieder.

800 setzte der Graf.

Roth gewann wieder.

Nun ergriff Jarosinsky selbst eine Art von Ver-

zweiflung. Er raffte aus seinen Taschen Alles was er bei sich hatte und schob es auf die schwarze Farbe hin.

Roth gewann wieder.

Jarosinsky hatte Alles, was er mitgebracht und auch bereits gewonnen, eingesetzt.

Roth gewann wieder.

2300 Ducaten flogen in den Schlund der Spielhölle.

Ich bitte um Credit für 2000 Ducaten auf Ehrenwort! rief Jarosinsky.

Die Bank gewährt keinen Credit, entgegnete ein Gruppier.

Herr Bankier, flehte Jarosinsky, lassen Sie mir 2000 Ducaten bringen!

Ich bin nicht in der Lage, ihren Wunsch zu erfüllen.

Messiers les trois dernieres! rief der Banquier.

Nun kam drei Mal nach einander Noir.

Koeni und Jarosinsky hatten keinen Thaler mehr in der Tasche.

Der Banquier und die Gruppiers erhoben sich, füllten große Säcke mit dem gewonnenen Gelde und machten Miene fortzugehen.

Koeni entfernte sich, die übrigen Spieler ebenfalls.

Jarosinsky verweilte.

Als der Saal leer war, rief Jarosinsky den Banquier auf die Seite.

Signor Conte, redete Jarosinsky den Banquier an, warum verweigern Sie mir den Credit? Sie sahen doch, daß ich Ihretwegen die Mardingal spielte, weil mich Koeni beschuldigte, ich sei mit Ihnen im Einverständnisse.

Und ich, antwortete der Italiener, schlug Ihnen den Credit ab, damit er auch von meiner Seite nicht bemerken könne, daß wir die Sache miteinander abgemacht hatten.

Gut! So geben Sie mir jetzt 2000 Ducaten. —

Nicht einen Heller.

Wie?

Nicht einen Heller! Sie vergessen ganz, daß Sie mir bereits eine große Summe schuldig sind.

Keineswegs vergesse ich dies, aber um Koeni zu bestricken, opferte ich ja Alles, was ich besaß.

Wer hat Ihnen dies geheißen?

Sie sind ein Ungeheuer!

Schimpfen Sie nicht. Ich dulde keine Beleidigung.

Sie müssen sie dulden, Sie sind ein Elender!

Herr! Ich würde mich mit Ihnen schlagen, aber Sie sind mir nicht ebenbürtig.

Nicht ebenbürtig? kreischte Jarosinsky, Sie Spelunken-Graf!

Sie sind nicht einmal ein Spelunken-Graf. Sie sind ein simpler Edelmann aus Polen. Wähnen Sie, ich hätte mich nicht nach Ihnen erkundigt? Glauben Sie, es leben keine Landsleute von Ihnen in Wien, welche Sie durch und durch kennen? — Bei der Madame Tusch werde ich mich bedanken, daß sie mir ihre Verhältnisse so brillant schilderte, wahrscheinlich haben Sie dieses einfältige Weib selbst getäuscht. Ich werde ihr aber die Augen öffnen.

Und ich werde die Ihrigen für immer schließen! Morgen um 6 Uhr in der Frühe hole ich Sie ab; Sie sollen mir an einem abgelegenen Orte im Prater Genugthuung geben; wenn Sie kein feiger Wicht sind, so werden Sie mir folgen! Ich werde Pistolen mitbringen.

Haha! lachte der Italiener. Dieser Kampf wäre doch sehr ungleich! Sie vergessen durchaus, daß Sie mir schuldig sind, oder vergessen es eigentlich nicht, und finden nur in einem Duelle den Ausweg, um mit mir quitt zu werden. Erschieße ich Sie, so bin ich bezahlt, erschießen Sie mich, so bin ich doppelt bezahlt! Nein, mein Herr

von Jarosinsky, so wetten wir nicht. Bezahlen Sie erst Ihren Wechsel, dann werde ich Ihnen Bescheid sagen, ob ich einen meiner Gruppiers sende, der mit Ihnen ein par Kugeln wechselt.

Der Italiener lachte und ging.

Jarosinsky kam in solche Wuth, daß er nicht sprechen konnte. Nach einer Pause murmelte er:

Schuft! das will ich Dir gedenken! Deinem Treiben will ich ein Ende machen. Du vergißt, daß Hazardspiele in Oesterreich verpönt sind.

Koeni wird mich rächen!

* * *

Jarosinsky kam nach Hause.

Kein Geld! sagte er für sich. Das wäre ein allerliebster Zustand. Da muß ich schnell Rath schaffen.

Er zog die Glockenschnur.

Jazeck erschien.

Wie viel ist es an der Uhr?

Zwei Uhr Morgens, Herr.

Um vier Uhr gehst Du zu Adamski. Er soll schnell zu mir kommen.

Herr, er ist schon abgereist.

Höll und Teufel!

Adamski hier gewesen, Abschied nehmen wollen. —

Es ist ja noch ein Jude aus Warschau in Wien.

Solevski.

Schaff ihn mir.

Herr, der kein Geld auf Wechsel leihen.

Weshalb?

Pfand verlangen.

Schaff mir den Juden nur!

Ach, Herr! wenn Gräfin wüßte dieses Leben!

Ich glaube gar, Du willst mir moralische Vorlesungen halten.

Kein gutes Ende nehmen, Herr!

Jetzt hast Du Zeit, daß Du hinaus kommst, sonst mache ich mit Dir ein Ende.

Herr, mein Leben lassen für Sie, mir erbarmen Herr, mir erbarmen Frau, mir erbarmen Kinder.

Jarosinsky sah starr vor sich hin.

Herr, Gott erfunden haben: Weiber; gut gemeint! — Teufel erfunden haben: Spiel; schlecht gemeint. Schlechte Weiber aber auch Teufel erfunden haben. Schlechte Weiber und Spiel, Herrn in die Hölle locken.

Jarosinsky versank in tiefes Nachdenken.

Herr, ein Mittel noch möglich zur Rettung: Abreisen, zur Gräfin reisen! Ich reisen! Ich von Gräfin Geld bringen, ich, ich bekommen!

Du bekommst Geld von meiner Frau? Ei! Woher weißt Du das?

Gräfin gesagt, wenn Severin in Wien verschuldet, ich ihn auslösen, aber Du Jazeck sagen, daß Severin gut sein! Du Jazeck nie gelogen, dies Du sagen, Gräfin glauben. —

So sage es ihr und hilf mir.

Nicht sagen Lügen!

Sage mir, was muß ich thun, daß Du mir glaubst.

Reisen.

Wie kann ich? Ich bin so blank, wie ein neugebornes Kind.

O, wären Herr wieder neugebornes Kind!

Ich kann morgen mein Frühstück nicht bezahlen.

Hier, Herr, Ducaten, die Sie mir schenkten.

Damit kann man nicht reisen.

Herr, wenn Ernst, ich noch einen Juden aus Warschau auftreiben, Taletzki.

Ist der hier?

Ich ihm sagen, nur Wenig dem Herrn borgen.

Da spalt ich Dir den Kopf, Schuft!

Spalten! den Kopf spalten! Nichts daran gelegen!

Du wirst mir auf der Stelle sagen, wo Taletzki wohnt. —

Nichts sagen!

Nicht?

Jarosinsky lachte.

Auch gut! bemerkte er. Taletzki ist ja der Jude, der meiner Frau und meines Schwiegervaters Geschäfte besorgt. Der kommt von selbst zu mir.

Ich Taletzki hinauswerfen, wenn er viel Geld borgt. Herr dann nicht reisen.

Beruhige Dich nur! Ziehe mich aus und lege Dich dann zu Bette, ich will auch schlafen. Morgen beginnt ein besseres Leben.

Besseres Leben, nur wenn reisen!

Taletzki in Wien, dachte Jarosinsky, dummer Jazeck! wenn Du es mir auch nicht sagst, wo ich ihn finde, bei der Polizeibehörde im Fremdenamt werde ich es schon erfahren.

Jarosinsky verfiel sehr bald in süße Träume. Schöpfte er doch wieder Hoffnungen auf eine neue Geldquelle.

Sechstes Capitel.

Jarosinsky verschaffte sich am andern Morgen die Adresse Taletzkis.

Taletzki wohnte auf der Fischerstiege bei einem polnischen Juden aus Brodi.

Taletzki war sehr erfreut, den Gatten seiner Wohlthäterin zu sehen.

Taletzki war ein sehr braver Jude. Ein Mensch, der das beste Herz besaß.

Nicht mehr, als um den letzten Satz zu dupliren.

Roth gewann wieder.

Courage! Courage! rief ihm Jarosinsky zu.

Es ist mein Letztes, antwortete Koeni. Ich habe nur noch zehn Rollen, eine jede mit 200 Ducaten.

Frisch darauf los! feuerte Jarosinsky den Kaufmann an.

Koeni legte 2048 Ducaten auf das schwarze Feld.

Roth gewann zum eilften Male.

Der Kaufmann schlug sich vor die Stirne, wurde leichenblaß und biß sich so krampfhaft in die Lippen, so daß er blutete.

Begehren Sie Credit von der Bank! rief ihm Jarosinsky zu.

Gehen Sie zum Teufel, Sie Mensch des Unglücks! versetzte Koeni. Hätte ich Sie nie gesehen mit Ihren höllischen Rathschlägen.

Begehren Sie Credit von der Bank!

Ich brauche keinen Credit, ich will nicht noch mehr verlieren! Sie sind mit dem Bankier einverstanden! Sie haben mich zu der entsetzlichen Mardingal verleitet! Warum spielen Sie nicht selbst dieses verfluchte Spiel?

Warum ich nicht selbst? fragen Sie. Ich will Ihnen zeigen, daß ich es spiele. Ich setze jetzt 100 Ducaten auf Schwarz.

Roth gewann wieder.

Jarosinsky warf 200 hin.

Roth gewann wieder.

400 wagte der Graf.

Roth gewann wieder.

800 setzte der Graf.

Roth gewann wieder.

Nun ergriff Jarosinsky selbst eine Art von Ver-

Zehn Ducaten!

Was! Einen solchen Bettel wagst Du einem Cavalier anzutragen?

Ich trage gar nichts an, denn ich bin glücklich, wenn Sie nichts von mir begehren.

Ich glaube denn doch, daß Du Instructionen von meiner Frau erhalten hast. — Diese vertrocknete Citrone wähnt, ich vermöchte auch ein so saftloses Leben zu führen, wie sie auf ihrem langweiligen Landsitz!

Lästern Sie, Herr Graf, diese edle Dame nicht; bei Gott, sie spart nur und vergießt dabei Thränen, daß Sie angenehm leben können und dazu lachen!

Du bist immer der Lobhudler meiner Gattin.

Daß ich und die Meinigen noch leben, ist das Werk der Frau Gräfin.

Und das meinige! Ich brachte den ausgezeichneten Arzt von Warschau, ich stellte ihn auf meinen Gütern an. Ich verdiene mehr Dank, als meine Frau.

Taletzki läßt sich an seine Schuldigkeit nicht gerne erinnern. Womit wäre Ihnen gedient, Herr Graf?

Mit tausend Ducaten vorläufig!

Taletzki, welcher bisher vor Jarosinsky gestanden, setzte sich schnell nieder.

Ist Dir etwas?

Ich bin nur erschrocken. Ach, wie leicht sprechen Dieselben eine so schwere Summe aus!

Ich will sie noch schwerer machen, und Dir dafür 1500 verschreiben. —

Ach, wie leicht schreiben der Herr Graf 1500!

Kann ich dieses Geld haben? Und schnell haben? Heute noch haben? — Willst Du mir dankbar sein, so stehe mir sogleich bei.

Wie heißt sogleich? — Um tausend Ducaten nur zu zählen, brauche ich eine Stunde. —

So laß mich zählen!

Geduld, Herr Graf; ich muß erst sehen, was ich thun kann. Von tausend Ducaten kann auf keinen Fall die Rede sein; ich wüßte nicht, wo ich diese hernehmen sollte. Aber zwei Hundert will ich Ihnen geben, zwei Hundert ist auch viel Geld!

200 Ducaten sind für mich eine grobe Beleidigung. —

200 Ducaten eine Beleidigung? Herr Graf, wenn ich Ihnen gebe, was ich habe?

Du kannst Dir Geld schaffen in jeder Minute; wenn Du zu den hundert und hundert polnischen Juden, die sich in Wien befinden, gehst und von jedem nur zwanzig Ducaten Dir ausleihst, so hast Du in ein par Stunden einige Tausend Ducaten! Da steht gleich so ein Mann, der Dir Geld gibt.

So viel er will, gebe ich ihm, entgegnete der Jude aus Brody, aber er wird nicht wollen.

Er muß wollen! tobte Jarosinsky und stampfte mit dem Fuße. —

Ich muß nicht, Herr Graf, und wenn ich gleich ihren Zorn auf mich lade. Glauben Sie, ich wisse nicht, wie Sie mit dem Gelde umgehen? Ich habe meine blauen Wunder gehört, was Sie bieten, wenn Sie benöthigen große Summen.

Das geht Dich nichts an. Ich zahle meine Schulden, nicht Du!

Das ist eine Redensart! Am Ende bezahlen bei einer solchen Wirthschaft immer die späteren Gläubiger die früheren, und die späteren bezahlt Niemand. —

Keine Judenwitze!

Reden muß ich für mein Geld.

Dein Geld habe ich noch nicht gesehen.

Nun gut! Sie sollen es sehen. Hier sind 200 Ducaten; Nathan, der Du so vorlaut warst, wirst dazu legen 300 — damit müssen Sie sich begnügen.

Mehr erhalten Sie nicht, und wenn Sie mich verfolgen bis zu meinem Lebensende.

Und was hab' ich dafür zu verschreiben? Gib her einen Wechsel, ich unterzeichne ihn.

Interessen nehme ich keine, einen Wechsel nehm' ich auch nicht. Ich brauche nichts als einen Liebesbrief an Ihre Frau. Den werd ich Ihnen dictiren, den schreiben Sie, damit bin ich zufrieden.

Was sind das wieder für jüdische Kniffe?

Keine Kniffe, weder jüdische noch andere. Schreiben Sie, Herr Graf.

Ich bin doch neugierig, was Du dictiren wirst.

Der Graf setzte sich. Taletzki stand auf, reichte Jarosinsky Papier und eine Feder.

Schreiben Sie:

„Herzleben, meine Teofila!"

Das ist jüdischer Styl, das schreib ich nicht. —

So übersetzen Sie das Jüdische ins Christliche, aber gewiß so, daß es christlich herauskommt.

Ich schreibe:

„Meine theure Teofila!"

Was heißt theuer, fragte Taletzki, theuer sind Sie; weiß Gott Sie haben keine theuere, sondern eine sehr billige Frau.

Weiter! herrschte Jarosinsky dem Juden zu.

Taletzki fuhr fort zu dictiren.

„Ich bin in eine Klemme gerathen. In meiner Noth, wandte ich mich an Taletzki. Ich ersuchte ihn um 1000 Ducaten."

Weiter!

„Der Jude war zähe! Er wollte mir durchaus keinen Credit geben. —"

Darf ich nicht hinzu setzen: Der undankbare Lump?

Schreiben Sie Lump, so merkt doch die Frau Gräfin nicht, daß ich Ihnen den Brief dictirte.

Der Lump steht da!

Er sitzt, erwiederte Taletzki, nämlich auf dem Papier.

„Endlich," dictirte der Jude weiter, „ließ er sich bewegen, mir 500 Ducaten, ohne Interessen, vorzustrecken, gegen die Bedingung, daß Du Herzleben meine Teofila, ihm diese 500 Ducaten wieder bezahlst."

Daß Du, meine theuere Teofila, verbesserte Severin, ihm diese 500 Ducaten wieder bezahlst!

„Dafür verspreche ich Dir, edle, liebevolle und tiefgekränkte Gemalin"

Das schreibe ich nicht —

So gebe ich keinen Heller.

Zornentbrannt schrieb der Graf, „tief gekränkte Gattin."

„In Wien keine Schulden mehr zu machen."

Das schreibe ich nicht, und wenn Du mir statt 500; 5000 Ducaten leihst. —

Gut, so zerreißen Sie den Brief, und feinden Sie mich an; ich bitte, Herr Graf, feinden Sie mich an. Gott soll sogleich mich mit seinem höchsten Zorne treffen, lahm soll er mich werden lassen, blind und taub, daß ich je weder Geld sehen noch Geld klingen hören kann, wenn ich Ihnen einen Kopeken gebe. —

Ich schreibe, verfluchter, verruchter, schändlicher Jude!

Jarosinsky schrieb.

Taletzki dictirte.

„In Wien keine Schulden mehr zu machen und auf deinen Wink sogleich zu Dir und unsern lieben Kindern heimzukehren."

Jarosinsky schrieb mit wüthenden Geberden.

Jetzt setzen Sie ihren Namen darunter. Meinetwe-

gen können Sie auch Graf Jarosinsky schreiben. Mir kann's gleichgiltig sein.

Jarosinsky unterzeichnete.

Den Brief trage ich auf die Post, bemerkte Taletzki.

Wo ist das Geld?

Hier 200 Ducaten von mir.

Und hier 300 Ducaten von mir, fügte Nathan bei.

Ich will von Euch nichts, ohne die bekannten Judenprocente.

Sind die hoch? fragte Taletzki.

Ich wills meinen. Sechzig vom Hundert.

Da müßte Frau von Tusch eine Jüdin sein!

Ey? Das weißt Du auch?

Mehr noch, Herr Graf.

Nun gut, so wisse auch noch, daß ich nur gezwungener Weise diesen Brief schrieb. Das Geld hab' ich; ich thue jetzt doch nur was ich will. —

Adieu, Herr Jarosinsky.

Du versagst mir meinen Titel?

Was heißt: Ich versage? Sie handeln, als wenn Sie kein Graf wären! handeln wie ein gemeiner Mann. Adieu, wiederhole ich, Herr Jarosinsky.

Undankbarer Wicht! polterte Severin und stürzte zur Thüre hinaus.

Als die beiden Juden allein waren, sprach Nathan: Elias! Du bist doch zu weit gegangen.

Ich werde deshalb nicht umkehren.

Er ist doch immer ein Graf und mächtig ist ein Graf in Polen.

Dieser Graf ist nicht mächtig.

Er kann Dich zu Hause mißhandeln lassen, Du findest kein Recht und wenn er Dich schindet.

Der schindet mich nicht, darauf kannst Du einen Eid leisten.

Warum ich?

Weil ich eines solchen Menschens wegen, nicht schwöre.

Ist er reich?

Reich, wenn er gut thut. Sein Schwiegervater bezahlt dann für ihn.

Dieser Graf thut nie gut!

Wenn er wird noch einige Menschen finden wie ich, wird er anders werden. Der Brief wird seiner Frau Gelegenheit geben, an ihn zu schreiben; ich werde bitten, daß auch der alte Herr an ihn schreibt; den alten Herrn fürchtet er.

Warum hast Du nicht genommen deine Procent? —

Die hab' ich schon. Ich habe ein sehr gutes Geschäft gemacht, ich habe ihm vergolten, daß er einen Doctor aus Warschau gebracht. Da hast Du deine 300 Ducaten wieder. Vor ihm durfte ich nicht zeigen, daß ich mehr Gold besitze. — Komm nun, wir wollen in den Tempel gehen und Gott bitten, daß er einen „verlornen Sohn" reuig zurück kehren lasse!

* * *

Als Jarosinsky von der Fischerstiege durch die Salvatorgasse nach dem Hohenmarkte ging, begegnete ihm Abbé Plank.

Herr Abbé, rief er ihn an, soeben wollte ich zu Ihnen, um Sie auf morgen zu mir zum Speisen einzuladen. Ich wohne jetzt auf dem Graben, im Trattnerhofe, im ersten Stocke.

O mein guter Graf, antwortete der Abbé, Sie erweisen mir doch zu viel Ehre. Wann soll ich kommen?

Um drei Uhr!

So spät? Ich bin gewohnt um Ein Uhr zu speisen.

Also um Ein Uhr! Mein würdiger Lehrer ist Herr in meinem Hause.

Lieber Graf, Sie werden doch keine Umstände mit mir machen? Ich bin ganz einfache Kost gewohnt.

Einfach und sparsam wie Sie es immer hielten!

Sie sind wol auch sparsam geworden?

Ein Knicker kann ich sagen.

Ei! In Nußdorf bemerkte ich dies nicht!

Da war ich Gast der Frau von Tusch.

Das ist etwas Anderes!

Ich spare und knausere jetzt so, daß mein Diener mich deshalb auszankt.

Lassen Sie ihn zanken, der Mensch kommt nackt auf die Welt, was er erwirbt ist Gott gefällig! Sehen Sie die Thiere an, die Ameise, die Biene, den Hamster! Ich bin ein Priester, habe keine Familie, ich spare — spare für die Armen, für ein Armen-Spital. Ich habe zwar zwölf Tausend Gulden geerbt, und noch mehr seit dreißig Jahren zurückgelegt. Sie haben große Revenuen, was können Sie erst thun!

Gewiß! — Den Keim zur Sparsamkeit haben Sie in mein Herz gepflanzt. Kommen Sie morgen nur an meinen frugalen Tisch; wir wollen einander erzälen, was wir erworben. Ich werde noch manches von Ihnen lernen!

Plank versprach verläßig um Ein Uhr bei Jarosinsky zu erscheinen.

Siebentes Capitel.

Das Diner, das Jarosinsky seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Plank gab, war wirklich einfach. Er ließ nur vier Speisen aus einem in der Nähe befindlichen Bierhause holen, und im Jahre 1826 waren die Küchen in den Wiener Bierhäusern noch nicht so bestellt wie jetzt.

Jarosinsky war ganz Heuchler. Er spielte nicht nur den strengen Oeconomen, sondern auch den Frommen, den Mann, der Buße thun will, für eine Reihe toller Jugendstreiche, die er begangen.

Jarosinskys Absicht war, den Priester genau auszuholen, wie viel Vermögen er besitze, um ihn gelegenheitlich um einige Tausend Gulden als Darlehen ansprechen zu können.

Der Abbé war ziemlich zurückhaltend. Er erzälte wol, daß er ein Vermögen von circa 27,000 fl. sich gesammelt, aber sagte nicht, wo er dasselbe aufbewahre.

Jarosinsky war desto beredter. Er hinterlegte, er häufe Summen auf Summen, und lege diese zu Gunsten seiner Kinder in der Bank von Warschau an.

Endlich bemerkte Plank, daß auch er Alles, was er erspare, in Staatspapiere umsetze; daß ihm sein Capital bereits 1250 fl. an jährlichen Interessen einbringe, daß er aber seine Interessen nie angreife, und diese immer wieder capitalisire. Wenn mir Gott das Leben schenkt, setzte der Abbé bei, so besitze ich in zwei Jahren 30,000 fl.!

Sie könnten schneller ans Ziel kommen! erwiederte Jarosinsky, wenn Sie statt Staats-Obligationen, Privat-Obligationen sich verschaffen würden. So ein Privatmann, wenn er gerade Geld braucht, bezahlt 10, 15, auch 20 Procent. Da läßt sich schon schneller Etwas für sich bringen.

Was fällt Ihnen ein, Herr Graf! ein Priester sollte Wucher treiben? Nein mit derlei nichtswürdigen Handlungen beflecke ich weder mein Herz, meinen Stand, noch mein Alter!

Sie haben Vorurtheile, geistlicher Herr, entgegnete Jarosinsky, ist das Wucher, wenn ich nur bei Einem, der mit meinem Gelde 50 Procente verdient, 20 Pro-

cente bedinge? Ist das Wucher? Das ist nur ein Compagniegeschäft.

Fünfzig Procente verdient Niemand, und der da fünfzig Procent verdient, der braucht kein Geld. —

Sie irren sehr! Nur ein Beispiel aus vielen. Ich habe auf meinen Gütern große Branntweinbrennereien. Sie bringen mir wirklich fünfzig Procente; nun aber reichen diese Brennereien nicht zu für die Bestellungen an Branntwein, die bei mir gemacht werden. Hätte ich 20,000 fl. bar, baute ich. — 20,000 fl. brächten mir alle Jahre 10,000 fl., soll ich Ihnen, wenn Sie mir dieses Capital leihen würden, nicht 4000 fl. jährlich von meinem enormen Gewinn ablassen?

Dann müßte ich mit Ihnen in Compagnie gehen, doch das schickt sich wieder für einen Priester nicht, daß er Geld zur Unterstützung der Trunkenheit hergibt; 20 Procent auf einen Schuldschein ist aber Wucher, schnöder, gewissenloser Wucher.

Jarosinsky merkte bald, daß der Abbé auf diesem Wege nicht zu ködern sei, und nahm sich vor, bei einer andern Gelegenheit, durch eine solidere Proposition, das Vermögen seines ehemaligen Lehrers in Anspruch zu nehmen. Er wollte auf ein ganz anderes Thema übergehen, da aber fing Plank selbst wieder an.

Ich würde um keinen Preis einem Privatmanne, ja nicht einmal einem Cavaliere gegen Procente Geld leihen, ich hielte dies für unrecht. Ich muß noch einmal bemerken, daß ich ein Priester bin. Ich kann nur vom Staate Interessen nehmen, der weiß es nicht, daß ich seine Papiere besitze; die Obligationen sind bereits vorhanden, bei den Geldwechslern kann ich sie kaufen; die Coupons befinden sich dabei, diese schneide ich jährlich ab und verwerthe sie; bei Privaten und Cavalieren

muß ich persönlich erscheinen, wenn ich meine Interessen beziehen will.

Ihrer Ansicht nach würden Sie nicht einmal mir Geld borgen.

Sie brauchen keines.

Wenn ich es aber brauchte?

So würde ich es Ihnen abschlagen. Sie haben meinen Grundsatz gehört, und was Grundsatz ist, muß beachtet werden, wie ein Gesetz, das man gegen sich selbst erlassen hat.

Gott sei Dank! rief Jarosinsky aus, daß ich kein Geld benöthige! Im Gegentheile, ich habe so viel, daß ich nicht weiß, wohin damit. Was rathen Sie mir, Herr Abbé, ich habe 100,000 fl. in österreichischen Banknoten liegen, was kann ich damit beginnen, um sicher zu sein?

Kaufen Sie sich fünfprocentige Staatspapiere, die bringen Ihnen jährlich 5000 fl., die schneit es Ihnen so zu sagen zum Dache herein, ohne daß Sie sich darnach umsehen dürfen.

Man hörte jetzt Geräusch im Vorzimmer.

Einen Gast? fragte eine Stimme, wen denn?

Den Herrn Abbé Plank, antwortete der Bediente, Lehrer gewesen vom Herrn, dieser den Herrn Abbé hoch in Ehren halten!

Ei das ist ja ein guter Bekannter, hub die Stimme wieder an. Da wollen wir doch gleich an dem Diner Theil nehmen; wir sind ohnehin so hungrig, daß wir einen Elephanten aufzuzehren vermöchten.

Die Thüre flog auf und herein traten:

Frau von Tusch, Krones und Laura. Die mit dem Bedienten gesprochen hatte, war die Tusch.

Graf, sagte die Krones, wir sind alle drei nach der Stadt gefahren, um die Goldsachen auszutauschen, die Sie uns gekauft haben. Es sind recht werthvolle Prä-

sente, aber sie sind nicht nach unserm Geschmack. Da sehen Sie her, was wir dafür eingehandelt haben! Nicht ein Stück von einem Wiener Goldarbeiter, Alles französisch. Da, sehen Sie diese Bracelets an, und erinnern Sie sich an die schweren Goldklumpen, die Sie uns kauften; vergleichen Sie und bewundern Sie unsern Gout.

Jarosinsky glaubte vor Verlegenheit in die Erde sinken zu müssen. Er, welcher den Geizigen spielte, sollte auf einmal als Einer angesehen werden, der kostbare Geschenke macht. Er wußte nicht, was er antworten sollte.

Sie haben freilich ein Heidengeld für diese Bracelets hingegeben, keines wog unter vierzig Ducaten, bemerkte Laura, aber plump, sehr plump und massiv waren Sie gemacht. — Wir haben sie hingegeben für die Façon dieser allerneuesten Pariser! — Aber Graf, Sie antworten nicht! Beleidigt es Sie, daß wir Ihre Geschenke nicht besser in Ehren hielten? — Ei, das muß Sie nicht verstimmen! Diese Goldsachen freuen uns, jene freuten uns nicht. Und nun machen Sie ein freundliches Gesicht, sonst sehen Sie uns nie mehr bei Ihnen.

Jarosinsky antwortete: Ich habe nichts einzuwenden, meine Damen, Sie waren im Besitze dieser Gegenstände, Sie konnten damit anfangen, was Ihnen beliebte!

Bravo! rief Frau Tusch, so habe ich Sie mir gedacht, und nun müssen Sie erlauben, daß wir hier speisen. —

Aber was haben Sie denn da? fragte Krones. Das ist ja ein Kalbsbraten und ein Erdäpfel-Salat! Seit welcher Zeit speisen Sie denn solche ordinäre Sachen? Sie, der Sie keinen französischen Koch in Wien finden können, der Ihnen fein genug zu kochen

versteht!? Und Bier trinken Sie? Bier, der sich täglich im Champagner zu ersäufen droht?

Machen Sie es nicht zu arg, meine Damen, entgegnete Jarosinsky, und spielte vor Beschämung alle Farben, mein würdiger Lehrer könnte sonst glauben, ich führte ein Schlaraffenleben. —

Nicht viel weniger, versetzte Frau Tusch, und ergriff die Glocke, welche auf dem Tische stand.

Was wünschen Sie? fragte Jarosinsky.

Ein Diner! antwortete die Tusch, wir haben es Ihnen schon gesagt. —

Frau Tusch läutete dem Bedienten.

Jazeck erschien.

Wollen Sie Ihrem braven Jazeck Befehle geben? Oder darf ich es?

Geh hinüber zu Widtmann, in die Singerstraße, und bestelle ein Diner für drei Personen wie neulich. —

Nein, für fünf Personen, verbesserte Therese. Der geistliche Herr und der Graf müssen mit uns halten, sonst schmeckt es uns nicht und da, den — mit Respect zu sagen: Kalbsbraten und den Erdäpfel-Salat wird Jazeck verzehren!

Ist der auch vom Widtmann, fragte Frau Tusch den Bedienten.

Nein, vom Bierhaus „zum Repphändel!"

Trag sie hinaus, diese Delicatessen, befahl Frau Tusch, schon der Geruch ist gräßlich! Widtmanns Küche soll sich nicht alteriren, über solche Hausmannskost.

Der Bediente ging.

Plank wollte sich erheben.

Hochwürdiger Herr, sprach Therese, das wäre die größte Kränkung für uns, wenn Sie uns verließen. Wir müßten glauben, unsere Gesellschaft wäre Ihnen

unangenehm, und da wollten lieber wir uns entfernen.

Ich habe schon gespeist, meine Damen, erwiederte Plank, und würde nur eine traurige Rolle in so heiterer Umgebung spielen. —

Sind wir zu lustig? versetzte Krones, o wir können auch ernsthaft sein! Nur verlassen Sie uns nicht, hochwürdiger Herr. Ich würde es für ein Unglück, für ein großes Unglück für mich ansehen, wenn ein Priester dort nicht weilen wollte, wo ich bin. —

Ei! Das ist nicht der Fall, versetzte der Abbé. — Ich bleibe und freue mich, daß Sie mich gerne hier behalten. Ich bin kein Feind der Fröhlichkeit. Fröhlich können nur gute Menschen sein und Sie, mein Fräulein, müssen besonders gut sein, weil Sie gar so fröhlich sind.

Ich will auch nicht übertreiben und genau Acht haben, wie mein Humor Ihnen behagt. Ziehen Sie nur ein kleines Fältchen auf die Stirne, so werde ich ernst, denn Ihnen zu mißfallen, dafür soll mich Gott behüten!

Abbé Plank unterhielt sich nun recht gut mit den Damen. Krones verstand es in Gesellschaft von Geistlichen, sich in den Grenzen des strengsten Anstandes zu benehmen. Sie hatte vor jedem Priester die höchste Achtung und fand bei tausend Drangsalen, die sie betrafen, nur in der Kirche Trost und durch innige Gebete Beruhigung.

Abbé Plank gewann sie recht lieb. Er hörte ihre Scherze mit Interesse an.

Als sie, wie oft bei solchen Gelegenheiten, eine Reise im Postwagen von Fünfkirchen nach Agram beschrieb, in welchem sie mit einer Frau mit vier Hunden, einem kranken Manne und einer tauben Magd, die einen todten Papagei vor sich hatte, zusammen saß,

eine Schilderung, die immer Gelächter erregte, so oft sie sie vortrug, da mußte der Abbé recht herzlich lachen.

Mein Gott! Sie erzälen ja so allerliebst, daß man Ihnen immer zuhören könnte. Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht fortließen. So gut habe ich mich, seit ich Student war, nicht unterhalten.

Jazeck trat mit einigen Kellnern von Widtmann ein, der Tisch wurde neugedeckt, Aufsätze hingestellt, frische Blumen in Vasen hereingebracht und endlich die Suppe servirt.

Halt! rief Therese. An dem Tische, an welchem ein Priester weilt, darf man nicht so heidnisch die Mahlzeit einnehmen wollen. Stehen wir alle auf und beten wir, wie es Christen geziemt. Beten wir! Es schadet uns nicht, wenn wir unsere Herzen zu Gott erheben!

Alle standen auf und beteten stille.

Jazeck, der im Hintergrunde stand, betete laut.

Amen! sagte Therese. — Als ich noch ein Kind in meines Vaters Hause war, setzte sie hinzu, mußte ich nach dem Gebete vor und nach Tische meines Vaters Hand küssen!

Euer Hochwürden, da ich meinen Vater hier nicht besitze, wollen Sie mir Ihre Hand küssen lassen?

Mit Freude, meine Tochter, erwiederte der Abbé. Sie sind ja eben so herzlich, als Sie gut und froh sind.

Therese küßte dem Priester die Hand.

Die Mahlzeit begann.

Plank aß nur sehr wenig.

Therese erzälte nun eine rührende Geschichte aus ihrem Leben, die sie auch häufig in Gesellschaften vortrug, von einem Hunde, den zuerst sie, als sie noch ein Kind, und der später sie, als sie schon erwachsen war, rettete. Diese Geschichte trug sie so gut vor, daß sie auch hier den größten Effect damit erzielte.

Wer ist dieses interessante Geschöpf? fragte Plank leise den Bedienten, als er dem Abbé gerade „Madeira" servirte.

Krones Therese heißt sie, antwortete Jazeck leise. Sehr beliebt im Theater. Gut spielen Krones Therese, Hochwürden!

Ei! Fräulein Krones! rief der Abbé. So eben höre ich, daß Sie es sind, die uns Alle hier erfreut und die das Wiener Publikum seinen Liebling nennt! Nun begreife ich, wie Sie Heiteres und Rührendes gleich trefflich vortragen können! Der Name Krones enthält hiezu den Schlüssel.

Nachdem das Diner unter vielen heiteren Gesprächen fortgesetzt, und nach fünf Uhr beendigt ward, war Abbé Plank der Erste, der die Gesellschaft verließ; bald nach ihm erhoben sich auch die Damen.

Jarosinsky versprach Abends ins Theater zu kommen, da er Krones als „Jugend" in Raimunds „Feenmädchen" nicht oft genug sehen konnte.

Nach der Scene, welche die „Jugend" nur kurze Zeit in Anspruch nimmt, wurde ein Rendezvous bei Frau von Tusch verabredet. Frau von Tusch bemerkte:

„Heute Nacht, Herr Graf, wäre es wol am schicklichsten, Ihnen für Ihre neulich erlittenen Verluste im Spiele, Revange zu geben. Sollten Sie es wünschen, so werde ich dafür sorgen, daß der italienische Graf wieder Bank hält."

Jarosinsky antwortete:

„Nein, nein, heute will ich nicht spielen, mit dem Welschen auf keinen Fall in Ihrem Hause spielen; ich halte ihn für einen Betrüger, und ertappe ich ihn irgendwo auf einer Schurkerei, so muß ich ihn auf eine Art zurechtweisen, die ihn für immer beschimpft, dies soll wenigstens bei Ihnen nicht geschehen."

Es wurde verabredet, daß nur ein Souper bei Frau von Tusch statt finden solle.

Die Damen fuhren nach der Jägerzeile.

Es war bereits sechs Uhr, also die höchste Zeit für Therese, in der Garderobe des Theaters zu erscheinen.

Jarosinsky war sichtlich verstimmt. Nicht nur ging ihm sein Unglück im Spiele sehr nahe, er war auch über die Unbilden entrüstet, die ihn Schlag auf Schlag getroffen. Die schändliche Art, wie sich der italienische Conte gegen ihn benommen, und wie Taletzky ihn behandelt, indignirten ihn aufs Aeußerste. Auch sah er seine Aussichten, neue Schulden machen zu können, immer mehr schwinden.

Ich habe nur 500 Ducaten, sprach er zu sich, damit soll ich auf gleich großem Fuße leben, soll den Damen, die ich an mich zog, fort und fort Aufmerksamkeiten erzeigen, soll Geschenke machen, für Zerstreuungen sorgen und soll mich besonders generös zeigen, da in Kurzem Theresens Namensfest stattfinden wird. Ihr Namensfest! Am 1. October soll ich Wechsel bezahlen von großem Belange, und am 15. October ein Fest geben und Andenken von bedeutendem Werthe spenden! Ich bin in einer verzweiflungsvollen Lage.

Am besten wäre es wohl, ich reiste nach Hause! — Aber kann ich reisen ohne Geld? — 5000 Ducaten habe ich der Regierung zu ersetzen! — Wie vermag ich diese Summe aufzutreiben! Wohl kann ich meiner Frau schreiben; daß ich aber Staatsgelder angegriffen, muß ich ihr verheimlichen, ich muß, ich kann ihr Dinge, welche ein rechtschaffener Mann nie thut, die ich aber zu thun mich nicht scheute, nicht sagen! — Wie winde ich mich aus diesem Jammer? Ich weiß es nicht!

Wenn mir Abbé Plank sein Capital von 27,000 Gulden borgte! Wenn er 2000 Gulden als Leibrente

von mir annehme! Leibrente! Leibrente! Ach wie glücklich fühle ich mich, daß mir dieses Wort in den Sinn kam! Eine Leibrente, eine Leibrente von 2000 Gulden wird ihn verlocken; ich will doch gleich morgen zu ihm.

Mit diesem Project beschäftigt und plötzlich heiteren Sinnes, weil er wähnte, der Abbé würde unfehlbar sich mit der Leibrente fangen lassen, schlenderte Jarosinsky nach dem Theater in die Leopoldstadt.

Dort hatte er, wenn Krones beschäftigt war, im ersten Parterre, in der ersten Reihe zwei Sperrsitze, die er beide öffnen ließ, und auf diesen Sitzen bald links bald rechts herum fuhr, je nachdem Krones ihre Stellung auf dem Theater veränderte. Er betrachtete sie immer mittelst eines großen englischen Perspectives, und zog sie dadurch so nahe zu sich, daß ihm von ihrem Mienenspiel nicht ein Zug entging. Keine, dem Theater noch so nahe Loge war ihm so lieb, wie diese beiden Sitze. Er bezahlte sie sogar, wenn er nicht ins Theater kam; er war förmlich Abonnent derselben, und trat sie an Niemand ab, auch wenn Krones nicht beschäftigt war.

Ehe er seine Sitze aufschließen ließ, ging er regelmäßig in die Credenz des Theaters.

In dieser fanden sich immer dieselben Personen ein; Doctor Manquet, Nußböck, Ignaz Schuster, ein Herr Schimpf, einer der vorzüglichsten Gläubiger des Theaters; Lord Fleckfinton, an welchen die Leser sich noch von dem Souper der Schack, zu dem Krones geladen war, erinnern werden, und der griechische Großhändler Oekonom, wegen seines Muthwillens und seiner Ungenirtheit wohl bekannt und gut gelitten.

Jarosinsky, der immer den Generösen, Gast-

freundlichen spielte, trat nie in diese Credenz, ohne dem „Numero" zuzurufen:

Punsch her! Viel Punsch! Punsch für alle die Herren, welche hier versammelt sind!

Manchmal traf er Leute, die seinen Punsch annahmen, aber die hier Genannten verweigerten ihn standhaft.

Als er es eines Abends für eine Beleidigung an sah, daß Niemand Punsch, von ihm bezahlt, trinken wollte, sagte Oekonom ihm Folgendes:

Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen! Wir sind nun einmal keine Schmarotzer, und werden auch, wenn Sie es selbst übel nehmen, keine Schmarotzer werden. Wenn wir Punsch, trinken wollen, bezahlen wir uns diesen selbst. Lassen Sie also das Tractiren; wir stehen nicht darauf an. Um uns zu zeigen, daß Sie Geld besitzen und Tractiren können, ist dies ganz überflüssig, wir legen kein Gewicht darauf.

Jarosinsky antwortete: Gut, meine Herren, Sie sollen nicht mehr von mir zu Punsch geladen werden, aber zu einem splendiden Souper in meiner Wohnung. Dies dürfen Sie nicht abschlagen.

Ich komme nicht, antwortete Oekonom, ich bin über Sie erzürnt. Sie haben uns eine unserer beliebtesten Schauspielerinnen abwendig gemacht. Sie spielt, seitdem Sie ihr die Cour schneiden, gleichsam nur für Sie; sie sieht unablässig nur nach Ihnen. Wenn Sie ihr dies nicht untersagen, so pfeife ich die Krones aus, und wenn darüber gleich ein polnischer Krieg ausbrechen sollte.

Jarosinsky lachte; die Aeußerung Oekonoms schmeichelte ihm, allein Oekonom fuhr fort:

Da gibt's nichts zu lachen! ich sage meinen Vorsatz nicht, um Ihnen etwas besonders Angenehmes mitzu-

bekannt war, verbürgte sich für seine fünf Freunde, daß sie vollkommen in der Lage seien, mehrere hundert Ducaten mitbringen zu können.

Ich nehme dies an, versetzte der Conte, bedinge mir aber noch, daß keiner an meiner Bank Credit verlange. — Daß die Herren verschwiegen und selbst den besten Freunden nicht vertrauen werden, daß sie sich an Hazardspielen betheiligen, versteht sich von selbst. Die Strafe, welche mich treffen würde, trifft ja auch jeden Pointeur. — Doch wozu sage ich Ihnen dies?

Koeni beruhigte den Conte vollkommen.

Die Zusammenkunft, diesmals in einem Hause auf dem Stephansplatze, wurde für den nächsten Sonntag festgesetzt.

Zur bestimmten Stunde fanden sich an dreißig Personen ein.

Unter ihnen erschien auch ein russischer Graf, auf dessen Gold, wie es hieß, es besonders abgesehen war.

Es wurde wieder „rouge et noir" gespielt.

Der Conte warf 8000 Ducaten in die Bank und eine Masse Banknoten.

Der Conte musterte die Gallerie am grünen Tische.

Als er Jarosinsky dicht neben ihm links und Koeni rechts erblickte, als er vis à vis einen pensionirten Hauptmann sah und einen Bräumeister, welchen er ebenfalls schon die Brieftaschen rein gefegt, da stutzte er; aber seiner Meinung nach, sicher, daß ihm Niemand auf die Weise, wie er mit den Karten zu manipuliren verstehe, kommen würde, warf er nur einen Blick über die Barschaften der Spieler, und da bemerkte er denn bei Jarosinsky, ein sehr ansehnliches Häuflein Ducaten (er hatte gegen 500 Stück aufgespeichert) bei Koeni noch weit mehr, und bei dem

pensionirten Hauptmann und dem Bräumeister einen solchen Berg von Banknoten, daß er ganz heiter ans Werk ging.

Der Russe hatte kein bares Geld.

Er legte daher einen Creditbrief an das Haus Sina im Betrag von 20,000 Silberrubel auf den Tisch, gab dem Conte ein weißes Blatt Papier und eine Bleifeder in die Hand und sagte in französischer Sprache zu dem Banquier:

„Notez les sommes que je perds, la lettre de change en valeur de 20,000 roubles vous servira comme hypothéque.“

(Zu deutsch:

„Notiren Sie hier, was ich verspiele. Dieser Credit-Brief für 20,000 Silber-Rubel diene Ihnen als Pfand.“)

Der Banquier acceptirte den Credit-Brief.

Das Spiel begann.

Es wurde außerordentlich viel Geld auf die rothe Farbe gesetzt.

Der Russe setzte 600 Ducaten.

Jarosinsky 200.

Koeni 300.

Der Hauptmann 300 Gulden.

Der Bräumeister 500 Gulden u. s. w.

Die rothe Couleur gewann.

Niemand zog seinen Gewinn zurück.

Der Banquier setzte das Spiel fort.

Die rothe Couleur gewann abermals.

Wieder zog man weder den Einsatz noch den Gewinn zurück.

Der Banquier lächelte.

Der Russe hatte bereits 1800 Ducaten gewonnen.

Jarosinsky 600.

Koeni 900.

Der Major 900 Gulden.

Der Bräumeister 1500 und alle Uibrigen circa 600 Ducaten und bei 4000 fl. in Banknoten.

Der Banquier warf einen fragenden Blick auf die Gallerie.

Niemand retirirte sein Geld.

Noch ein Mal die Worte:

„rouge gagne!“

und die Bank hatte kein Geld mehr.

Jarosinsky, Koeni, der Major und der Bräumeister hefteten ihre Blicke fest auf des Banquiers Finger.

Im Nu changirte er das oberste Kartenblatt, daß es wie ein Blitz aus dem Spiele verschwand.

Halt! riefen vier Personen, Sie haben eine Karte verschwinden lassen.

Coeur Zehn liegt unter dem Tische! rief eine Stimme am Ende der Tafel, ich heftete meine zwei Augen auf den Boden, während acht Augen Ihnen auf die Finger sahen.

Alle Spieler zogen ihre eingesetzten und gewonnenen Summen zurück.

Meine Herren! sagte der Banquier in höchster Aufregung, welche Beleidigungen erlauben Sie sich gegen mich?

Sie sind ein falscher Spieler! brüllte der Bräumeister. Ich beobachtete es längst, daß Sie, wenn Sie Verluste erleiden, die oberste Karte im Spiele verschwinden lassen. — Spielen Sie jetzt fort! Schwarz wird gewinnen!

Spielen Sie weiter! befahl Koeni. Ich setze 500 auf Schwarz.

Ich wette insbesondere noch 300 Ducaten, daß Schwarz gewinnt! sagte Jarosinsky.

Ich nehme die Wette an, erwiederte der Banquier.

Und wieder flog eine Karte unter den Tisch, welches aber Niemand bemerkte als der Mann, der am Ende der Tafel stand, und seine Augen auf den Boden des Saales geheftet hatte.

Coeur neun, meine Herren, soll jetzt wieder die rothe Farbe gewinnen lassen! Coeur neun liegt unter dem Tische.

Coquin! rief der Russe.

Auf Sie ist es vorzüglich abgesehen, fuhr der Mann am Ende der Tafel, zu dem Russen gewendet, fort.

Heute wird ein Graf aus Petersburg gerupft, lautete der Tagesbefehl an die Gruppiers, begann derselbe Mann wieder zu dem Banquier. Können Sie es läugnen? Ich fordere ihre Helfershelfer auf, die Wahrheit zu sagen, oder es wird die Wahrheit die Polizei enthüllen, welche dieses Raubnest augenblicklich zerstören soll.

Der Conte war so betreten, daß er nicht sprechen konnte.

Vertheidigen Sie sich, meine Herren, herrschte er endlich seinen Gruppiers zu; Sie sehen, man hat es heute darauf angelegt, uns nicht nur die Ehre, sondern auch das Geld zu rauben!

Ei, Du ehrloser Wicht! rief jetzt der Bräumeister. Uns beschuldigst Du, Dir Ehre und Geld zu rauben, Du, der Du so viele Familien durch Dein falsches Spiel an den Bettelstab gebracht hast?

Ich hole die Polizei! drohte Koeni.

Wir werden mit ihm blamirt, versetzte der Hauptmann. Lassen wir die Polizei auf anderm Wege den Betrüger entlarven. —

Aber zurückgeben muß er, was er uns gestohlen!

Ja, ja, wieder erstatten! wieder erstatten! riefen Alle.

Wollen Sie gutwillig wieder erstatten, was Sie bei ihrer letzten Bank gestohlen? fragte die Stimme.

Schändlicher! brüllte der Banquier. Dieser Mann rächt sich an mir, sprach er zu den Versammelten, weil ich ihn aus meinem Hause gejagt. Er war mein Gruppier, und da ich ihn entließ, so wüthet er nun gegen mich.

Weil Du mich entlassen? Du mich? Elender! Ich ging aus dem Hause dieses Betrügers. Noch stehen meine ehemaligen Collegen an der Spielbank. Pierre, Maulet, Tachin, wenn Ihr nicht Unglück über eure Frauen und Kinder bringen wollt, so sprecht die Wahrheit; weshalb trat ich aus diesem Raubneste? Pierre, der Du der ehrlichste Mann immer gewesen, sagtest Du mir nicht heute noch, Du könntest bei diesem „Frippon" nicht länger bleiben?

Ja, ja, ich sagte dies; der Conte ist ein falscher Spieler!

Der Russe ging auf den Conte los und sagte ernst:

Bei uns Sibirien auf jeden Spielbetrug! Ich weiter sagen, was hier geschehen, und meine Landsleute warnen!

Der Russe nahm seinen Kreditbrief von der Tafel, steckte ihn ein, und schob seine gewonnenen Ducaten dem Banquier zu.

Ich nichts wollen haben von dem Raube begangen an anderen Menschen, dies geben denen, die Sie bestohlen!"

Damit entfernte sich der Russe.

Der Banquier stand wie versteinert, er war so weiß wie ein Steinbild geworden.

Betrüger! Heraus mit unserm Gelde, oder ich rufe hier vom Fenster hinab, nach der Wache.

Ich verlange nichts zurück als meinen Wechsel und

die neulich im Müllerschen Gebäude verlorne Summe, sagte Jarosinsky.

Ich, stotterte der Banquier, werde durch Tachin, meinen Cassier, mit Ihnen ein Uibereinkommen treffen. Ich bitte, die noch in der Bank befindlichen Gelder retiriren zu dürfen. Tachin wird die Herren einzeln in mein Cabinet rufen. Nur eine Bitte, setzte er mit bebender Stimme hinzu: lassen Sie die Polizei nicht einschreiten.

Er ging in sein Cabinet.

Die übrigen Gruppiers, mit Ausnahme Pierres, folgten ihm mit der Spielcassa.

Monsieur Pierre, sagte Jarosinsky, an uns ist es, Sie eben so zu belohnen, wie wir Herrn Lobert belohnen werden, dessen Abscheu am falschen Spiele, wir den Ersatz unserer Verluste verdanken werden.

Der pensionirte Hauptmann war der Erste, der in das Cabinet zu kommen gebeten wurde, dann mußte der Bräumeister eintreten. In wenig Minuten kamen Beide wieder zurück und schienen mit der erhaltenen Entschädigung zufrieden.

Der Reihe nach wurden auch die Uibrigen in das Cabinet gerufen; alle kehrten befriedigt wieder in den Saal.

Koeni und Jarosinski waren die Letzten.

Koeni erhielt bis auf den letzten Ducaten was er an der Bank verloren hatte.

Severin empfing seinen Verlust aus den Händen des Banquiers selbst.

Hier, Herr von Jarosinski, sagte der Banquier, empfangen auch Sie, was ich Ihnen im Spiele sowohl bei Frau Tusch und neulich im Müllerschen Gebäude abgenommen. Auch Ihr Wechsel ist dabei. — Sie und Koeni haben Ihr Müthchen vollkommen an mir gekühlt. Ich muß es dulden.

Das Geld, das Sie hier forttragen, fuhr der Banquier fort, kann Sie aus einem großen Drangsal retten, wenn Sie sogleich in Ihr Vaterland reisen und ihre Regierung zufrieden stellen. — Wenn Sie aber in Wien bleiben und die Summen, die Sie jetzt besitzen, wieder vergeuden, oder in andern Cirkeln verspielen, so können Sie in eine Lage gerathen, in welcher ein — falscher Spieler, wie Sie mich nennen, mit Ihnen nicht tauschen möchte! — Leben Sie wohl!

Jarosinski starrte den Conte an.

Er war in der größten Bestürzung, daß dieser seine Lager vollkommen kannte. Er wollte Etwas erwiedern.

Der Banquier hatte sich bereits entfernt.

Wer weiß noch außer mir mein Geheimniß? fragte er sich. Die Russische Regierung selbst kann noch nicht wissen, daß ich Gelder, ihr gehörig, behalten! Der erbärmliche Patron vermuthet nur! Ei was! Ich bin nun geborgen und kann in Wien bleiben, bis es mir gelungen, dem Abbé Geld abzuborgen.

Jarosinski war nun im Besitze von 3300 Ducaten; 1200 erhielt er wieder, die er bei Frau Tusch verspielt hatte, 1000 insbesondere, die ihm der Italiener lieh, 500 besaß er aus den Händen Taletzkis und 600 gewann er an diesem Abende.

Neuntes Capitel.

Jarosinskis Leichtsinn und Verschwendungssucht bekamen wieder neuen Impuls.

3300 Ducaten in den Händen des polnischen Don Juans, wie er sich selbst zu nennen beliebte, waren bald vergeudet.

Die bereits durch sein Geld und seine Freigebigkeit

an ihn gefesselten Schönen, waren ihm noch viel zu wenig für seine Zerstreuungen. Er knüpfte noch eine Menge neuer Bekanntschaften an und warf seine Blicke auch auf eine junge Frau, die wirklich wunderschön war.

Aeltere Leser werden sich noch an die schöne Dame aus Berlin erinnern, welche 1825 — 1826 ihrer wunderlieblichen Tournure, ihres feinen Betragens wegen so vielen Männern die Köpfe verrückte; man nannte sie die stolze Juno. In der Jägerzeile wurde sie täglich gesehen, und war sie an ihren Fenstern, so gaffte Jung und Alt nach ihr.

Es hieß von ihr, sie habe sich unglücklich verheiratet. Ihr Mann hätte sich für reich ausgegeben, um sie von ihren Eltern erhalten zu können; man erzälte ferner, auch sie hätte ihren Gatten getäuscht, indem sie sich als ein Muster von Tugend annoncirte, welches jedoch nicht der Fall gewesen.

Jarosinski calculirte ganz richtig: Der Mann ohne Geld, das Weib ohne Grundsätze: ich werde sehr bald ans Ziel kommen!

Anfänglich schlich er der schönen jungen Frau, die wir Fanny Dural nennen wollen, auf jeden Schritt und Tritt nach.

Frau Dural würdigte ihn kaum eines Blickes.

Jarosinski befand sich in großer Rathlosigkeit.

Mit den Worten: „Welch eine schöne Frau!“ „Wie glücklich muß sich Derjenige fühlen, der diesen Engel sein nennen kann!“ „Ach, nur einen freundlichen Blick gönnen Sie mir!“ fand er kein Gehör; die Spröde schien diese Schmeicheleien nicht zu hören.

Jarosinski wendete sich daher an ihr Stubenmädchen, drückte diesem einige Ducaten in die Hand, und beschwor das Mädchen, ihm zu sagen, was er be-

ginnen müsse, die engelsschöne Dame sprechen zu können.

„Ach, mein Herr," versetzte das Mädchen, (es war ebenfalls eine Preußin, welches ihre Frau in Berlin kennen gelernt, lieb gewonnen, und nach Wien mitgebracht hatte:)

„Det is sehr schwere, mit dieser Dame eine Connexion anzuknüpfen; vor's Erste hat sie einen Mann, eifersüchtig wie Raul der Blaubart, und grimmig wie der Graf im Fridolin."

Die gute Berlinerin war eine große Theaterfreundin, und liebte es, bei jeder Gelegenheit einen auffallenden Charakter aus irgend einem Theaterstücke anzuführen, wahrscheinlich um ihre Bildung zu documentiren.

Ist ihre Dame, mein Kind, in ihren Gatten verliebt? fragte Jarosinski.

Des habe ick noch nicht recht entziffern können, versetzte das Mädchen, aber wenn sie ihn auch nicht liebt, so begeht sie doch keine Untreue, und weist Jederman zurück, der sich ihr mit Liebesgedanken nähern thut.

Der Gemal ist ein Doctor der Medicin, wie ich erfahre?

Ja, aber vor's Erste hat er keine Patienten, vor's Zweite, wenn er zufällig welche bekommt, so curirt er sie, der vielen Visiten wegen, die er macht, alle zu Tode; vor's Dritte soll er in Wien nicht curiren, weil er das Gradum" in Magdeburg erhalten hat, auf welches die Wiener Facultät keinen Groschen gibt.

Er ist aber wol sehr reich?

Im Gegentheile.

Von was lebt er?

Vom Spiele.

Vom Spiele? Wo spielt er?

In jedem Caffeehause.

Was spielt er?

Alles Mögliche! Am liebsten Billard. Das ist seine Forsche. Er sagt, wenn man ihm die Caroline auf eine grüne Wiese stellt und ein Mittelloch auf eine Klafter weit davon gräbt, so schneidet er die Caroline mit der linken Hand und läßt sich noch das rechte Auge zubinden.

Wie wäre es, wenn ich ihn gewinnen ließe, so täglich einige zwanzig Ducaten, vielleicht gewönne er mich lieb, und führte mich selbst bei seiner Frau auf.

Dazu wäre er zu heiklich!

Auf welche Weise wäre also mit der schönen Frau zu sprechen?

Es gebe nur ein Mittel.

Mein Kind, hier sind noch sechs Ducaten. Ich bitte mir dieses Mittel anzugeben.

Mein Madamchen liebt das Theater wie ich, leidenschaftlich. Sehr gerne besucht sie das Kärntnerthortheater. Das neue Ballet möchte sie vor ihr Leben gerne sehen, aber es sind hiezu die Sperrsitze sehr schwer zu bekommen. Verschaffen Sie drei ins erste Parterre, wo möglich auf der ersten Bank, weil ich kurzsichtig bin. Zwei davon senden Sie mir anonym; mein Name ist „Jettchen." Wir logiren im Zollnerschen Hause, Fronte vorne, drei Treppen hoch. — Den dritten Sperrsitz behalten Sie für sich. Sie gehen mit ihrem Sperrsitze früher ins Theater, ich und mein Madamchen später. Ich changire meine Frau knapp an ihre Seite. Haben Sie sie einmal so nahe, so sprechen Sie nur über Kunst, Theater, Literatur, Musik mit ihr. Loben Sie Berlin und seine Künstler. Dann ist die Bahn gebrochen; das Uibrige wird sich finden. Haben Sie sechs, acht Mal bei Opern und Ballets an ihrer Seite gesessen, so rücken Sie dreist mit einer Lie-

beserklärung heraus. Sie wird Sie hören, und das ist schon Etwas werth.

Jarosinski war überglücklich. Er drückte der Berlinerin noch einige Ducaten in die Hand und eilte so schnell als möglich ins Kärntnerthortheater, um die Sperrsitze für die nächste Vorstellung des Ballets zu bestellen.

Die Einleitung war bestens getroffen. Die Sperrsitze wurden abgesendet und benützt.

Jarosinski sprach mit der schönen Frau, aber sie blieb zurückhaltend.

Jarosinski ermüdete nicht.

Acht Mal saß er neben ihr im Parterre.

Endlich wurde sie zugänglicher. Sie hatte, wie sie sagte, ein Perspectiv verloren.

Jarosinski verehrte ihr eines mit Edelsteinen besetzt, wie sie damals Sauerwein aus Paris bezog.

Dieses Perspectiv machte der schönen Frau ungemein viel Freude.

Endlich erlaubte sie ihm, sie besuchen zu dürfen.

Jarosinski erkundigte sich nach der Stunde, in welcher er angenommen werden könne.

Frau von Dural bestellte ihn um zehn Uhr Vormittag in ihre Wohnung.

„Mein Gatte,“ sagte sie, „hat einen höchst gefährlichen Kranken. Von zehn bis eilf Uhr muß er täglich bei ihm verweilen, um ein wahrhaft bedenkliches Fieber zu beobachten.“

Jarosinski erschien pünktlich.

Frau von Dural war auffallend zuvorkommend.

Ich liebte Sie bereits von dem ersten Augenblicke an, in welchem ich Sie gesehen, erklärte sie. — Wir Frauen sind sehr unglücklich; wir dürfen unsere Gefühle nie äußern, und wenn uns auch das Herz darüber

zerspringen sollte. — Ja, mein theuerer Graf, ich liebe Sie, liebe Sie mit einer Innigkeit, die ich nicht schildern kann. — Dringen Sie nicht weiter in mich, verlangen Sie nicht mehr von mir als dieses Geständniß, und führen Sie mich nicht in Versuchung, damit ich nicht vergesse, was ich meinem Gatten am Altare zugeschworen.

Jarosinski schwamm in Wonne. Er sah und hörte nicht mehr. Er umarmte die Geliebte und bedeckte sie mit seinen Küssen. — Da sprang schnell eine Tapetenthür auf, und der Gemal der liebenden Frau trat herein.

Fanny Dural stieß einen Angstschrei aus und entfloh. Ihr Mann eilte ihr nach und packte sie mit grimmiger Wuth, wie ein Tieger seine Beute.

Jarosinski sprang zur Rettung des armen Opfers herbei.

Doctor Dural hatte indeß ein Par Pistolen zur Hand genommen, und ging Jarosinski wie ein Rasender entgegen.

„Diese Kugel für die Treulose, Ehrvergessene!" rief der Doctor, indem er den Hahn der einen Pistole spannte, dann die Kugel aus dieser Pistole für Dich, schändlicher, frecher, gewissenloser Verführer!"

Tödten Sie mich! aber schonen Sie ihre Gattin! Ich bin der Schuldige, ich ging in meiner sträflichen Leidenschaft zu weit!

Sie muß zuerst sterben, dann tödte ich Dich, gewissenloser, elender Eindringling!

Frau von Dural ersah einen günstigen Moment und entsprang abermals.

Dural wendete sich an Jarosinski.

Weil Sie ein Graf sind und reich, sagte Dural, so wähnen Sie, für Ihr Ansehen und Ihr Geld müßte sich Ihnen Alles ergeben! — Weil wir arm sind

und hilflos, so hätten Sie ein leichtes Spiel! — Sie irren, Herr; auch der Aermste bewahrt seine Ehre, auch der Aermste kämpft für sein Heiligstes, und das Heiligste ist mir mein geliebtes Weib. —

Ich will sie Ihnen nicht rauben.

Nicht rauben, aber schlimmer als dies, Sie wollen sie beschimpfen. —

Sie sagen, Sie wären arm, mein Herr, lassen Sie mich für Sie sorgen.

Um welchen Preis?

Um den Preis Ihrer Freundschaft!

Nein, mein Herr, um den Preis der Tugend meines Weibes!

Sie lieben sie, ich weiß es, aber weil Sie sie lieben, so sollen Sie auch Alles thun, sie glücklich zu machen. — Lassen Sie mich für das Glück Ihrer Gattin sorgen! — Ich will Sie, Herr Doctor, aus ihrer, wie Sie mir zu verstehen geben, mißlichen Lage reißen; ich will keine, ihre Ehre compromittirende Forderung an ihre Gemalin stellen, — nur gestatten Sie, daß ich sie in Ihrer Gegenwart täglich sehen und sprechen dürfe.

Sie wollen also der Tugend meines Weibes nicht nachstellen?

Gewiß nicht! Gibt es denn keine platonische Liebe? — Freilich die Herren Aerzte glauben nicht daran!

Ich will daran glauben! Also hören Sie! Wollen Sie meines Weibes willen, so viel Erbarmen mit mir haben, mich von meinen drückenden Schulden zu befreien, so will ich es dulden, daß Sie uns besuchen. —

Wie viel sind Sie schuldig, mein Herr?

Ach! es ist viel!

Sprechen Sie die Summe aus.

Uiber Tausend Gulden.

Bah! Kleinigkeit!

Kann ich auf diesen Betrag rechnen?

Heute noch. Rufen Sie ihre Frau.

Fanni! betonte der Doctor. Fanni! sprach er noch ein Mal mit Nachdruck

Voll Angst und Beben und mit zur Erde gesenkten Blicken schlich die Frau des Doctors herbei.

Wir haben einen Freund gewonnen; einen Mann, der deiner Tugend wegen Dich liebt, Dir keine Fallstricke legen wird, dessen Liebe zu Dir rein ist wie die Sonne, und der zu lieben vermag wie ein Uiberirdischer, bloß um das Glück ringt, Dich sehen und sprechen zu dürfen. Ich habe ihm dies zugesagt, und er wird Dich nun besuchen, aber nur in meiner Gegenwart. — Um uns ein angenehmeres Los zu bereiten, will er uns aus unseren pecuniären Verlegenheiten retten. Heute noch will er seine milde Hand öffnen. Fanni, umarme den guten Grafen, ich gestatte es.

Wenn Du es genehmigst, Hyazinth, schluchzte Fanni, und sank Jarosinski voll Zärtlichkeit an die Brust.

Himmlisches Wesen! rief Jarosinski voll Begeisterung aus. Nicht 1000 Gulden — 2000 Gulden bringe ich in einer Stunde! Solche treffliche Menschen sollen keinen Kummer haben!

Er sprach dies und stürzte fort.

O mein Hyazinth! jauchzte Fanni und hing an seinem Halse.

O meine Fanni! versetzte Hyazinth und küßte sie.

Es gibt doch noch gute Menschen!

Einer der besten ist gewiß dieser Graf!

Sie sprachen sich noch näher aus über Jarosinski. Sie machten die kühnsten Plane zum Heile ihrer Zukunft. Eine Stunde verfloß ihnen unter den heitersten Gesprächen.

Der Graf kam zurück.

Ich halte Wort, sprach er bei seinem Eintritte. Ich bringe Ihnen vorläufig 400 Ducaten und verbinde mit dieser Summe die Erklärung, daß ich für alle Ihre Bedürfnisse zu sorgen, bereit bin.

Sie sind unser guter Engel! erwiederte die Frau und sank neuerdings an Jarosinskis Brust.

Gleich morgen will ich die Miete dem Hausadministrator bezahlen, sagte der Doctor; dem Hausadministrator, der uns täglich mit Auspfändung droht. —

Besorge dies sogleich, lieber Hyazinth; Geld hast Du; berechne wie viel 380 fl. in Ducaten ausmachen; zahle den erbärmlichen Quäler mit Gold. Er soll sehen, daß wir Leute sind, die Ressourcen besitzen.

Ich will dies auf der Stelle thun.

Ohne weiter ein Wort an Jarosinski zu richten, entfernte er sich.

Die Liebenden sanken sich in die Arme.

Sie hielten sich nicht zehn Secunden umschlungen, so trat Jettchen ganz verstört herein.

Was hast Du? fragte Frau Dural ängstlich.

Ach, vor dem Herrn Grafen wag ich es nicht zu sagen.

Sprich immerhin! Gewiß wieder ein ungestümer Gläubiger.

Ach, der harte Mann, der dem Herrn Doctor 300 fl. geliehen, der immer so krahkehlen thut, ist wieder da!

Großer Gott! klagte Frau Dural, und mein Mann ist nicht zu Hause. Auch hat er das Geld mitgenommen. —

Was hat dies zu sagen! bemerkte Jarosinski.

Sehr viel! versetzte Jettchen. Dieser Creditor ist doch gar zu roh. „Ich werde nicht zu Gericht gehen, versetzte er; ich werde nicht um eine Execution bitten, ich werde selbst die Execution vollziehen; wenn ich

nicht in fünf Minuten bezahlt bin; ich alarmire das ganze Haus! Ich bin bekannt, daß ich Scandal mache, hier soll mein Ruf als Scandalmacher erst recht unter die Leute kommen."

Ich will hinaus zu dem Manne, versetzte Jarosinski. —

Um Gottes willen nicht! entgegnete Frau Dural. Dieser böse Mensch würde unser Verhältniß errathen, er würde entdecken, daß Sie — mein Geliebter sind.

So geben Sie dem Ungethüm diese Banknoten, sagte Jarosinski zu Jettchen.

Jarosinski nahm aus seiner Brieftasche drei Stück zu Hundert Gulden und gab sie dem Mädchen.

Gott sei Dank! rief Jettchen. Nun warte, entsetzlicher Wucherer, nun sollst du dein Geld haben, aber nicht ohne die derbsten Grobheiten von meiner Seite, dies gelobe ich dich!

Sie ging in das Vorzimmer.

Wir kommen immer tiefer in Ihre Schuld! — meinte Frau Dural.

Kann von einem solchen Bettelbetrag die Rede sein, wenn ich an den Reichthum von Liebe denke, den Sie mir gewähren werden?

Wieder näherte sich Jarosinski seiner Angebeteten, zog sie auf das Sopha und umarmte sie.

Der Gemal Fannys trat abermals unvermuthet ins Zimmer.

Hölle und Teufel! rief er, Herr Graf, ist dies die platonische Liebe?

Vergib! vergib! Hyazinth, aber in dem Uibermaße von Freude und Dankbarkeit über unsere Rettung vergaß ich mich. —

Herr Graf, das ist gegen die Verabredung. —

Verpflichtung, daß Sie seiner Gattin nicht mehr nachstellen wollen.

Jarosinski riß die Brillantnadel aus der Schleife und überreichte sie dem Wüthenden.

Die Nadel ist vielleicht nicht hundert Gulden werth! raste der Doctor. —

Im Hause „zum Schwan“ neben an, befindet sich ein Juwelier, bemerkte Jettchen; ich will den Brillant schätzen lassen.

Das Mädchen lief damit fort und kam in einer Viertelstunde wieder.

Der Juwelier gibt für den Solitär 800 fl.! meldete das Mädchen.

Gut! sagte der Ehemann. Ich will das Pfand annehmen, aber das schwöre ich Ihnen bei dem Heil meiner Gattin, bei dem ersten Rendezvous, das Sie mit ihr verabreden, behalte ich den Brillant als Eigenthum.

Darauf entfernte sich der saubere Ehemann, indem er seiner Frau und Jarosinski einen vergnügten Abend im Theater wünschte, begleitete beide bis zu dem bereit stehenden Wagen und verkaufte den Solitär noch in der Minute an denselben Juwelier, der ihn so eben geschätzt hatte.

Madam Dural verstand es auf ihre Weise noch besser, den Galan zu plündern. Täglich hatte sie neue Bedürfnisse, täglich neue Anforderungen. Nicht immer erbat sie sich Dinge, die irgend einen Werth hatten, sondern sie verlangte auch Gegenstände, die viel Geld kosteten und durchaus ohne Gehalt waren.

Im October desselben Jahres befand sich van Dinters Menagerie in Wien.

Jarosinski wurde aufgefordert, die schöne Frau dahin zu führen.

Sie sah hier einen Affen, der auf dem Schwungseile Kunststücke machte und einen grauen Papagei, der in

schnelles Dazwischentreten einleitete; — Jarosinski war jedoch so verliebt in diese Phryne, und derart mit Blindheit geschlagen, daß er nicht den kleinsten Argwohn schöpfte.

Eines Tages, es war am 4. October 1826, wurde im Hoftheater nächst dem Kärtnerthore zum ersten Male ein neues Ballet von Salvatore Taglioni, königl. Balletmeister in Neapel, unter dem Titel: „Die Portugiesen in Indien," mit großem Aufwande zur Darstellung gebracht.

Jarosinski hatte wieder für die nöthigen Sperrsitze gesorgt.

Es wurde verabredet, daß Madame Dural um 6 Uhr von ihrem Hause wegfahren, und im Hotel zum „Erzherzog Karl" absteigen solle. —

Jarosinski hatte dort zwei Zimmer gemietet. In Nr. 16 und 17 sollte das Rendezvous statt finden.

Madame Dural traf mit ihrem Kammermädchen pünktlich ein. Jarosinski wartete bereits mit Sehnsucht auf die Geliebte.

Das Kammermädchen blieb im Vorzimmer. Der polnische Don Juan schleppte sein „preußisches Zerlinchen" in das Nebengemach.

In demselben Augenblicke stand aber auch der Gemal der schönen Frau in dem Absteigquartier, und erhob einen so entsetzlichen Spectakel, daß der geängstigte Severin sich nicht zu helfen wußte.

Bitten, Vorstellungen, die Ohnmacht der Gattin, Betheuerungen, Schwüre, nichts half den wahnsinnigen Ehemann zur Raison zu bringen.

Da trat Jettchen dazwischen.

Herr Graf, sprach das Kammermädchen, Sie tragen einen kostbaren Solitär als Busennadel; geben Sie diesen meinem Dienstgeber als Pfand, mit der

Leute entreißen! versetzte Therese. So krank ich mich fühle, so will ich heute noch nach der Stadt. Ich will dem Grafen die Augen öffnen; ich will ihm erzählen, wie diese raffinirte Gaunerin es mit dem Großhändler — n — gemacht hat, der zum Bettler geworden wäre, hätte ihn nicht der Schlag gerührt.

Ich werde Ihnen beistehen, versetzte Frau Tusch. Ich weiß noch bessere Histörchen von diesen „preußischen Korsaren." Fällt man diesen Leuten in die Hände, so kann man an einem Tage mehr verlieren, als in meinem Hause in Monaten, und würde auch jede Nacht gespielt.

Therese fuhr nach Wien.

Frau Tusch wich nicht von ihr.

Ich muß bei ihr bleiben, erklärte sie Bohrmann. Ich allein verstehe es, sie zu pflegen. Außer mir und dem Doctor, weiß Niemand, worin ihr Uibel liegt; wenn Sie mich von ihr entfernen, so stirbt sie.

Bohrmann gestattete, daß Frau Tusch bei Theresen bleibe.

Kaum hatte sich Bohrmann aus dem Hause der Krones entfernt, so wurde Jarosinski unterrichtet, daß Therese, seinetwegen, halb sterbend nach Wien gekommen, um ihn einmal wieder sehen und sprechen zu können.

Jarosinski kam augenblicklich.

Er entschuldigte den Mangel an Aufmerksamkeit und seine versäumten Besuche bei Theresen, mit vielen Geschäften.

Frau Tusch lachte ihm ins Gesicht.

Krones erwiederte geradezu, daß sie wohl wisse, wo er seine Zeit hinbringe. Sie nannte die preußische Dame eine Hetäre und ihren Gatten einen Beutelschneider.

Jarosinski gerieth in Wuth hierüber, versicherte

sieben Sprachen „guten Abend" zu sagen gelernt hatte.

Affe und Papagei mußte Frau Dural haben.

Jarosinski bezahlte für beide 100 Ducaten.

Am andern Tage trug Herr Dural die beiden Thiere Herrn van Dinter wieder zurück und erhielt dafür 50 fl.

Jarosinski wurde glauben gemacht, Affe und Papagei wären noch in derselben Nacht gestorben.

Krones befand sich damals in Meidling, dem der Stadt Wien so nahe liegenden Badeorte.

Sie war wieder recht leidend, und ihr Arzt hatte ihr die Cur im diesem Badeorte anbefohlen.

Frau Tusch besuchte Therese täglich und erzälte stets von der Verschwendung Jarosinskis und seinem Liebesverhältniß mit der schönen Frau aus Berlin.

„Seine Wechsel, sagte Frau Tusch, hatte er zur Verfallzeit nicht bezahlen können, mit den furchtbarsten Opfern hat er sie bis Ende Jänner prolongiren lassen; Gott sei Dank, ich bin dadurch meiner Verpflichtungen enthoben worden, aber was wird da herauskommen! — Wenn bis Ende Jänner 1827 wieder kein Geld aus Warschau kommt, wenn dieser Graf fortfährt, so toll zu wirthschaften, wird ihm Niemand mehr einen Heller borgen, und für wen stürzt er sich in dieses Labyrinth, wahrlich nicht für Sie, Therese, denn seit dem Sie kränklich sind, kommt er nicht auf ein Viertelstündchen zu Ihnen, sondern weilt nur bei der Berliner Dame und richtet sich zu Grunde, denn diese und ihr Gemal verstehen es, ein Rothschildsches Vermögen zu erschüttern, geschweige dann erst eines von einem solchen Manne, der Wechsel auf Wechsel ausstellt und die Seligkeit für eine Handvoll Ducaten verschreibt.

Wir müssen ihn den Händen dieser verschmitzten

densfi ist auf acht Tage verreist; mir hat er sein Zimmer für diese Zeit überlassen, wenn Sie dem Stubenmädchen und Zimmerkellner meinen Namen nennen, so wird Ihnen dieses Quartier überlassen. —

Und wenn Frau von Dural nicht kommt, wenn sie diesen Ihren Brief voll Abscheu zurückweist und ihr Gatte dem Uiberbringer desselben, Arm und Beine entzweischlägt?

O der Gatte wird diesen Brief gar nicht in die Hände bekommen! Von dergleichen kleinen Accidenzien erfährt er nie Etwas; die kleinen Goldfischchen behält sie für sich, nur wenn ein großer gefangen werden soll, da wird der Mann eingeweiht, das Netz, oder zum mindesten, die Angel zu dirigiren.

Ich werde nie so schmählich sein, einer so braven Frau auf eine so gemeine Art zu nahe zu treten.

Sie sind nicht klug, Graf. Sie riskiren ja nichts! Sie schreiben ihr ja nicht einmal selbst, sondern der Baron Lodenski. Und kommt sie nicht, so ist der Baron Lodenski der Verschmähte, kommt sie aber, so sind Sie der Beglückte. —

Wenn sie erführe, daß ich hinter dieser Schändlichkeit verborgen bin, sie müßte mich vergiften.

O sie vergiftet Sie nicht. Sie kommt, wiederhole ich Ihnen, sie lacht am Ende über ihren Witz, daß Sie ein Rendezvous zu Stande gebracht, von dem sie ihren Gemal früher nicht zu unterrichten im Stande war.

Diese Worte fuhren Jarosinski durch den Kopf. Gut! sagte er, senden Sie den Brief ab.

Fräulein Krones, fragte Jarosinski, haben Sie ihren Bedienten Bernard noch?

O ja, aber den kann ich nicht schicken, meinen Bernard kennt ganz Wien, doch einen andern Mann stelle ich Ihnen zur Verfügung, Bernard soll ihn

rufen. Ich schicke den Logenmeister Wagner, den Sie recht gut kennen, Graf, und der für derlei Geschäfte eine Gewandtheit besitzt, wie nicht bald ein zweiter.

Und wird er sagen: Er komme vom Baron Lodenski?

Für fünf Gulden in Banknoten nennt Wagner den Fürsten Ypsilanti, bemerkte Frau Tusch.

Er soll zehn Gulden haben, entgegnete Jarosinski, und noch zehn Gulden, wenn er ein günstiges Resultat erzielt.

Krones ließ Wagner rufen, instruirte ihn und überreichte ihm zehn Gulden Botenlohn.

Wagner eilte die Aufträge zu erfüllen.

Wir aber, sagte Frau Tusch, wir, nämlich Sie, Herr Graf, und ich begeben uns jetzt zum schwarzen Adler. Ich unterrichte das Stubenmädchen und den Zimmerkellner, was sie zu thun haben, und installire Sie, Graf, in Nr. 10. — Um fünfzig Ducaten wette ich, daß Frau Dural nicht eine Stunde auf sich warten läßt.

Wenn sie zu Hause ist, warf Therese ein.

O zu Hause ist sie, versetzte Frau Tusch. Das ist ja die Stunde der Prater-Promenaden. Jetzt liegt sie am Fenster und übt ihre Koketterien im Großen aus, wie im Jahre 1824 unter den Linden in Berlin, welches aber einen höchst ungünstigen Ausgang nahm; die Berliner Polizei — doch hiervon ein ander Mal. Kommen Sie, Graf; Adieu, Therese; ich bleibe im Adler auf der Lauer, denn sonst leugnet uns der Graf ab, daß das Rendezvous stattgefunden, und zwar nur deshalb, weil wir an eine tugendhafte Frau glauben sollen, die in Madame Dural nie existirt hat.

Eilftes Capitel.

Frau Tusch, welche die Frauen von leichtem Schlage in Wien genau kannte, und ein Buch über die ehrlosen Geschöpfe der Hauptstadt herauszugeben im Stande gewesen wäre, irrte nicht.

Madame Dural wartete die Abenddämmerung ab, dann schlüpfte sie mit einem dichten Schleier verhüllt in das Hotel zum schwarzen Adler, und ohne sich näher bei dem Portier, noch bei den Hausleuten zu erkundigen, stand sie in Nr. 10 vor Jarosinski.

Es war in den niedern Zimmern des Gasthofes noch dunkler, als auf der Straße. Madame Dural sah wol einen Herrn im Gemache, aber sie erkannte ihn nicht.

Madame Dural fragte: Sind Sie Baron Lodenski.

Ja, lispelte Jarosinski, und ergriff die reizende Frau bei der Hand, die er heftig küssend an seine Lippen drückte.

Madame Dural blickte Jarosinski genauer an.

An seinem starken Barte, an seinem gedrungenen Körper, an seiner Heftigkeit, sie zu umarmen, erkannte sie ihn.

Großer Gott! Graf Jarosinski! fuhr sie erschreckt auf. —

Ja, ich bin es, gnädige Frau, versetzte dieser. Vergeben Sie meiner List. —

Herr Graf, entgegnete sie, wie soll ich über die Schmach sprechen, die Sie mir zugefügt? — Sie bescheiden mich unter einem fremden Namen hieher? senden mir Geld?

Und Sie sind gekommen auf den Brief unter fremdem Namen; worüber beschweren Sie sich?

Lassen Sie Licht bringen, Herr Graf, wenn wir weiter sprechen sollen, oder ich entferne mich augenblicklich. —

Fanny! hören Sie mich! Ich selbst wollte viel darum geben, wenn Sie nicht gekommen wären, aber, nun sind Sie bei mir, und beim Himmel! ich lasse Sie nicht, bin ich jetzt doch sicher, daß ihr Herr Gemal nicht wieder wie ein Blitzstrahl zwischen uns fährt, und mir jeden Augenblick vergiftet, der Sie in meine Arme führt.

Woher vermuthen Sie dies?

Ich vermuthe es nicht; ich weiß es gewiß. Liebe, theuere Fanny, es ist mir längst aufgefallen, daß jedes Rendezvous, welches wir, wenn auch noch so geheim verabredeten, durch ihren Gatten vereitelt wurde. Ich wendete große Summen an, ich bin nicht so gemein, diese Ihnen zum Vorwurf zu machen. Die großen Summen wanderten alle in den Säckel des Herrn Gemals! So beschloß ich denn Ihnen allein, ohne seinem Wissen einen Betrag zuzuwenden. —

Einen Betrag von 20 Ducaten!

Genug für den Fall, daß 20 Ducaten meinem Abgesendeten an den Kopf geworfen werden könnten. Hätte ich ahnen können, daß mein Versuch gelingen würde, hätte ich zwanzig Mal so viel dem Briefe beigelegt. —

Sie meinen also, nur Gold könne mich bestimmen, Sie zu lieben?

Gnädige Frau, Gold bestrickt die Männer, wie die Frauen. Der Herr Gemal bringt nichts ins Haus; er ist ein Spieler, ein Taugenichts.

Mein Herr! sagte Frau Dural voll Indignation.

Ja, ein Taugenichts, wenn nicht Etwas Schlimme-

Eilftes Capitel.

Frau Tusch, welche die Frauen von leichtem Schlage in Wien genau kannte, und ein Buch über die ehrlosen Geschöpfe der Hauptstadt herauszugeben im Stande gewesen wäre, irrte nicht.

Madame Dural wartete die Abenddämmerung ab, dann schlüpfte sie mit einem dichten Schleier verhüllt in das Hotel zum schwarzen Adler, und ohne sich näher bei dem Portier, noch bei den Hausleuten zu erkundigen, stand sie in Nr. 10 vor Jarosinski.

Es war in den niedern Zimmern des Gasthofes noch dunkler, als auf der Straße. Madame Dural sah wol einen Herrn im Gemache, aber sie erkannte ihn nicht.

Madame Dural fragte: Sind Sie Baron Lodenski.

Ja, lispelte Jarosinski, und ergriff die reizende Frau bei der Hand, die er heftig küssend an seine Lippen drückte.

Madame Dural blickte Jarosinski genauer an.

An seinem starken Barte, an seinem gedrungenen Körper, an seiner Heftigkeit, sie zu umarmen, erkannte sie ihn.

Großer Gott! Graf Jarosinski! fuhr sie erschreckt auf. —

Ja, ich bin es, gnädige Frau, versetzte dieser. Vergeben Sie meiner List. —

Herr Graf, entgegnete sie, wie soll ich über die Schmach sprechen, die Sie mir zugefügt? — Sie bescheiden mich unter einem fremden Namen hieher? senden mir Geld?

Und Sie sind gekommen auf den Brief unter fremdem Namen; worüber beschweren Sie sich?

Lassen Sie Licht bringen, Herr Graf, wenn wir weiter sprechen sollen, oder ich entferne mich augenblicklich. —

Fanny! hören Sie mich! Ich selbst wollte viel darum geben, wenn Sie nicht gekommen wären, aber, nun sind Sie bei mir, und beim Himmel! ich lasse Sie nicht, bin ich jetzt doch sicher, daß ihr Herr Gemal nicht wieder wie ein Blitzstrahl zwischen uns fährt, und mir jeden Augenblick vergiftet, der Sie in meine Arme führt.

Woher vermuthen Sie dies?

Ich vermuthe es nicht; ich weiß es gewiß. Liebe, theuere Fanny, es ist mir längst aufgefallen, daß jedes Rendezvous, welches wir, wenn auch noch so geheim verabredeten, durch ihren Gatten vereitelt wurde. Ich wendete große Summen an, ich bin nicht so gemein, diese Ihnen zum Vorwurf zu machen. Die großen Summen wanderten alle in den Säckel des Herrn Gemals! So beschloß ich denn Ihnen allein, ohne seinem Wissen einen Betrag zuzuwenden. —

Einen Betrag von 20 Ducaten!

Genug für den Fall, daß 20 Ducaten meinem Abgesendeten an den Kopf geworfen werden könnten. Hätte ich ahnen können, daß mein Versuch gelingen würde, hätte ich zwanzig Mal so viel dem Briefe beigelegt. —

Sie meinen also, nur Gold könne mich bestimmen, Sie zu lieben?

Gnädige Frau, Gold bestrickt die Männer, wie die Frauen. Der Herr Gemal bringt nichts ins Haus; er ist ein Spieler, ein Taugenichts.

Mein Herr! sagte Frau Dural voll Indignation.

Ja, ein Taugenichts, wenn nicht Etwas Schlimme-

res. Es ist empörend, welchen Mißbrauch der Gatte mit den Reizen seiner schönen Frau treibt. Seien Sie so freigebig oder haushälterisch mit ihrer Gunst, als Sie wollen, nur erlauben Sie diesem Manne nicht die nichtswürdigen Manövres, die er treibt. — Sie können ja ohne ihn glücklich sein, Ihnen gelten die Huldigungen, nicht ihm. Ich beschwöre Sie, gnädige Frau, lassen Sie von diesem Ungethüm, und wenn Sie gleich mich nicht mehr sehen wollen, so lassen Sie den Gatten ihrer Ehre, ihres Rufes, ihrer Zukunft wegen.

Eine Frau allein, steht schutzlos da!

O, der Schutz, den dieser Mann Ihnen gewährt, wird Sie ins Verderben führen.

Mein Herr, lassen Sie mich über diese Worte nachdenken.

Sie haben schon lange über ihre Stellung zu diesem Gatten nachgedacht. Entscheiden Sie sogleich über ihr Schicksal; es liegt nur in ihrer Hand. Stoßen Sie mich nicht zurück; einen besseren, treueren, verläßlicheren Freund können Sie nicht mehr finden!

Von einem Manne, den man liebt, trennt man sich nicht so leicht.

O, Sie lieben ihn nicht, Sie können ihn nicht lieben!

Er würde mich tödten, wenn ich ihn verließe. —

Entfliehen Sie mit mir!

Wohin?

Die Welt ist groß, und wohin ich Sie immer führe, so ist es dort besser, als an der Seite eines Menschen, der —

Reden Sie nicht aus! Mit dem Lästern meines Gatten gewinnen Sie nichts. Ich habe Ihnen gesagt, ich müsse über ihre Worte nachdenken, gewähren Sie mir Zeit, dies zu thun, nur bis morgen; morgen wollen

wir uns wieder sehen; aber nicht hier, nicht im Hôtel zum „Erzherzog Karl," an einem dritten Orte, in einem öffentlichen Garten, vielleicht im Belvedere! Ich setze Ihnen meine Ehre ein, daß uns dort, wo ich mit Ihnen über mein künftiges Schicksal sprechen werde, mein Gemal uns nicht überraschen soll. —

Es sei! Ich habe Mäßigung genug, um hier nicht weiter in Sie zu dringen. Sie setzen mir ihre Ehre ein, daß Sie das Belvedere mir zu liebe morgen besuchen werden; ich glaube Ihnen und halte Sie nun nicht länger mehr zurück. Zu welcher Stunde werden Sie in das Belvedere kommen?

Um sechs Uhr Abends. —

Darf ich Ihnen einen Wagen zur Verfügung stellen?

Ja; er soll mich in der Hafnergasse in der Leopoldstadt erwarten. Ich wünsche den Fiaker, der für mich bestimmt ist, durch ein rothes Tuch zu erkennen, das er um den Hals geschlungen hat.

Frau von Dural öffnete die Thüre und lauschte. —

Niemand ist auf dem Gange! sagte sie. Ich entferne mich eben so unbemerkt, als ich gekommen. Folgen Sie mir nicht! Adieu!

Wie ein Gespenst huschte sie davon.

Wer aus ihr klug werden könnte! sagte Jarosinski, als er allein war.

Ich würde sie anbeten, wenn sie nicht gekommen wäre! Und Frau Tusch, die vermaledeite Frau Tusch stand auf der Lauer! Was sage ich ihr? Wie vertheidige ich Fanny gegen die Krones? Ich weiß es nicht.

In diesem Momente trat das Stubenmädchen mit einem Armleuchter, auf dem sechs Kerzen brannten, herein, und setzte den Armleuchter auf den Tisch.

Ihr folgte Frau Tusch.

Das Stubenmädchen entfernte sich wieder.

Ich bitte um meine fünfzig Ducaten! redete Frau

Tusch Jarosinski an; ich habe die Wette gewonnen.

Sie haben sie nicht gewonnen, ereiferte sich Severin.

Nicht? Ei!

Frau Dural war es nicht!

Wie? Sie war es nicht?

Sie sendete eine Freundin.

Was Sie sagen!

Sie haben ihr unrecht gethan.

Ei, der Tausend!

Die zwanzig Ducaten sendete sie zurück, und ließ dem Baron Lodenski wissen, er möge es dem Himmel danken, daß Frau Dural den schändlichen Antrag ihrem Gemale nicht mitgetheilt, der würde sonst eine solche Beschimpfung blutig gerächt haben.

Frau Tusch sank auf ein Sopha und schüttelte sich vor Lachen.

Sie glauben es nicht!

O gewiß, versetzte Frau Tusch, so wie man einer Komödie glaubt, denn eine Komödie spielen Sie mir vor, und noch dazu eine, welche recht abgeschmackt erfunden ist. Rücken Sie heraus, mit den 50 Ducaten, den Preis meiner Wette! Sie haben übrigens ihr Ziel erreicht, dies ist allein 50 Ducaten werth. Ich gratulire.

Jarosinski spielte den Beleidigten.

O zürnen Sie mir immerhin! Ich mache mir nichts aus ihrem Zorne. Ich bedauere nur die arme Krones, diese halbtodte Person, verläßt ihren Curort Ihretwegen! Sie zu retten, kam sie hieher! Sie aber liegen nur noch fester in den verruchten Banden; die arme Krones kann den Tod von dieser ihrer fortgesetzten Verirrung haben.

Wir wollen zu ihr. Sie ist nicht so schonungslos ge-

gen ihre Nebenmenschen, wie Sie, Frau Tusch! — Krones soll Schiedsrichterin sein.

Ja, über das Märchen, das Sie ersonnen.

Nein, über die Wahrheit, mit der ich ihr dieses Rendezvous schildern werde. Kommen Sie; Therese wird uns erwarten.

Frau Tusch hörte nicht auf, Jarosinski zu necken, endlich traten beide den Weg in Theresens Wohnung an.

* * *

Als beide bei Theresen eintraten, rief ihnen diese entgegen:

Das sind Neuigkeiten! außerordentliche Neuigkeiten! — Während die Madame Dural mit Ihnen ein Rendezvous hatte, holte man ihren Mann aus dem Caffeehause und arretirte ihn als Betrüger und Erzgauner. Meine Madeleine hat diese Neuigkeit so eben von Herrn Rosch gehört, der Zeuge der Arretirung war.

Was sagen Sie da! rief Jarosinski. Treiben Sie einen Scherz mit mir?

Nein, nein, Ernst, und die Madame, welche nicht zu Hause war, wird überall gesucht. —

Therese, warnte Jarosinski, treiben Sie ihre Späße nicht zu weit.

Gehen Sie doch hinunter in das Gewölbe des Herrn Rosch! erwiederte Krones.

Das will ich auch! — Die arme Frau!

Er rannte fort, als ob ihm der Kopf brennte.

Der ist nicht zu curiren, bemerkte Frau Tusch.

Jetzt schon gar nicht! meinte Therese.

Frau Tusch rapportirte nun die Neuigkeiten aus dem schwarzen Adler.

Für so albern hätte ich ihn nicht gehalten! versetzte

Therese. Er ist ja verliebt wie ein Auerhahn, der nicht sieht und hört. —

Gewiß sucht er die Madame jetzt auf, wenn sie die Polizei noch nicht ergriffen hat.

Madeleine erzälte, sagte Therese, daß die Familie des verstorbenen Großhändlers, Dural und Frau förmlich des Diebstahls angeklagt hätte. —

Dergleichen wird doch den Grafen Severin auf andere Gedanken bringen.

Wer weiß! Es gibt Männer, die so verblendet sind, daß kein Licht der Welt ihnen mehr zur klaren Ansicht hilft.

Madeleine stürzte herein.

So eben, meldete sie, hat Graf Jarosinski, in einen Fiaker, den er vom Theater holte und in das Schrottgäßchen fahren ließ, eine verschleierte Dame aufgenommen, hat sich zu ihr in den Wagen gesetzt, und der Wagen hat den Weg nach der Stadt eingeschlagen.

Er hat sie aufgefunden! rief Frau Tusch.

Er bringt sie nun in Sicherheit, setzte Therese hinzu! Kommen Sie, Frau von Tusch, ich will heute noch nach Meidling. Ich will von dem Grafen und seinen Tollheiten nichts mehr hören!

Zwölftes Capitel.

Jarosinski erfuhr in der That durch Herrn Rosch die Bestätigung der Angaben, die Therese gemacht.

Wie rasend lief er in das Zollnersche Haus, erkundigte sich beim Hausmeister. Hier fand er neue Bestätigung.

Wenn sie nur nicht nach Hause käme, meinte die Hausmeisterin, oder wenn wir wüßten, welchen Weg

sie einschlägt, daß wir sie warnen könnten. Oben in ihrem Quartier sitzt ein Vertrauter; wie sie über ihre Schwelle kommt, wird sie ebenfalls arretirt.

Die arme Frau! kann gewiß wenig dafür, bemerkte der Hausmeister. Ihr Mann ist doch gar zu schlecht gewesen!

Jarosinski eilte fort. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. — Er stellte sich daher sechs Schritte vor dem Hausthore auf und wartete.

Langsam schritt eine dunkle Gestalt einher.

Jarosinsky eilte auf sie zu.

Die Gestalt war Madame Dural.

Ohne ein Wort zu sprechen, riß er sie mit sich fort. Er zog sie hastig durch die rothe Sterngasse, durch die Fuhrmannsgasse bis zu dem kleinen Gäßchen. —

Um Gottes willen! fragen Sie mich nicht immer, weshalb ich so ungestüm bin, flüsterte Jarosinski; sprechen Sie nicht laut! — Man sucht Sie, man will Sie verhaften, die Erben eines Großhändlers haben Klage geführt, Ihr Gatte wurde im Caffeehause arretirt.

Großer Gott! schrie Frau Dural laut auf.

Fassen Sie sich! Sie müssen fort von Wien. — Verweilen Sie hier nur fünf Minuten, ich schaffe einen Fiaker! — Ach mein Gott! Sie sind einer Ohnmacht nahe! Nur so viel Kraft behalten Sie, bis ich Sie in den Wagen bringe. — Kommen Sie hinter diesen Laternpfahl, zum Glücke ist die Leopoldstadt erbärmlich beleuchtet. Es kann Sie in diesen Straßen Niemand sehen. — Ich bin sogleich wieder hier.

In wenig Minuten rollte ein Fiaker heran.

Jarosinski wispelte dem Fiaker in die Ohren: „Nach Hütteldorf!"

Jarosinski setzte sich zu der unglücklichen Frau

in den Wagen, und nun sauste der Fiaker dahin, wie wenn seine Pferde Flügel hätten.

Der Fiaker war wieder Nr. 19, dessen Besitzer den Namen des „Unbändigen" heute mehr als je bethätigte.

Um zehn Uhr Nachts fuhr in das Wirthshaus des Herrn Bredermeyer in Hüttelsdorf ein Fiaker, dessen Pferde vom Schweiß trieften.

Jarosinski erhielt sogleich zwei Zimmer, eines für Frau Dural, das andere für sich.

Frau Dural sank beinahe ohnmächtig auf einem Sopha nieder.

Weinen Sie nicht! Zagen Sie nicht! Es kann noch Alles gut werden. Sie sind in Sicherheit! Ich werde morgen mit dem Frühesten nach Wien zurückfahren, und durch einen meiner Freunde mich erkundigen lassen, welch Los Ihr Gatte haben soll. —

O ich lasse Sie nicht von mir, bis ich über die Grenze bin.

Jarosinski machte große Augen.

Uiber die Grenze? sprach er.

Ja, ja! über die Grenze! Meines Mannes Los kann nur ein entsetzliches sein, er hat es zu arg gemacht. Ich warnte ihn oft! — Mich hat er in den Abgrund mit hineingerissen, an dem er so lange stand, mich kann nichts retten als die eiligste Flucht. —

Ja, wenn ich eine weite Reise mit Ihnen machen soll. —

Bis Hamburg, versetzte Dural.

So muß ich mehr Geld zu mir nehmen. Ich glaube nicht, daß ich mehr denn 60 Ducaten besitze und ein par Hundert Gulden in Banknoten. —

Ich habe Ihre 20 Ducaten noch, erwiederte Dural. Wir haben genug bis Hamburg. Ja, in meiner Wohnung hätte ich freilich viel Geld, allein in meine Wohnung kann ich nicht mehr zurückkehren.

Man wird ihre Wohnung durchsuchen, das Gold finden. —

Unmöglich! Ich verbarg es vorsichtig vor meinem Manne. Ich habe eine Parkett-Tafel aufgehoben und meine Schätze darunter verborgen.

Schätze nennen Sie, was Sie beseitigt?

Ja, es sind Schätze! Ich verbarg sie, weil ich längst an ein Entfernen von meinem Gatten dachte. — Ich habe 6000 Thaler in Tresor-Scheinen und mehr als 600 Friedrichsdor aus Berlin mitgebracht. — Alles ist nun verloren! O, ich unglückliche Frau!

Madame Dural schluchzte laut.

Um des Himmels willen, keine Exaltationen! Sie müssen sich in ihr Schicksal fügen. Besser ist es, sein Geld, als seine Freiheit vermissen. —

Ja, ja! Sie haben Recht! Daher verweilen wir diese Nacht nicht hier. Wir sind zu nahe bei Wien. Die Polizei wird mich gewiß mit Steckbriefen verfolgen. —

Mit Steckbriefen?

Ach, die Vergehen, welche man meinem Gatten vorhalten kann, sind zu groß, und ich! ich bin seine — Frau.

Eine verfluchte Geschichte! dachte Jarosinski, da bin ich schön angekommen, zuletzt arretirt man mich sammt ihr.

Fordern Sie ihren Fiaker auf, weiter zu fahren. Von der Poststraße ab, auf Nebenwegen in ein unscheinbares Dorf.

In der Nacht?

Gerade in der Nacht. Ich beschwöre Sie, mich tödtet die Angst. Sie sagten, wir befänden uns in Hütteldorf, das ist auf dem Wege nach St. Pölten, nicht wahr?

So ist es!

Da bleibe ich nicht, und über St. Pölten kann ich nicht fliehen.

Weshalb nicht!

Uiber St. Pölten auf keine Weise.

Kennt man sie dort?

Ich glaube. —

Man wird Sie nicht sehen. Sie drücken sich in den Wagen zurück. Sollen wir schnell über die Grenze, müssen mir auf der geraden Straße bleiben. — Wir müssen sogar Postpferde nehmen, und den Fiaker zurücksenden. — Morgen fahren wir nach Purkersdorf, ich kenne den Postmeister, lassen Sie mich machen und seien Sie unbesorgt. Heute Nacht können Sie ruhig schlafen.

Jarosinski hatte alle seine Beredtsamkeit aufzubieten, um Frau Dural zu beschwichtigen. Endlich wurde sie ruhiger und Jarosinski machte sie aufmerksam, daß sie Etwas zu sich nehmen müsse. Wir haben vielleicht morgen den ganzen Tag nicht Gelegenheit, uns zu Tisch zu setzen. Lassen Sie uns hier soupiren. —

Frau Dural willigte ein.

Jarosinski bestellte ein Abendmahl, so gut es zu haben war.

Was soll denn aus Ihnen werden? fragte Severin.

Aus mir? Ich lege mein Schicksal in ihre Hände. Ich klammere mich an Sie, wie ein Schiffbrüchiger an ein Brett.

Sehr schmeichelhaft! Aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich viel zu wenig Geld bei mir habe, um Sie auf einer weiten Reise begleiten zu können und lange bei Ihnen zu verweilen.

Geld werden Sie bald haben! Sie schreiben ihrem Kammerdiener nach Wien; der senhet Ihnen, was Sie wünschen, nach München, wohin wir auf diesem Wege

kommen müssen, oder nach Nürnberg, oder nach Hof, oder nach Dresden, kurz, welchen Ort Sie angeben —

Mein Kammerdiener ist nicht im Besitz meiner Cassa, ich müßte nach Warschau schreiben.

Nach Warschau? — Gut, Herr Graf, Warschau wäre mir ein noch angenehmerer Zufluchtsort! Hören Sie, reisen wir nach Warschau — dort halte ich mich für vollkommen geborgen.

Nach Warschau kann ich in diesem Augenblicke nicht gelangen, ich habe dort eine Frau. —

Gut! Mich kümmert aber ihre Frau nicht; Sie kümmert ja auch mein Mann nicht.

Ich muß auf alle Fälle nach Wien zurück; ich muß! Ich kann Wien nicht wie zu einer Spazierfahrt nach Hietzing verlassen. Ich habe eine Masse Geschäfte zu schlichten, und soll ich lange Zeit bei Ihnen bleiben, so muß ich mich für kurze Zeit von Ihnen entfernen. Am besten für Sie und mich wäre es, Sie bis zur nächsten Post zu führen, Sie mit der Post allein bis nach Salzburg reisen zu lassen.

Allein?

Sie werden ohne Gefahr dahin kommen, wenn Sie meinem Rathe folgen. In Salzburg kenne ich den Theaterdirector sehr gut, der verbirgt Sie, daß kein Mensch von Ihnen Etwas hört. In acht Tagen bin ich bei Ihnen und dann — für's ganze Leben!

Das thue ich nicht! Allein reise ich nicht!

Ich muß mir ja Geld schaffen, viel Geld, meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Wollen Sie mir die Mittel rauben, Sie erhalten zu können?

Stehen Ihnen denn nicht enorme Reichthümer zu Gebote?

Allerdings, aber in der Brieftasche trage ich sie nicht bei mir. —

Gut! Ich will Ihnen nachgeben und allein reisen, aber Sie versprechen mir, in Wien für mich etwas Großes zu thun.

Hinsichtlich ihres Gatten?

O! um den erkundigen Sie sich nicht, das würde Sie nur verdächtigen, — doch mein Geld retten Sie mir!

Wie ist das möglich? Gewiß haben die Gerichte, da ihre Flucht nun bemerkt worden sein dürfte, Ihre Wohnung bereits abgesperrt und ihre Zimmer versiegelt. —

Wie Sie das machen werden, um dennoch mir mein Geld zu retten, überlasse ich ihrem Scharfsinne. So viel sage ich Ihnen, ohne daß Sie mir 6000 Thaler in preußischen Tresorscheinen und 600 Friedrichsdor mitbringen, lasse ich Sie bei mir nicht vor.

Jarosinski besann sich einige Minuten, dann sagte er: Ich werde Alles aufbieten, ihren Wünschen zu entsprechen, nun aber begeben Sie sich zu Bette, ich ziehe mich in mein Zimmer zurück; wir müssen uns Beide morgen sehr früh auf den Weg machen. Schlafen Sie recht wohl, und fürchten Sie nicht, daß Ihnen etwas Ungünstiges begegnen könne.

Er entfernte sich und begab sich auf sein Zimmer.

Als er allein war, sagte er für sich:

Ich bin geheilt! Gott sei Dank! Endlich sind mir die Schuppen von den Augen gefallen! Was ist das für ein entartetes Weib, und welche Vergehen hat sie schon auf sich geladen! Beim Himmel! Sie ist so verworfen, wie ihr Mann! Und für welchen Idioten hält sie mich! — 6000 Thaler in Tresorscheinen und 600 Friedrichsdor braucht sie, und diese soll ich mitbringen oder ni[illegible] mehr vor ihr erscheinen!

Jarosinski mußte laut lachen.

Ich muß in der That in ihren Augen als der dümmste

Tölpel erschienen sein, daß sie mich auf so plumpe Weise noch ferner zu prellen für geeignet hält. — Nein, Madame, so entsetzlich bornirt sind wir nicht! Sie haben zwar ein wundervoll schönes Gesicht, ein par Augen, wie sie nur Rubens malte, aber sie sind eine gemeine — Buhldirne. Bis nach Purkersdorf will ich sie führen, dort ihr all mein Geld geben, das ich bei mir habe, ihr auch noch nach Salzburg ein Sümmchen senden, aber dann Adieu, Madame! Für immer Adieu! — Das Erste, was ich in Wien zu thun habe, ist, mich vor Theresen reumüthig hinzustellen, sie um Verzeihung zu bitten, und laut zu bekennen, daß Madame Dural eine Person ist, ganz so, wie Therese und die Tusch sie mir schilderten.

* * *

Am andern Morgen um fünf Uhr ließ Jarosinski Frau Dural wecken, die ganz ruhig geschlafen zu haben schien.

Es wurde ein Frühstück eingenommen, und nun fuhr Nr. 19 rasch mit Jarosinski und der „schönen Berlinerin" nach Purkersdorf. Dort schluchzte Frau Dural abermals, als er sie in die Postchaise hob, erschien aber sogleich ganz getröstet, als Severin ihr seine ganze Barschaft übergab.

In Salzburg erwarte ich Sie, lispelte Frau Dural.

Ja, ja, in Salzburg! gab Jarosinski zurück, und trieb den Postillon an, recht schnell zu fahren.

Der gehorchte auch, und rasch ging es von hinnen.

Als Jarosinski wieder den Fiaker bestieg, sagte der Inhaber desselben:

Euer Gnaden, darf man nicht wissen, wohin die Preußin reist?

Ich weiß es nicht, antwortete Severin.

Es wird gut sein, wenn sie geschwind davon kommt.

Von der weiß ich Geschichten! Euer Gnaden, das ist Eine!

Mir zu liebe sprich nicht von ihr, und sage auch Niemanden, welchen Weg sie eingeschlagen hat. — Wir Beide wollen nicht Schuld sein, wenn ihre Flucht vereitelt wird!

3300 Ducaten sind fort! sagte Jarosinski, als er auf dem Wege nach Wien zurück fuhr. Dieses mein Letztes hat mir dieses Weib und ihr schmählicher Mann geraubt. — Aber wer wird jetzt borgen? Ei, ich habe ja noch den Abbé Plank!

Dreizehntes Capitel.

Jarosinski war durch sein letztes Liebesabentheuer so sehr vom Gelde entblößt, daß er bei dem Eintritte in seine Wohnung, seinen Bedienten ansprechen mußte, ihm zu leihen, was er eben besaß.

Der arme Teufel gab ihm, was er hatte und zwar mit Thränen in den Augen, weil er deutlich sah, daß es mit seinem Herrn ein klägliches Ende nehmen müsse.

Ich glaube gar, Kerl, Du weinst, grollte Jarosinski.

Ich muß weinen, antwortete der Diener, keine Aussichten, Herr, immer tiefer sinken, ich mir noch das Leben nehmen, nicht aushalten können, so viel Erniedrigung. —

Welche Erniedrigung?

Ach, fuhr der Diener fort, viele Leute dagewesen, die Geld wollten, Schneider, Schuster, Kaufmann, welcher Damenstoffe der Frau von Tusch auf Grafen Anweisung geliefert. —

Auf meine Anweisung? Was ich noch immer der

Frau Tusch, und den andern Damen geschenkt, habe ich bar bezahlt. —

Frau Tusch sich viel ausgesucht für Fräulein Krones und Fräulein Laura; Frau Tusch gesagt, Graf bezahlen Alles, Note beträgt 1200 fl., Kaufmann will Geld, Frau Tusch ihn gesendet, Graf müssen zahlen. —

Ei! da soll ja gleich das unverschämte Weib der Teufel holen! —

O die nicht lange so unverschämt, wie Frau aus Preußen und ihr Mann.

Was ist's mit diesen?

Bei dem Juwelier H.... genommen haben Collier und Armbänder, und Mann Brillant-Ring.

Was geht das mich an!

Doch angehen! Alle Welt wissen, daß Graf, Geliebter sein von Frau; Graf dem Juwelier selbst in Theater-Credenz erzählt und gesagt, Madame spröde sein, aber doch ans Ziel kommen, durch Geschenke von Werth ans Ziel kommen müssen. —

Bei meiner Ehre! das habe ich dem H.... gesagt, aber was folgt daraus?

Daß Graf bezahlen müssen!

Habe ich dem Manne geheißen, der verdammten Preußin, und ihrem Gatten auch nur einen goldenen Fingerring zu borgen?

Ja, auch dies! Juwelier behauptet es. Juwelier, Grafen einmal gefragt, wenn Preußin Geschmack finden sollte an Goldsachen, und Mann an Brillantsachen, ob ihnen geben dürfen? — Graf geantwortet, wie Juwelier sage, Graf bezahle, was Frau und Mann sich wählen, dann geben dürfen. —

Höll und Teufel! Ja, ich sagte es, aber nur so hingeworfen.

Juwelier es gut aufgenommen.

Und ist das lange her, daß er diesem Gaunervolke werthvolle Sachen gegeben?

Gleich anfänglich der Bekanntschaft des Grafen mit Frau.

Und der Juwelier meldete mir kein Wort davon?

O hätte noch länger geschwiegen! Aber Preuße eingezogen worden, Frau auf und davon! — Beide Diebsvolk! Einen Großhändler betrunken gemacht, Schlag getroffen bei dem Diebsvolke, dann dem Großhändler Uhr, Dose, Ringe, Brieftasche, Börse geraubt — Scandal gewesen, Zuchthaus drauf — Juwelier nun fürchten, sein Geld verlieren, und nun begehren! — Graf nun bezahlen, oder noch mehr Scandal!

Was für Scandal? Mir ein Scandal? Hat der Juwelier etwas Schriftliches? Habe ich mich verbürgt? — Wenn dieser Mann so unbesonnen ist, auf bloße obenhin gesprochene Andeutungen, kostbare Waaren dem ersten Besten hinzugeben, bin ich da verpflichtet zu bezahlen? — Der Narr hätte sein ganzes Waarenlager diesem Gesindel ausliefern, und dann das Geld dafür von mir begehren können, wäre ich schuldig, es zu berichtigen?

O Juwelier ohnehin vorsichtig gewesen sein, und nur dies gegeben! Was später noch Mann und Frau ausgesucht, nicht mehr gegeben. —

So? — Das spricht ja für mich!

O nein, Juwelier gesagt, wohl noch mehr gegeben, aber Juwelier erfahren, Graf Jarosinski selbst in Schulden bis über die Ohren. —

Ei, du verfluchter Juwelen-Trödler! Das will ich dir gedenken! Nun sollst du gewiß keinen Heller erhalten.

Juwelier sich nicht fürchten! Zuerst Grafen klagen und auf einen Eid treiben, daß Graf Juwelier auf Anfragen gesagt, nur Kostbarkeiten hergeben, dann aber

Gräfin und Schwiegervater schreiben und beiden Bericht geben, wie Graf in Wien leben und praſſen und verſchwenden und ſpielen und lüderliche Frauenzimmer „aushalten,“ und Frau und Kinder und ehrwürdigen Schwiegervater durch ſchlechten Wandel und tolles Treiben kränken, ſchänden und —

Daß der Satan Dir die Zunge im Munde zu Stein werden laſſe, Du nichtswürdiger Läſterer! – Du wagſt es, mir ſolche Botſchaft zu hinterbringen?

Muß! Muß! Herr muß! — Herr erfahren ſollen, was Leute reden — Herr endlich! endlich! Raiſon annehmen! Herr umkommen müſſen auf dieſem Wege. —

Bring' mir die Knute, Schuft! ich ſchlage Dich todt! Elender, undankbarer Wicht! Wähnſt Du, weil Du mir ein par Ducaten geliehen, ſo dürfteſt Du mir Schimpf und Schmach ſo ungeahndet an den Kopf werfen? Da haſt Du Deine Bettelpfennige, ich brauche nichts von Dir, und nun packe die Knute aus, Beſtie, ich will Dich treffen, daß Dir Dein Läſtermaul krampfhaft zufallen ſoll, und Du es nicht mehr aufmachen wirſt, ſo lange Du lebſt!

Herr, wenn ich nicht mehr reden können, doch eine Stimme in Ihr Ohr dringen, Stimme von Gräfin. Hier ein Brief angekommen! — Adreß ganz verwiſcht; Gräfin gewiß geweint, wie Brief geſchrieben, Brief ausſehen, als wenn Regen darauf gefallen, Graf Brief leſen, ich indeß ſuchen — Knute!

Der Diener entfernte ſich.

Jaroſinski erbrach den Brief nicht ohne inneres Beben.

Er kannte die Art ſeiner Frau, Briefe zu ſchreiben. Sie wählte nie ein unzartes Wort, und dennoch brannte ihn jedes Wort, wie geſchmolzenes Blei.

Soll ich dieſen Brief jetzt leſen? fragte er ſich ſelbſt,

oder soll ich dem Schurken erst Arm und Bein zu Scherben brechen? — Ihr Lamento wird mich weich machen! Eben, weil sie mir nie hart, nie roh, nie beleidigend begegnet, verwundet sie mich um so tiefer. — Ich will nur den Anfang lesen:

„Lieber, theuerer Severin!"

„Du schreibst mir nicht selbst, sondern läßt deinen Diener an mich schreiben —"

Zum Teufel! Was ist das wieder? Was hat sich der Bursche unterstanden? — He, Jazeck, komm doch her! Auf der Stelle komm her!

Da bin ich schon, Herr, sagte der Diener, und hier ist auch die Knute.

Was lese ich hier? verfluchter Hund; Du hast an meine Frau geschrieben?

Ja, Herr!

Ohne meine Erlaubniß?

Ja, Herr!

Da soll Dich ja die Erde verschlingen.

Hier ist die Knute, Herr. —

Du hast mich wohl gar verläumdet?

Ja, Herr!

Und Du sinkst nicht vor mir in die Knie und bittest um Dein Leben?

Nein, Herr!

Jarosinski nahm die Knute und schwang sie mit furchtbarer Wuth.

Ich mich ausziehen, Herr.

Verleumdet hast Du mich? Sag' es noch einmal! Verleumdet?

Ja, Herr, verleumdet, aber im guten Sinne, über Herrn gelogen, der Frau Gräfin geschrieben, daß Graf sich gebessert, gut sind, sparsam sind, sich nach Hause sehnen, nach Frau und Kinder sehnen, nach Schwiegervater sehnen, nnd guter Gatte, guter Vater sein

warden. Stark verleumdet haben ich Grafen, denn Alles dies nicht wahr sein! — Nur Eins wahr sein, geschrieben, daß Graf kein Geld haben und nicht heimreisen können, weil kein Geld —

Das wollen wir sogleich sehen; meine Frau wird ja Deinen Brief beantworten.

Jarosinski las weiter:

„Ich danke deinem Diener, daß er mir schrieb, so „erhalte ich doch einen Brief von Jemand, der Dir „nahe ist.

„Dein Diener wird nicht müde, Dich zu loben. Er „schildert mir Deine Sehnsucht nach mir und meinen „Kindern, er schildert mir Dein Heimweh. Dein Die„ner hat mich nie belogen und ich war schon gestimmt, „ihm zu glauben, da trat mein Vater zu mir heran. „— Er hatte auch einen Brief über Dich aus Wien „empfangen, einer deiner besten Freunde schrieb an „ihn. — Ach, Severin, laß mich nicht wiederholen, „was einer deiner besten Freunde meinem Vater „geschrieben! — Severin, wenn die Hälfte von der „Hälfte von dem wahr ist, was dieser Freund schreibt, „so werde ich Dich nicht mehr sehen. Entweder wider„fährt Dir ein Unglück — ein großes Unglück — oder „mein Vater dringt darauf, daß wir geschieden wer„den, geschieden auf immer! Unsere Kinder sind „ihres Großvaters einzige Erben. Will ich der Kin„der Zukunft nicht vernichten, so muß ich meinem Va„ter gehorchen, Dich meiden auf ewig! — Ge„horche ich nicht, so wird meine Schwester Sidonia „Universalerbin und unsere Kinder sind Bettler. — „Dein Diener schreibt, Du benöthigst Geld. — Geld „habe ich nicht, Du weißt es. Dein Bruder ist in „Warschau, deinem Verwalter ist von der Regierung „aufgetragen worden, deine Einkünfte zurückzubehal„ten, weshalb weiß ich nicht. Ich habe den Verwalter

„gebeten, meinem Vater von dieser Regierungsmaß-
„regel nichts zu sagen. — Mein Vater aber gibt Dir
„kein Geld und will nichts von Dir wissen! — Um
„dennoch Etwas für Dich zu thun, Etwas, das in mei-
„nen schwachen Kräften liegt, da mich mein Vater
„förmlich bevormundet, und mir seit jenem Briefe von
„deinem „Freunde," sogar die Wirthschaftsgelder
„nicht mehr in Händen läßt, — sende ich Dir beikom-
„mende Anweisung. Gräfin Uschevska gab sie mir
„in meiner Noth für Dich; erhebe das Geld für die
„Anweisung bei dem Banquier H....., sie lautet auf
„200 Ducaten; mit diesem Gelde reise sogleich ab, wirf
„Dich meinem Vater zu Füßen; ich und meine Kinder
„wollen seine Knie umklammern und ihn mit Dir so
„lange bitten, so lange vor ihm weinen und flehen, bis
„er Dir verzeiht. Gott sei mit Dir!

„Noch Eins, das Schrecklichste! Im größten Jam-
„mer, den ich erlebte, kam ein Jude zu mir und brachte
„einen Wechsel, auf den Du — — — meinen Na-
„men geschrieben hast. — Ich konnte den Wechsel
„nicht bezahlen, die Drohungen des Juden waren
„entsetzlich. Ich wußte keinen Ausweg! — Ich gab
„daher dem Juden einen Wechsel auf die dreifache
„Summe, auf eine andere Art verstand er sich nicht
„zu warten und seine Drohungen unerfüllt zu lassen.
„Unter diesen Wechsel setzte ich wirklich meinen Na-
„men! — Sei nun nicht mehr in Angst, Du Aerm-
„ster, Du leidest ja ohnehin gewiß sehr viel! —

Deine Theophila."

Am 25. November 1826.

Herr, sagte Jazeck, ich noch immer warten auf Züch-
tigung. Hier sind die Knute. —

Geh hinaus! entgegnete Jarosinski, ich füge
Dir kein Leid zu. —

Jazeck folgte dem Befehle.

Als Jarosinski allein war, betrachtete er den Brief in großer Bewegung.

Vom 25. November! sagte er für sich. Das unglückliche Schreiben muß über sechs Wochen auf der Post liegen geblieben sein. Heute ist der 9. Jänner! — Ich danke dem polnischen Postbeamten für seine Saumseligkeit; die Hiobspost kommt immer noch früh genug!

Er ging mit raschen Schritten in seinem Zimmer umher.

Die Regierung verbietet meinem Verwalter mir Geld zu senden! Sie muß also schon erfahren haben, daß ich Staatsgelder in Warschau erhoben. Sie hat bereits den ersten Act von dem Trauerspiele, das sie mit mir in die Scene setzen will, begonnen; — den zweiten Act kann ich nicht abwarten!

Von Hause habe ich nichts zu hoffen! Nichts von meinem Weibe, nichts von meinem Schwiegervater, nichts von meinem Bruder, der, wenn er auch daheim wäre, mir keinen Kopecken senden würde! — Der saubere Freund, der über mich so grausam berichtet, der mich, wie Franz Moor seinen Bruder Karl, um jede Hilfe aus dem väterlichen Hause, betrogen hat, wer mag er sein! Es sind viele Polen in Wien, die sich meine Freunde nennen, wer von ihnen mag mir diesen Liebesdienst erwiesen haben! Gewiß Ladislaus Salinski! — Er war immer falsch gegen mich, er grollte mir immer in seinem Herzen! Ich habe ihm im Jahre 1816 die schöne Leontine Kapinski abwendig gemacht; das kann er nicht vergessen, — und nun rächt er sich! —

Was nun beginnen! Immer und immer ruft mir eine Stimme zu: nur Abbé Plank kann Dir helfen! — Wenn er mir aber nicht hilft! Wenn er mir kein Geld gibt! — Was dann? —

Ich wohne hier bei einem reichen Manne; soll ich mich diesem anvertrauen? — Er war einmal ein Kaufmann,

die Kaufleute sind alle behutsam, wenn sie borgen sollen und ich will viel von ihm borgen! — Ich habe der Regierung 5000 Ducaten zu ersetzen! — Wer wird mir, dem Fremden, 5000 Ducaten geben? — Wenn ich, diesen Betrag etwa von mehreren entlehnte, von fünf, zehn, zwanzig Personen; von Wucherern! —

Mit tiefem Schmerze setzte Jarosinski hinzu: „Ach mir gibt kein Wucherer einen Heller mehr! — Plank muß Geld geben, Plank muß! Dabei stampfte er wild mit dem Fuße und riß in großer Aufregung das Fenster auf, so kalt und stürmisch an diesem Tage auch die Witterung war. —

Als er sich für einige Augenblicke erholt hatte, fuhr er sich krampfhaft in die Haare und rief seinem Diener.

Jazeck trat ein.

Hat Therese Krones während meiner Abwesenheit nicht zu mir gesendet?

Frau Tusch dagewesen; seit gestern wieder in Wien. Fräulein Krones wieder gesund. Fräulein Krones fragen lassen, wie Graf sich befindet. —

Ich will zu ihr. Vorher will ich aber diese Anweisung von meiner Frau, zu Geld machen.

Gib mir meinen Pelz.

Der Bediente brachte ihn.

Gehe nicht aus dem Hause, ich könnte deine Dienste dringend benöthigen. Warte auf mich.

Jarosinski eilte nach der Kärntnerstraße, in welcher der Banquier, an den er gewiesen wurde, wohnte. Bei diesem zeigte er seine Anweisung vor, konnte jedoch die 200 Ducaten nicht erheben, weil die Cassa noch kein Aviso hatte und der Banquier selbst nicht zugegen war. —

Die Worte des Cassiers: Jarosinski möchte am nächsten Tage wieder kommen, fielen ihm schwer aufs Herz; er war nicht Herr eines Pfennigs; seinen Die-

ner wollte er um Geld nicht mehr ansprechen; er befand sich also in einer Lage, die zum Verzweifeln war.

Er eilte nach der Jägerzeile.

Er trat bei Theresen ein.

Gott sei Dank! rief ihm diese entgegen, so sind Sie doch noch einmal zu sehen. In meiner Angst über Sie, machte ich mir schon allerlei Gedanken. Entweder sind Sie mit der Abenteuerin über alle Berge, dachte ich — oder man hat das schändliche Weib in ihrer Gesellschaft gefunden und Sie sammt ihr verhaftet!

Mich verhaftet? fuhr Severin auf, Sie vergessen, wer ich bin! Ich glaube, daß der Graf Jarosinski ein Verbrechen begehen könnte und kein Gericht der Welt würde es wagen, nach ihm die Hände auszustrecken. —

Das mag bei Ihnen in Polen möglich sein, aber bei uns gibts für den Verbrecher keine Ausnahmen. — Nun was ist denn geschehen mit der schönen Berlinerin?

Sie ist fort!

Und hat sie endlich ihre Treue, ihre Anhänglichkeit, ihre Liebe belohnt? War es der Mühe werth, daß Sie ihr Tausende und Tausende an den Hals warfen?

Nichts mehr von ihr! Sie ist das schändlichste Weib unter Gottes Sonne. Ich bitte Sie und Frau Tusch um Verzeihung, meiner Verblendung wegen.

Haben Sie sich überzeugt! — — Hören Sie, was geschehen ist, als Sie, wie mir mein Stubenmädchen erzälte, mit ihr entflohen waren. — Ich muß jedoch vorausschicken, daß ich nun genau weiß, was jene Abenteuerin verbrochen hat, und weshalb sie in die Hände der Gerechtigkeit hätte fallen sollen.

Sie wissen bereits, fuhr Krones fort, daß Frau Duval sich von einem Banquier den Hof machen ließ. Es geschah, wie bei allen solchen Gelegenheiten, auch

bei Ihnen, mit vollkommener Zustimmung ihres Gatten. Es waren immer dieselben Manövres in Berlin, in Wien, und wo sonst noch das saubere Ehepar seine Netze für verliebte Leute aufrichtete. Es mußte gerade nicht eine Hauptstadt sein, auch in kleinen Städten, in Badeorten, sogar auf dem Lande wurden — Gimpel gefangen. St. Pölten kann ebenfalls ein Geschichtchen erzälen, dort wurde ein Cassabeamter so pfiffig umgarnt und gerupft, daß er über eine Deffraudation seine Anstellung verlor.

Darum wollte sie nicht dahin! fiel Jarosinski Theresen ins Wort. —

In St. Pölten kennt die Madame jedes Kind; sie darf das Weichbild dieses Städtchens nicht berühren, es würden dort sonst die Frauen, welche da wohnen, das gewissenlose Weib mit Steinen werfen.

Der Banquier, erzälte Therese, fand endlich ein Haar in der Speise. — Er blieb aus dem Hause weg, aber kaum von Herrn und Frau vermißt, wurde er durch heuchlerische Briefe beschworen, nur noch ein Mal einen Abend bei ihnen zuzubringen. Madame lud ihn zu einem Souper ein. — Bei diesem Souper wurde der alte Mann berauscht. Was ihm das abscheuliche Weib in den Wein gemischt haben mochte, wird wohl die eingeleitete Untersuchung zu Tage bringen. — Der Banquier verlor bei dem Gelage sein Bewußtsein, und als er nicht mehr Herr seiner fünf Sinne war, beraubte man ihn förmlich. In diesem Zustande, den Banquier für betrunken ausgebend, wurde er aus der Wohnung der Frine geschafft. Daß ihn auf der Stiege vor einer Wohnung im Erdgeschosse, der Schlag rühren würde, das vermutheten die entsetzlichen Leute freilich nicht, aber es geschah. Man fand den Banquier todt vor der Wohnung des Kriegscommissär Meisl, desselben Meisl, den Sie als Theaterdichter kennen.

Meisl ließ schnell einen Arzt rufen. Es fehlte an keinem möglichen Wiederbelebungsversuche, es war aber alles vergebens; der Banquier war todt. Meisl machte sogleich eine Anzeige bei der Polizei, und da er schon längst das Treiben der Madame im dritten Stocke und ihres schmählichen Gemals ins Auge gefaßt, auch ein Dutzend der allerliebsten Histörchen von diesem Gesindel in Erfahrung gebracht hatte, theilte er seine Vermuthungen der Behörde mit und ließ auch die Familie des Banquiers in Kenntniß hievon setzen. — Die Familie wußte genau, was der Banquier bei sich gehabt. Er ward ohne Ringe, Uhr, Dose, Börse, Brieftasche gefunden. Man beobachtete die Gauner nun genau. Endlich erhielt die Behörde von einem Goldarbeiter die Mittheilung, daß ihm eine Dose ganz so wie die vermißte, zum Verkaufe vorgekommen. Man spürte dem Verkäufer nach, und siehe da, es war der Herr Doctor aus Preußen, aus dem Zollnerschen Hause; man verhaftete den Dieb. Von dem Uibrigen sind Sie bereits in Kenntniß gesetzt.

Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen, erwiederte Severin. — Ich kann nicht begreifen, wohin diese Menschen das Geld gebracht haben, das sie seit Langem zusammen gestohlen. —

Das weiß man bereits. Sie haben Alles, was sie durch Raub, Hinterlist und Ränke gewannen, nach Hamburg gesendet. Dahin wollten sie auch fliehen, wenn ihr Reich in Wien zu Ende. — Die Schätze, welche sie dem Banquier genommen, müssen aber noch in Wien sein, vielleicht in ihrer Wohnung verborgen. —

Da fällt mir ein, entgegnete Severin, was die entartete Frau mir auf ihrer Flucht vertraute. Sie nannte eine große Summe, die sie unter einer Parkett-Tafel verborgen. So wäre doch etwas Wahres an dieser Sache! —

O, gewiß! Man hat auch die Wohnung bereits untersucht, doch nichts gefunden. Unter einer Parkett-Tafel? sagen Sie, Herr Graf, wären Schätze verborgen; es ist mir lieb, dies zu erfahren; ich will hievon sogleich Jemand eine Mittheilung machen, welcher sie am gehörigen Orte anbringen soll. —

Wie? Sie könnten sich mit derlei Dingen befassen? Solche Sachen muß man der Behörde überlassen, die sie zu ermitteln hat. —

O nein, auf derlei Dinge muß jeder ehrliche Mensch reflectiren. Wer das Verbrechen verabscheut, muß auch dazu beitragen, daß dasselbe bestraft werde. Daß unter einer Parkett-Tafel noch Schätze, die dies Gaunervolk vergraben, zu finden seien, bringe ich noch heute zur Kenntniß der Behörde, wenn auch nicht auf directem Wege. —

Aber man wird fragen, woher Sie dies wissen, man wird nachforschen, endlich wird man mein Verhältniß mit diesem Weibe erfahren — das compromittirt mich. —

Therese lachte hier laut: Ihr Verhältniß mit diesem Weibe! Wähnen Sie, dies habe man nicht schon lange gewußt? — In Meidling haben es mir die Spatzen auf dem Dache täglich vorgesungen, und Sie meinen, in Wien wüßten es die Leute nicht? — Man weiß Alles, man weiß auch, daß Sie zu mir kommen, daß Sie mir den Hof machen; was liegt daran! — Das ist kein Verbrechen, höchstens ist es nicht schön, aber was nicht schön, ist deshalb noch nicht schlecht, doch stehlen, rauben, betrügen, Gauner-Kniffe treiben, das ist schlecht, das muß aufkommen, das muß bestraft werden, und ich biete meine Hände dazu.

Wie Sie wollen! antwortete Jarosinski unwil-

lig, dem jede Berührung mit einem Gerichte unangenehm war.

In diesem Augenblicke trat der Theaterfeldwebel herein, machte seine Referenz, und überbrachte der Krones die Wochengage. Es war bei dem Leopoldstädter Theater so üblich, daß den ersten Mitgliedern an jedem Freitage ihre Gage durch den Theaterfeldwebel zugeschickt wurde.

Herr von Nußböck, sagte der Feldwebel, laßt sich empfehlen und sendet hier 80 fl. —

Ich danke, erwiederte Therese.

Der Feldwebel entfernte sich wieder.

Jarosinski betrachtete mit wahrer Begierde die Banknoten.

Wie viel beträgt Ihre Wochengage? fragte Jarosinski.

Achtzig Gulden, versetzte Krones.

Brauchen Sie diesen Betrag? fragte Jarosinski wieder.

Weshalb fragen Sie?

O leihen Sie mir diese 80 fl. nur bis morgen!

Mit Vergnügen.

Ich habe eine Geldanweisung von meinen Gütern erhalten und der Banquier bezahlt sie mir erst morgen aus. — Morgen bringe ich Ihnen diesen Betrag wieder. Ich bin ganz blank, die verwünschte Preußin hat mich total geplündert!

Haha! lachte Therese. Das ist allerliebst! Ich muß Ihnen Geld geben, weil Sie meine Nebenbuhlerin ausgesogen hat. — Da, nehmen Sie das Geld, ich habe es mir durch mein kleines Talent erworben, halten Sie es aber in Ehren, ich habe es mir sauer verdient.

(Diese Worte sprach Krones wirklich zu Jarosinski. Sie hatte sich diese 80 fl. in der That „sauer,"

wie man zu sagen pflegt, verdient, denn sie mußte Komödie spielen und war doch noch schwach und leidend.)

Jetzt, sprach Jarosinski, will ich zum Diner mich begeben. Ich werde bei Widtmann speisen und nach Tische meinen alten Lehrer besuchen. —

Den Abbé Plank? O grüßen Sie mir doch den ehrwürdigen Priester herzlich. Diesen Geistlichen könnte ich wie einen Vater lieben. Sein edles Gesicht, sein würdevolles Wesen, nimmt so für ihn ein, daß man ihn lieben muß. Sagen Sie ihm, ich sehne mich darnach, ihm die Hände zu küssen und um seinen Segen zu bitten.

Das will ich ihm hinterbringen. Es wird ihn herzlich erfreuen.

Jarosinski verabschiedete sich.

Als er bei Widtmann eintrat, fand er die Gesellschaft junger polnischer Edelleute, die so häufig hier speisten, nicht.

Es verstimmte ihn anfänglich, denn an einen derselben, den Herrn von Tasalinski dachte er, als er seine Freunde sich ins Gedächtniß rief, und hoffte, daß dieser ihm vielleicht eine Summe borgen würde; dann aber schien er vergnügt, daß weder Tasalinski, noch irgend ein Landsmann zugegen war.

Es ist ein wahres Glück! sagte er, für mich, daß die Polen heute nicht hier speisen. Ich komme nun nicht in Versuchung von Tasalinski oder einem Andern, Geld zu verlangen. Lieber sterben, als diese Leute um Gefälligkeiten bitten. Entweder sind sie geizig, mißtrauisch oder schwatzhaft. Sie leihen nicht einen Heller her, erzälen es aber aller Welt, daß man sie angesprochen. Zuletzt könnte mich das Unglück treffen, daß ich mich an den wendete, der mich bei meinem Schwiegervater so schwarz angeschrieben! Da wäre ich dann

erst recht zu beklagen. Nein, nein, es ist gut so; ich danke dem Himmel, daß es heute nicht möglich ist, mich meinen Landsleuten anzuvertrauen. Alles, was ich unternehme, führt mich zu Abbé Plank! Ja, es ist beschlossen. Er soll mein Helfer in der Noth sein. Ich will an Niemand mehr denken, als an ihn!

Vierzehntes Capitel.

Jarosinski nahm den Weg nach der Annagasse. Abbé Plank wohnte in der Annagasse Nr. 948, im vierten Stocke, zur „eisernen Birne."

Auf dem Wege zu seinem ehemaligen Lehrer, überlegte er, wie er sein Anliegen vorbringen wolle.

Daß ich in Bedrängniß mich befinde, sprach er für sich, darf ich dem Abbé nicht eingestehen. Ich habe ihm gesagt, ich sei ein sparsamer Mann geworden. Er wird mir dies zwar nicht glauben, da ihm Tusch und Krones, als sie mich bei einem frugalen Mahle, bei dem der Abbé von mir geladen wurde, überraschten, gerade das Gegentheil sagten. Von einer momentanen Geldverlegenheit kann ich auch nicht sprechen — ich — ich — doch wozu zerbreche ich mir den Kopf! — Vor allen Dingen muß ich den Abbé erst sondiren.

Jarosinski trat bei dem Abbé ein.

Der Abbé saß an einem Tischchen und las.

Als er Severin erblickte, war er sehr erfreut. Er stand auf, ging ihm entgegen, umarmte ihn und sprach:

Seien Sie mir willkommen. Es ist mir lieb, daß Sie Wort halten und mich wieder besuchen. Nun, guter Graf, wie leben Sie? Was treiben Sie? Was macht Fräulein Krones?

Ich sehe sie nur selten, entgegnete Jarosinski,

müssen Sie und ich solchen Eventualitäten aus dem Wege gehen.

Ich habe so eben wieder eine Geldanweisung von meinem Verwalter erhalten. Ich werde sie morgen bei meinem Banquier erheben und den Betrag Nutzen bringend anlegen. — Was sagen Sie zu der Idee, Geld auf Leibrenten hinzugeben?

Dergleichen halte ich für frevelhaft! Gesetzt, ich würde Ihnen eine Summe auf Leibrenten überlassen, so müßte ich mit Betrübniß voraussetzen, daß Sie, so gut Sie sind, meinen Tod sehnlichst herbei wünschen würden.

Dies würde ich nicht; im Gegentheil, ich würde Ihnen Ihr Capital so hoch verzinsen, daß Sie nun erst recht vergnügt leben und Ihre Tage verlängern könnten.

Ich? Der einfache Mann, der nur deshalb, so alt geworden und so gesund geblieben, weil ich höchst frugal gelebt. —

Das meine ich nicht, ich denke mir vergnügte Tage auf eine andere Weise. Tage, an welchen Sie die lästigen Schüler nicht mehr sehen, nicht mehr im Sommer in der engen Stadt, nicht mehr in einer Wohnung im vierten Stocke bleiben, nicht mehr im Winter bei dem schlechtesten Wetter aus dem Hause gehen müßten.

Das wäre mein Tod. Gerade meine Schüler sind meine Erholung, gerade der vierte Stock gibt mir die frischeste Luft; gerade mein Beruf zwingt mich bei gutem und schlechtem Wetter täglich Bewegung zu machen. Nein, nein, Graf, Leibrenten wären nichts für mich. Endlich würde ja die fromme Bestimmung meiner Sparpfennige ganz wegfallen; das Capital würde nicht mehr wohlthätigen Zwecken, sondern Ihnen oder einem Andern, der mir die Renten auswirft, zufallen, und dies würde ich um keinen Preis eingehen.

Ich bin vergnügt, daß Sie mir ihre Ansicht mittheilten. Ich will auch den Antrag, auf Leibrenten Geld zu geben, ablehnen.

Sie haben ja Kinder, Sie könnten auf Leibrenten nie eingehen: Was will man denn von Ihnen haben?

80,000 fl. —

Das ist viel Geld! Und welche Rente soll Ihnen dafür zufallen?

Jährlich 12,000 fl.!

Das sind 15 Procent. Und Sie sind noch nicht vierzig Jahre alt! Der Ihnen diesen Antrag gemacht hat, muß ein Narr oder ein Betrüger sein. Sie können bei Ihrer Constitution sehr leicht, 70 bis 80 Jahre alt werden. Wenn Ihnen Ihr Contrahent nur durch 30 Jahre 12,000 fl. bezahlt, so macht dies in 30 Jahren 360,000 fl. aus! — Nein, nein Graf, lassen Sie sich hierauf nicht ein; Ihr Mann will Sie betrügen oder er hat noch Etwas Schlimmeres vor, er will Ihnen etwa gar nach dem Leben trachten.

Er hypothecirt die jährlichen 12,000 fl. auf eine seiner Herrschaften.

Zugegeben! Ihr Leben selbst hypothecirt er nicht. Wenn er Ihnen auch nicht Gift beibringt, oder Ihnen auf andere Weise das Leben verkürzt, so verwickelt er Sie in einen Proceß, bei dem Sie Kummer und Galle verzehren! Nein, nein, nichts von Leibrenten!

Jarosinski saß wie vernichtet da. Seine letzte Hoffnung scheiterte. Er ließ jedoch seine innere Bewegung nicht merken und sagte:

Auch davon komme ich ab, mein Geld auf Leibrenten hinzugeben. Ich kaufe Staatspapiere; ich muß Ihnen jedoch gestehen, daß ich nicht einmal die Obligationen noch gesehen, welche ich zu erhalten beabsichtige.

Da bemühen Sie sich nur in die Wechselstube des

Herrn Wedel am „Peter," dieser zeigt Ihnen Staatspapiere von allen Sorten. —

Da müßte ich mich doch schämen, wenn ich auf einem öffentlichen Comptoir meine Unkenntniß zur Schau tragen sollte.

So verfügen Sie sich auf die Börse.

Da könnte ich betrogen werden. —

Wenn Sie sich an den kaiserlichen Sensal wenden?

Das wäre mir zu umständlich. — Könnten denn nicht Sie, Herr Professor, mir Ihre Staatspapiere zeigen?

Recht gerne, aber ich habe sie nicht im Hause. — Ich wohne allein, bin selten zu Hause, wie leicht könnte bei mir eingebrochen werden, und ich meine ganze Habe verlieren. —

Da haben Sie recht, diese Vorsicht gereicht Ihnen zum Lobe, doch mir zu liebe, könnten Sie sich Ihre Papiere bringen lassen.

Auch dies. Ich will dieser Tage zu meinem Freunde hingehen und einige meiner Papiere holen.

Thun Sie dies. —

Nur kann es nicht so schnell geschehen. Mein Freund ist der k. k. Kammerdiener Kolb, und jetzt nicht in Wien, sondern in Familienangelegenheiten in Preßburg. Wie er zurückkommt, will ich ihn besuchen.

Ich bitte darum. — Wann glauben Sie, daß Herr Kolb wieder in Wien eintrifft?

In 14 Tagen.

Darf ich dann bei Ihnen vorkommen?

Es kann mir nur eine Ehre sein.

Leben Sie wohl, Herr Professor, mein theurer Lehrer, ich will Ihnen nun nicht länger zur Last fallen. Ich gehe von Ihnen mit dem innigsten Danke; kann man doch nicht von Ihnen scheiden, ohne die besten Lehren mitzunehmen. — Die Verse habe ich mir eingeprägt:

„Freund, Du mußt mir eine Grille verzeihen,
„Geld kann ich Dir unter keiner Bedingung leihen;
„Eben, weil Du mein Freund, begehre kein Geld von mir,
„Borgen macht Sorgen, sowol mir wie Dir!“

und was Sie mir über Leibrenten gesagt, das ist so weise und so richtig, daß ich von der Idee, mein Geld auf solche Weise zu verwerthen, ganz abkomme. — Ich wiederhole meine Einladung noch ein Mal. An welchem Tage darf ich hoffen, daß Sie mich mit ihrer Person beglücken?

Wenn Sie es gestatten, so komme ich am nächsten Donnerstage.

Kommen Sie am Freitage, ich will Ihnen einen kostbaren Fisch vorsetzen. Widtmann läßt Fische „à la Poniatowski“ bereiten. Etwas Delicateres ißt man in der ganzen Welt nicht. —

Ich nehme ihren gütigen Antrag an. — Werden wir allein speisen?

Ganz allein! Sie sollen nicht wähnen, daß sich bei mir täglich Damen zum Diner einfinden. Neulich war dies ein bloßer Zufall.

O, dieser Zufall war mir, wie ich Ihnen schon sagte, durchaus nicht unangenehm, allein an einem Fasttage, setzte der Abbée scherzhaft hinzu, soll man sich auch der Damen enthalten, besonders wenn man, wie Sie, eine Herzensdame schon gewählt hat.

Neuerdings eine gute Lehre! erwiederte Jarosinski und lachte.

Der Abbé begleitete Severin bis zur Thüre seines Vorzimmers.

Dieser ging nach Hause.

Wenn er mir seine Obligationen vorweist, dachte Jarosinski, dann locke ich sie ihm für 24 Stunden ab. Er soll sehen, wie er sie wieder bekommt; um zu klagen bei den Gerichten, hat er kein Herz, das sagt er selbst.

— Wenn er nur alle seine Staatspapiere mir brächte, je mehr, desto besser! — Ei, den gutmüthigen Alten bringe ich schon herum; habe ich nur sein Geld! Ehe er es sich versieht, werde ich über alle Berge sein.

Als Jarosinski in seine Wohnung kam, trat ihm Jazeck mit einem großen, mit drei Siegeln versehenen Schreiben entgegen.

Von der kaiserlich russischen Gesandtschaft, Herr, meldete Jazeck.

Jarosinski erblaßte. Er ahnte nichts Gutes.

Zünde mir noch ein par Kerzen an, sagte er. Ein solches Schreiben muß man mit der größten Aufmerksamkeit lesen.

Jazeck stellte einen Armleuchter mit vier Lichtern auf den Tisch.

Jarosinski las. Vor Schreck fiel ihm das Schreiben aus der Hand. —

Jazeck sprang hinzu.

Herr — Etwas Unangenehmes, Herr? fragte Jazeck.

Nichts! nichts! antwotete Jarosinski. Ich werde ersucht, so bald als möglich nach Hause zu reisen. —

Gräfin krank?

Ja, ja, krank, aber nicht gefährlich.

Herr, bald reisen?

Bald, in vier Wochen.

O, das nicht bald sein!

Bringe mir ein Glas Wasser — schnell!

Jazeck eilte fort.

Das fehlte noch! rief Jarosinski aus! Die Regierung verlangt Rechenschaft über die mir anvertrauten Staatsgelder! Das Schreiben ist sehr drohend! Nun möge mir die Hölle helfen, wenn sich der Himmel nicht meiner erbarmt!

Fünfzehntes Capitel.

Was in Jarosinski vorging, als er eine That zu begehen beschloß, die noch heute, nach 27 Jahren ganz Wien und wer davon, wo immer gehört, mit Entrüstung und Abscheu erfüllt, das gehört zu den Dingen, die sich nicht erklären lassen. Jarosinski selbst vermochte darüber keine Rechenschaft zu geben.

„Wandelt noch der leibhafte Satan auf Erden umher, so war er auch bei mir, sagte er einst zu seinem Untersuchungsrichter; der Teufel trat vor mein Lager in jener Nacht, welche auf den Tag folgte, an dem ich das drohende Schreiben der russisch-kaiserlichen Regierung aus Warschau erhielt; der Teufel bestrickte mich der Art, daß ich den entsetzlichen Gedanken nicht mehr aus meinem Gehirne brachte; ich hing ihm mit solcher Gewalt an, daß ich noch in jener grauenvollen Nacht zur Ausführung hätte schreiten können."

Gleichzeitig drängten ihn die Drohungen seiner Gläubiger.

Von den, durch seine Frau ihm angewiesenen 200 Ducaten, die ihm der Banquier H.... ausbezahlen ließ, erstattete er Theresen die erborgten 80 fl. wieder. Auch tilgte er noch einige dringende Schulden. — Dies war aber gerade ein neues Unglück für ihn, denn kaum hörten seine Vampyre, daß er Gläubiger bezahlt hatte, so kamen sie alle.

Sie haben dem A Geld gegeben, bemerkte B, so können Sie mich auch bezahlen. „Die gewöhnliche Redensart dieser Schurken!" rief Jarosinski in Aufregung aus, als ob sich das Geld wieder in meine Tasche zurück begäbe oder wie der Säckel Fortunats immer wieder neu füllte, wenn ich eine Summe aus demselben hervorgeholt. „Ich habe nur 200 Ducaten vom Hause

Aha! dachte Jarosinski, im Ofen!

Ich muß auch einen Nothpfennig im Hause haben. Wie leicht stößt einem Menschen eine Krankheit zu, eine langwierige Krankheit sogar, da helfen solche Mutter-Gottes-Ducaten am besten!

Jarosinski ließ eine Bouteille Champagner öffnen, um den Abbé noch gesprächiger zu machen.

Der Abbé wies jedoch den Champagner zurück. Ich hasse diesen Wein, sagte Plank; es ist ein Wein für Leichtsinnige. In Mozarts „Don Juan" trinkt ihn der Held ehe er in die Hölle fährt, und ich mag den Champagner schon aus dem Grunde nicht, weil er von einem Don Juan getrunken, und von diesem ihm sogar ein Loblied gesungen wird.

Ei! den „Don Juan" sahen Sie ja doch im Theater?

Ich sah und hörte alle Opern von Mozart. Mozart ist mir das liebste auf der Welt; wie ich noch jung war, spielte ich Mozart auf dem Clavier, und weiß alle seine herrlichen Melodien auswendig

Also dieses Glas auf Mozarts Unsterblichkeit!

Trinken Sie darauf ein Glas Champagner, ich bring es seinem Ruhme mit einem Glase Oesterreicher. Mozart war ja ein Oesterreicher!

Die Absicht Jarosinskis scheiterte; dem wackern Geistlichen die Sinne verwirrt zu machen, mißlang durchaus.

Sobald ich ihre Staatspapiere gesehen habe, und mir die gehörigen Kenntnisse gesammelt, verwandle ich meine ganze Barschaft in ähnliche Werthpapiere. Sie müssen mir alle vorweisen, die Sie besitzen, guter Professor, alle ihre Schätze muß ich sehen; Sie müssen mir jede Obligation zur Besichtigung in die Hand geben, gewiß sind da gewisse Kennzeichen, Wasserschriften, Stempel, Unterschriften u. s. w. diese will ich genau studiren!

Der Abbé Plank fand sich um zwölf Uhr bei Jarosinski ein.

Jarosinski hätte lieber durch Gift den würdigen Geistlichen aus der Welt geschafft, aber dies schien ihm zu gefährlich.

Er legte daher in seine Worte Gift; das Gift der Heuchelei entströmte seinen Lippen.

Abbé Plank war ungemein heiter und gesprächig. Jarosinski hatte nicht nöthig, durch große Umschweife auf das Thema zu kommen, um welches es sich handelte, Plank kam selbst darauf und beichtete ganz unverhohlen, wie viel Vermögen er in Staatspapieren besitze. —

Und Sie besitzen Alles in Staatspapieren, gar nichts in barem Gelde? fragte Jarosinski. Sie verwandeln wohl jede Hundert-Gulden-Note in zinsentragendes Papier?

Bis auf 300 Stück Ducaten mit dem Mutter-Gottes-Bilde, habe ich noch jede Ersparniß zu „Wedel" getragen und mir Obligationen angeschafft.

Und die 300 Ducaten, was haben diese verbrochen, daß sie Ihnen keine Interessen abwerfen dürfen?

Ich habe es noch nicht über mich gewinnen können, sie auszuwechseln, das Mutter-Gottes-Bild hat mich abgehalten.

Und befinden sich diese ebenfalls in den Händen des kaiserl. Kammerdieners Kolb?

Nein, diese habe ich im Hause. —

Wenn sie Ihnen aber geraubt würden?

O diese würde man nicht so leicht finden! Ich habe sie auf eine Art versteckt, an welche Niemand denkt, ein Dieb am wenigsten.

So hätten Sie Ihre Obligationen eben so verbergen sollen.

Der Ort, wo meine Ducaten liegen, ist zu feuergefährlich. —

Und wann schlägt die Stunde seiner Ankunft? fragte Severin hastig.

So genau gibt er sie nicht an. Er will mich wahrscheinlich überraschen, aber Sie sollen schnell eine Einladung von mir erhalten, legen Sie nur ihre Banknoten zu recht; die Einkäufe sollen sodann gleich gemacht werden.

Der Abbé dankte für das „delicate Diner" und trat seinen Weg nach Hause an.

Jarosinski begleitete ihn bis vor die Thüre, umarmte und küßte ihn, dann trat er rasch wieder in sein Zimmer, nahm mehrere Gläser Champagner zu sich, trat ans Fenster, warf einen Blick auf die Straße und sagte:

Da geht es, das schwache, gebrechliche Männlein, wie vorsichtig es über die gefrornen Pflastersteine schreitet, als wenn es auf diesen jämmerlichen Füssen noch ein halbes Jahrhundert herumtrippeln müßte!

Er blickte dem Abbé so lange nach, bis er ihn aus den Augen verlor.

Dann schenkte er beide Gläser, welche auf dem Tische standen mit Champagner voll und trank sie rasch aus; hierauf goß er in ein gewöhnliches Trinkglas Champagner und stürzte dasselbe hinunter, und wieder füllte er das Glas und wieder leerte er es, bis sich in der Flasche kein Tropfen mehr befand.

Es dämmert, sprach er für sich.

Der Abend ist mir recht angenehm.

Ich habe einen wichtigen Geschäftsgang zu machen.

Bei einem Messerschmiede sah ich dieser Tage ein Küchenmesser, nicht viel kleiner, als ein Hirschfänger; dieses Küchenmesser will ich heute noch kaufen!

Er warf seinen Pelz über, befahl seinem Bedienten zu Hause zu bleiben und verfügte sich zu dem Messerschmiede.

Ende des vierten Bandes.

Therese Krones.

Roman

aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Fünfter Band.

Wien, 1854.

Jasper's Wwe. & Hügel.

Erstes Capitel.

Am 14. Februar 1827 durchlief mit der Schnelligkeit des Blitzes die erschütternde Nachricht die Residenzstadt, der Abbé und Professor Johann Konrad Plank sei in seiner Wohnung grausam ermordet gefunden worden.

Ein Mord, wo immer verübt, macht stets die größte Sensation, zumal in Wien, wo dergleichen selten vorkommt; der Mord aber an einem Priester, einem so hochgeachteten, allgemein verehrten Priester, an einem siebzigjährigen Greise, der verehrt von Allen, die ihn persönlich kannten, geliebt von seinen Schülern war, machte ein Aufsehen, das sich nicht schildern läßt.

Johann Konrad Plank war zu Weiler im Vorarlberg'schen, den 8. Juni 1757 geboren. Nach der „öster. National-Encyklopädie" absolvirte er die Humaniora zu Constanz, die letzte Classe in Wien bei den Piaristen in der Josephstadt. Er trat dann in den Orden der „Schwarzspanier." Nach der Aufhebung desselben durch Kaiser Joseph II. wurde er Hofmeister bei dem Sohne eines Doctors der Medicin, Namens Buswald in Wien. Hierauf erhielt er die Cooperatorsstelle in Altlerchenfeld, kurz darauf durch Verwendung des Abbé Hofstätter, die Lehrkanzel

der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie, und als dieses Institut an die Piaristen überging, wurde Plank Professor der Mathematik bei der architektonischen Abtheilung der k. k. Akademie der bildenden Künste, und Professor der Mathematik im Pleban'schen Institute. Er war ein sehr gewandter und practischer Schriftsteller. Er gab mehr als 20 mathematische Werke mit etwa 100 Kupfertafeln heraus, welche Werke sich alle durch Klarheit und Gründlichkeit auszeichnen, und noch immer geschätzt und gesucht werden."

Seine langjährige, ehrenvolle Laufbahn, seine Gelehrsamkeit, sein liebreiches, herzliches Benehmen, die Humanität gegen seine zahlreichen Schüler, erklären die außerordentliche Achtung, welcher sich Abbé Plank erfreute.

Durch drei Tage sprach man in Wien an öffentlichen Orten von nichts Anderem als von diesem Morde. Man erfuhr schnell, daß Plank aus Raubgier hingeschlachtet wurde. Das Entsetzen über diese Unthat steigerte sich, jemehr Details über die Weise, wie der Greis von einem ruchlosen Banditen zerfleischt wurde, ins Publikum drangen.

Der Mörder war Severin Jarosinski.

Schon am 12. Februar, als Plank schriftlich mittheilte, Jarosinski könnte ihn jetzt besuchen, er habe Obligationen im Hause, steckte er sein Mordinstrument, das er zu dieser That kaufte und sehr scharf von dem Messerschmiede schleifen ließ, zu sich. Am 12. Februar wollte er den Geistlichen tödten, allein derselbe hatte ihm nur Obligationen im Werthe von 1000 oder 1200 fl. vorgezeigt, und diese Summe war dem Räuber viel zu gering.

„Aus dieser handvoll Staatspapiere, vermag ich mich nicht zurecht zu finden, redete Jarosinski den

Abbé an. Ich ersuchte Sie doch so ausdrücklich, mir alle Ihre Obligationen zu zeigen, nur durch die Merkmale der verschiedenen Sorten, vermag ich mich zu belehren; warum versagen Sie mir die Erfüllung meine Bitte?“

Mein Freund Kolb, antwortete Plank, nahm sich zu wenig Zeit, mir alle meine Papiere zu übergeben. Von der Reise in dieser Jahreszeit angegriffen und etwas unwohl, gab er mir, was ihm in die Hände fiel, aber morgen soll ihren Wünschen schon besser entsprochen werden. Kommen Sie morgen um ein Uhr Mittags wieder zu mir.

Jarosinski ging mit der Versicherung, wieder zu kommen.

Auf der Treppe des Hauses, in welchem Jarosinski wohnte (Trattnerhof, Grabenseite, im zweiten Stocke), begegnete demselben ein armes Weib mit einem Kinde auf dem Arme.

Dieses Weib bat um ein Almosen.

Die Aermste schilderte ihre mißliche Lage so eindringlich; ihr Gesicht war mit so vielen Spuren von Noth und Kummer überzogen, ihre Kleidung so dürftig, und das Kind, das sie auf dem Arme trug, wimmerte vor Kälte und Hunger so kläglich, daß Jarosinski von dem innigsten Mitleide ergriffen ward.

Gnädiger Herr, sagte die arme Frau, erbarmen Sie sich der unglücklichsten Mutter, die es gibt; drei kleine Kinder, alle krank, habe ich im Hause, das kleinste fängt auch schon an, über Halsschmerz zu klagen; es wird wol alle das Scharlachfieber heimsuchen, an welchem gestern mein ältester Sohn gestorben ist! — Ich habe weder einen Heller Geld, noch ein Stückchen Holz — noch für einen Kreuzer Brod! So viel Jammer ist wol noch nie über eine Familie gekommen; dazu noch eine Leiche

im Hause, für die ich die Begräbnißkosten nicht erschwingen kann.

Habt Ihr denn keinen Mann? fragte Jarosinski.

O ja! Im Narrenthurm befindet er sich. Er hat über unser Elend den Verstand verloren.

Jarosinski griff nach seiner Brieftasche. Er öffnete sie und gab dem armen Weibe eine Banknote von 10 fl. — Es war Alles, was er besaß.

Da! da! sagte er, nehmt, arme Frau, pflegt Eure Kinder, kauft Euch Holz, laßt einen Doctor kommen und sorgt für Arzeneien.

Als ihm das Weib zu Füssen fallen wollte, entriß er sich ihm.

Diese Scene ist vollkommen wahr und in den Proceßacten enthalten.

Ein solches Herz zeigte Jarosinski für fremdes Elend und — dennoch! — —

Am andern Tage, den 13. Februar, in der Mittagsstunde, vor ein Uhr, trat Jarosinski wieder bei dem Abbé ein.

Plank kam ihm mit heiterem Gesichte entgegen. Heute bin ich schon besser daran! Heute werden Sie schon mehr mit mir zufrieden sein Da sehen Sie her, was ich von dem „griesgrämigen" Kolb erhielt, acht Stück fünfprocentige Obligationen im Betrage von 6100 fl. Obligationen von allen Sorten! Nun können Sie sich orientiren; andere Gattungen, als ich hier habe, gibt es nicht. —

Jarosinski warf einen Blick auf die Papiere und sagte:

Sie sprachen ja von einem größeren Capitale?

Allerdings, aber Kolb will nicht damit herausrücken; er meint, es wäre überflüssig — wozu alle Obligationen vorzeigen?

Meint er? — Nun geben Sie mir doch einen Bogen Papier, ich will mir Etwas notiren.

Plank ging an seinen Secretär, Papier aus dem unterm Fache herauszunehmen, dabei kehrte er Jarosinski den Rücken und bückte sich.

Diesen Moment benützte der Mörder, zog sein schweres großes Messer schnell hervor und führte auf das Hinterhaupt des Greises rasch nach einander solche entsetzliche Hiebe, daß dieser laut aufächzend augenblicklich zu Boden stürzte.

Das Wimmern, wüthete Jarosinski, will ich Dir vertreiben!

Da hast Du noch Eins! sagte er, und gab dem, auf den Boden Liegenden noch einige Hiebe auf den Kopf, versetzte ihm einige Stiche in die Brust und in den Unterleib, starrte dann sein Opfer an, und lauschte, ob es noch athme. — Als er kein Lebenszeichen mehr wahrnahm, raffte er die Obligationen zusammen und steckte sie zu sich.

Nun nur noch die Ducaten! sprach der Mörder.

Er stürzte auf den Ofen los, der im Zimmer stand, suchte da unter demselben, auf demselben, im Ofen, endlich unter dem Bette; da entdeckte er nichts als einen Stiefelknecht und ein Kistchen, in welchem einst Köllnerwasser sich befunden haben mochte, und in welchem alte Strümpfe lagen; dies stieß er voll Unwillen mit dem Fuße fort.

Hierauf warf er noch einen langen spähenden Blick auf den Leichnam, wickelte das blutige Messer in sein Schnupftuch, hüllte sich in seinen Mantel und eilte schnell von dem Schauplatze der entsetzlichen Mißethat.

Auf der Stiege des zweiten Stockes, begegnete ihm eine Dienstmagd mit einem Wasserkruge.

Er drückte den Hut tief ins Gesicht, zog seinen Mantel bis zu den Augen empor.

Vor dem Thore stand ein Fiaker, dessen sich der Mörder zur Fahrt nach der Annagasse, bedient hatte; in diesen schwang er sich und fuhr eiligst nach Hause.

So oft Jarosinski sich noch vom Hause entfernte, befahl er seinem Jazeck die Wohnung zu hüten, an dem schauerlichen 13. Februar sendete er den Diener nach der Roßau mit dem Auftrage, sich nach einem bequemen Reisewagen bei einem Sattler zu erkundigen und den Preis eines solchen Wagens ihm zu melden.

Das Erste, was er zu Hause that, war, seine Kleider, seine Wäsche zu mustern und die Spuren von Blut daran zu vertilgen.

Seine Hände bedeckte Blut, sein Hemd war damit bespritzt, seine Weste, seine Beinkleider waren besudelt; er wusch sich, warf das Hemd und sein Schnupftuch in einen Winkel, reinigte die Weste und das Beinkleid, und verbarg das Messer unter der Diele der Hausthür.

Als er sich mit frischer Wäsche versehen, ging er augenblicklich fort, verschloß seine Wohnung sorgfältig und machte sich auf den Weg zu einem Juwelier nächst dem Stockimeisenplatze.

Bei diesem trat er ein und begehrte Schmuck zu sehen.

Ich bin ein ungarischer Fruchthändler, sprach er und muß für meine Frau einiges Geschmeide einkaufen. Zeigen Sie mir das Schönste Ihres Warenlagers.

Der Juwelier producirte einige Armbänder, Colliers, Broches u. s. w.

Jarosinski wählte und erkundigte sich nach dem Preise.

Er fand diesen annehmbar.

Ich besitze kein baares Geld, hub Jarosinski an. Ich habe nur Obligationen und zwar im Betra-

ge von 6100 fl. Wollen Sie mir diese in Banknoten umsetzen und den Preis für die Goldsachen abziehen, so sei der Handel geschlossen. —

Der Juwelier erklärte sich bereit, setzte jedoch hinzu: Die Staatspapiere sende ich mit Erlaubniß zu „Wedel" lasse sie nach dem Course verkaufen, da ich nicht weiß, wie hoch die Obligationen heute stehen. —

Jarosinski war damit zufrieden.

Der Juwelier ersuchte ihn, so lange Platz in seinem Verkaufsgewölbe zu nehmen, bis der Commis mit dem Gelde für die verkauften Obligationen zurück gekommen sein würde.

Dies währte nicht lang. Der Commis brachte das Geld; Jarosinski ließ sich 300 fl. für die Goldwaren abziehen und entfernte sich.

Jarosinski benahm sich wie im Traume. Hätte er sich früher nicht so fest vorbereitet, er würde durch Gewissensangst, und Furcht vor der Entdeckung nicht gewußt haben, was zu thun. Er eilte nach Hause, wo Jazeck seiner bereits wartete.

Bist Du endlich da? redete Jarosinski seinen Diener an.

So eben gekommen! antwortete Jazeck. Herr, Wagen theuer sein — drei Reisewagen gesehen, jeder viel Geld kosten, blauer der schönste! Tausend Gulden kosten!

Wo stehen diese Wagen?

Jazeck nannte den Sattler.

Ich will sogleich hinaus in die Vorstadt und selbst sehen. Komm in mein Schlafzimmer! Spute Dich!

Jarosinski zog den Diener in das Schlafzimmer.

Da, sprach er, nimm meine Wäsche, ich will sie fest in ein Tuch binden; öffne es nicht und trage das Packet eiligst zur Wäscherin. Sag' ihr, sie möchte diese Sachen eiligst waschen, Du würdest sie morgen wieder abholen.

Ich reise bald ab von Wien, ich brauche schleunigst meine Wäsche. Eile doch, Du solltest schon fort sein!

Ganz wohl, Herr, ich schon gehen. Wäscherin wohnt in der Leopoldstadt; ich sogleich wieder hier sein.

Jazeck blieb aber noch vor Jarosinski stehen.

Was willst Du denn noch? fragte ihn Jarosinski.

Herr, wenn Wagen in Roßau kaufen, Sattler mir gut Trinkgeld versprochen, Herr, ich bitten, daß ich gut Trinkgeld annehmen darf.

Ja, ja, geh nur!

Herr, wenn blauen Wagen kaufen, Tausend Gulden viel Geld sein, Jazeck fürchten, daß Herr — —

Daß ich kein Geld habe? Du irrst! Ich habe Geld genug, mein Bruder hat mir 1000 Ducaten gesendet. —

Dies Jazeck freuen.

Immer noch blieb der Bediente wie eingewurzelt vor Jarosinski stehen.

Was hast Du denn? Ich brauche die Wäsche, mach Dich doch einmal fort!

Herr, Jazeck in großer Angst sein! — Herr jetzt immer in wahrer Bedrängniß gewesen, Herr, dort im Kasten ein entsetzliches Messer gesehen.

Wie? fragte Jarosinski, und wurde dabei todtenbleich, Du hast in meinem Kasten herumgewühlt und das Messer entdeckt? Bestie, ist denn vor Dir gar nichts sicher? —

Herr, ganz zufällig Messer entdeckt. Etwas gesucht haben, Westen gesucht haben von schwarzem Casimir.

Ich habe sie ja am Leibe!

Schon gesehen, Herr, aber in Schublade nicht gesehen, dafür Messer gesehen, fürchterliches Messer und neu geschliffen! Jazeck sogleich in die Kirche gegan-

gen, dort niedergekniet und Gott gebeten, daß Herr in Noth mit diesem Messer —

Daß ich mir den Hals nicht abschneide?

Nicht selbst den Hals, andern nicht abschneide, Gott gebeten!

Ei, Du verwegener Bursche, welche Gedanken hast Du von mir! — Ist Dir nicht eingefallen, daß ich zu reisen beabsichtige, daß ich zur Vertheidigung eine Waffe haben muß?

O Herr, dies Messer nicht zur Vertheidigung brauchen! Herr, Säbel haben und Pistolen haben und Jazeck auch haben Säbel und Pistolen. —

Und ein Messer muß ich auch haben! — Und nun gehe endlich in drei Teufels Namen! Und daß Du mit Niemanden sprichst von diesem Messer; hörst Du, mit Niemanden! — mit Niemanden! betonte Jarosinski, dabei zitterte er, daß er sich an einem Stuhl festhalten mußte.

Jazeck beobachtete ihn, schüttelte den Kopf und ging.

An der Thüre sagte er: „Gott mein Gebet vielleicht nicht erhört haben! — Ich in die Donau springen!"

Er entfernte sich mit dem Bündel Wäsche.

Jarosinski durchmaß sein Zimmer mit langen Schritten.

Der hat das Messer gesehen! stöhnte Jarosinski aus hohler Brust. Ich meinte es gut verborgen zu haben und dieser Hund spürte es doch auf! — Vielleicht durchstöbert er jetzt auf dem Wege zur Wäscherin den Bündel und entdeckt die Blutspuren! Was soll ich thun? — Soll ich ihn zurückrufen und die blutige Wäsche in den Abort werfen? Nein, nein, den Bündel öffnet er nicht; ich habe es ihm ja ausdrücklich untersagt. Er hat noch nie meine Gebote übertreten; er wird es auch diesmal nicht thun, — — und ruf'

ich ihn zurück, nehme ich ihm die Wäsche ab, so mache ich mich nur noch verdächtiger!

Ach welchen Muth, welche Besonnenheit brauche ich jetzt, um an mir selbst, nicht zum Verräther zu werden! — — Es war schrecklich! schrecklich! Wo ich hinsehe, erblicke ich die Leiche des Alten und seine klaffenden Wunden!

Bei diesen Worten fuhr er sich mit beiden Händen über das Gesicht, bedeckte seine Augen, und seufzte tief und schwer.

Und wenn man Ihn nun findet in seinem Blute! Heute noch findet! Welch ein Geschrei wird da erhoben werden! — Die Magd, die mir auf der Treppe entgegen kam, wird aussagen, daß sie einen Mann begegnet, der sich verhüllte, sie wird meine Statur, meinen blauen Mantel beschreiben! Und die Magd im dritten Stocke, bei der ich anläutete, weil ich mich versah und schon im vierten Stocke zu sein vermeinte, mit ihr sprach — die mich ganz nahe sah, meine Gestalt betrachtete, meinen Mantel ins Auge faßte! — Ei zum Henker! Es gibt Leute genug von meiner Gestalt und blaue Mäntel trägt die ganze Welt! Warum müßte gerade ich die That begangen haben? ich, der Graf Severin Jarosinski, Reichsmarschall von Mochilew, Ordensritter und Gutsbesitzer! Man wird nicht wagen, einen solchen Gedanken zu denken! —

Doch fort muß ich! Fort, so schnell fort, als der Wind dahin saust! — Ach, hätte ich die 300 Ducaten gefunden, ich würde die Obligationen in Wien nicht verkauft haben; ich hätte sie in Krakau durch einen Juden bei dem Kaufmanne Kolinski in bares Geld verwandelt! — — Zum Glücke kennt Niemand die Nummern der Obligationen, der Abbé kann sie nicht bezeichnen, der spricht nicht mehr, und der Juwe-

lier hat mich nie gesehen, und wird auch den „ungarischen Fruchthändler," so lange er lebt, nicht mehr erblicken!

Ich will jetzt auf die Gesandtschaft und meine Päffe bestellen. Das kann nicht auffallen, denn die Gesandtschaft will ja, daß ich reise. — Dort will ich auch zu erspähen suchen, ob man von dem — Morde schon Etwas entdeckt hat!

Dann will ich noch ein par frohe Tage in Wien verleben! Ich muß mich aus dieser gräßlichen Stimmung bringen; ich muß mich erheitern, ich muß auch an den gewöhnlichen Erholungsorten fortwährend gesehen werden; ich muß ganz so bleiben, wie ich war.

Zuerst zur Gesandtschaft um die Päffe, dann in die Roßau zu dem Sattler — dann eine Visite bei Theresen und bei Laura, Abends in das Leopoldstädter Theater, nach dem Theater ein Souper mit Champagner! — Fassung! Fassung, Severin! Bist du nur erst von Wien fort, dann sollen sie nach dem — Mörder spähen, wie es ihnen beliebt.

* * *

Als die Schüler des Abbé Plank ihn in den Nachmittagsstunden des 13. Februar vergebens erwarteten, und dieser auch am folgenden Tage Vormittags nicht zur festgesetzten Zeit seine Vorlesung hielt, so sprachen sie die Besorgniß aus, der geliebte Professor sei erkrankt, und verfügten sich in seine Wohnung, um über sein Befinden Nachricht zu erhalten.

Sie fanden die Wohnung nicht verschlossen, eilten in sein Zimmer, und — wer mahlt ihr Entsetzen, ihren Schreck, als sie den geliebten Lehrer todt, gräßlich ermordet, den Kopf, die Brust, den Unterleib mit schrecklichen, klaffenden Wunden bedeckt in seinem Blute auf den Boden hingestreckt liegen sahen!

Die jungen Leute erhoben ein Angstgeschrei, daß es im ganzen Hause wiederhallte.

Die Nachbarn stürmten die Treppe herauf und sahen die schauderhafte Leiche.

Die Magd aus dem dritten Stocke trat hinzu und erzählte: „Gestern, gegen ein Uhr Mittags, hat ein unbekannter Mann, in einem blauen Mantel, bei unserer Vorthüre die Glocke gezogen. Ich trat heraus und fragte: „Was wünschen Sie?" Der Unbekannte fragte: „Ist der Herr Professor zu Hause?" — Ich antwortete: „Welcher Professor? In diesem Hause wohnen zwei. Hier im dritten Stocke wohnt Professor Riepel, ober dem Professor Riepel, im vierten Stocke, wohnt Professor Plank." Ich will zu Professor Plank, versetzte der Unbekannte, entschuldigte sich, daß er geirrt, und stieg eine Treppe höher."

Ich, sagte Professor Riepel, als er von der Schreckensscene unterrichtet und ebenfalls herbeigeholt wurde, hörte gegen oder nach ein Uhr Mittags in der Wohnung des Professors Plank einen heftigen Schlag auf den Fußboden führen, dann vernahm ich so starke Fußtritte und ungewöhnlichen Lärm, daß ich auf die Idee gerieth, Plank sei Etwas zugestoßen und ich müßte ihm beispringen. Meine Frau hielt mich ab, zu ihm hinauf zu gehen, indem sie sagte: Plank wird seine Möbeln anders stellen, und es dürfte ihm bei dem Ordnen der Möbeln ein Tisch oder ein Stuhl umgefallen sein. — Ich ging nicht. — Gewiß war dies mein Glück, denn hätte ich den Mörder überrascht, sicher hätte er, um sich zu retten, das fürchterliche Messer auch gegen mich gezückt.

Die Magd aus dem zweiten Stocke beschrieb den Mann, der ihr auf der Treppe begegnete. Es war dieselbe Gestalt, die Professor Riepels Dienerin bezeichnete.

Schnell wurde die Polizeibehörde und das Criminal-

gericht von dem erschrecklichen Vorfalle in Kenntniß gesetzt.

Es traten Commissäre und Gerichtsärzte ein.

Der Leichnam wurde nach dem Spitale gebracht und untersucht; da zeigte es sich, daß das unglückliche Opfer der Raubsucht „am Kopfe sieben Hiebwunden, dann in der Brust zwei und im Unterleibe fünf Stichwunden mit einer besonderen Gewalt, indem Ein Stich sogar den ganzen Körper durchdrang, erhalten hatte, und daß diese Wunden schon einzeln betrachtet, unausbleiblich den Tod herbeigeführt haben mußten."

Als die Schreckenskunde zu den Ohren des k. k. Kammerdieners Kolb gelangte, verfügte sich dieser augenblicklich zu dem k. k. Hofrathe und Oberpolizeidirector von Persa. Er theilte ihm mit, daß Plank Tags vorher alle Obligationen, die er zur Aufbewahgung ihm (dem Kolb) übergeben, verlangt und geäußert, er müsse sie einem polnischen Grafen vorweisen. Kolb habe ihm jedoch nicht alle eingehändigt, sondern nur 8 Stücke im Betrage von 6100 fl.; Kolb habe jedoch die Nummern derselben aufgeschrieben, und bringe diese Nummern der Polizeibehörde, um mit dieser Aufschreibung, bei einem etwaigen Verkauf der Obligationen, dem Räuber und Mörder desto leichter auf die Spur zu kommen.

Der Verdacht bei der Polizeibehörde fiel augenblicklich auf Severin, den angeblichen Grafen Jarosinski; wußte doch diese Behörde, welch ein lüderliches Subject dieser „Graf" sei, und wie er als Spieler und Verschwender herabgekommen.

Eine Anzahl gewandter Polizeiagenten beobachtete nun Jarosinski. Der Trattnerhof wurde genau ins Auge gefaßt und die nöthigen Erhebungen eingeleitet.

sagen: Der arme, alte, gute geistliche Herr! ihr, Abbé Blank nicht aus dem Kopfe gehen! — O, gnädiger Herr Graf, das sind große Schandthat gewesen — und ich Messer schon wieder gefunden, unter der Thürschwelle gefunden! O, mein Gott! mein Gott! Wenn nur Paß schon da wäre!

Jarosinski sprang wüthend auf Jazeck los.

Was willst Du damit sagen? verwünschte Bestie!

Nichts, nichts! Herr!

Wo ist das Messer, wie fandest Du es wieder; ich versteckte es vor Dir.

Vor mir, o, Jazeck nicht gefährlich!

Wo hast Du das Messer?

Eingepackt, tief eingepackt! Jetzt nicht mehr in die Hand nehmen wollen Messer, Messer nicht mehr blank sein!

Jarosinski packte Jazeck am Halse:

Elender Wicht, was unterfängst Du Dich?

Nein, wollte nicht sagen, nicht mehr blank sein; nein, Messer jetzt erst ganz blank sein! —

Jazeck ging.

Wie ich dich in Polen habe, Schurke, sprach Jarosinski für sich, soll dir dasselbe Messer die Kehle abschneiden; dann gib mir noch zu verstehen, daß du mich für den Mörder hältst!

* *
*

An demselben Tage Abends kam Jarosinski in das Leopoldstädter Theater.

Es wurde „Gisperl und Fisperl" gegeben.

Jarosinski trat in die Credenz.

Es waren hier versammelt Manquet, Nußböck, der Bürger Schimpf, der Großhändler Oekonom, Raimund, der Theaterdichter Bäuerle.

Sie sprachen von dem Beneficestücke der Krones.

Jazeck entgegnete, Herr, ich thue, was Herr befehlen, aber wenn so immer fort Geld ausgeben, wir wieder nicht fortkommen von Wien, und Bruder keine 1000 Ducaten mehr schicken. — Herr gar zu freigebig! schon für Wagen zu viel bezahlt! Einen Wagen gekauft für 1700 fl. statt für 1000 Gulden, weil Wagen um 1000 Gulden Grafen zu schlecht war; dann ich Laura 300 fl. gebracht! Geld bald weg sein! — und Paß noch immer nicht kommen!

Ich weiß nicht, warum ich mit meinem Passe so aufgehalten werde. Warst Du bei Baron Fromann?

O, ja!

Was sagte er?

Sobald russische Botschafter den Paß unterschrieben, wird Baron ihn selbst bringen.

Hast Du dem Baron zu meinem Abschiedsdiner am 17. Februar, das ist übermorgen, meine Einladung überbracht?

Augenblicklich!

Kommt er?

Sicher!

Kommt auch die Krones?

Mit Vergnügen, sagte sie.

Warum kommt sie nicht schon morgen?

Probe haben! neues Stück gegeben werden, ihre Einnahme haben, Graf kommen müssen zur Einnahme. Uibrigens Krones sehr traurig sein, weinen arme Krones, sehr weinen.

Was ist ihr geschehen?

Ach, der arme Abbé Plank!

Was sprichst Du wieder von diesem? Hab' ich Dir nicht verboten, von ihm zu reden!

Ich nicht reden vom Abbé Plank, ich wol schweigen, sehr schweigen, aber alle Leute reden, Kinder auf Straßen von ihm reden, Krones von ihm reden und

„Wie durchglüht die Liebe mein Herz so warm
Hält mich mein schottischer Graf im Arm'"

Die Krones singt:

„Hält mich mein polnischer Graf im Arm'!"

Das freut mich! rief Jarosinski vergnügt aus.

Mich nicht! erwiederte Bäuerle. Im ganzen Stücke kommt kein polnischer Graf vor. Krones würde sich lächerlich machen, vergäße sie sich, und brächte sie den polnischen Grafen auf das Theater. Ich habe sie ersucht, diese scherzhafte Aenderung nicht zu machen, allein —

Ich habe ihr dasselbe gesagt, bemerkte Raimund.

Allein sie will wenigstens bei den Proben diesen Spaß haben, sagte Bäuerle.

Und vergißt sie sich bei der Vorstellung, meinte Raimund, so wird nicht nur Herr Bohrmann, es wird das Publikum fragen: was ist denn das für ein polnischer Graf, den die Krones sogar in ihre Lieder mischt.

Ich bin dieser polnische Graf, sagte Jarosinski, und bin stolz darauf. Ich werde ihr auch kein Wort sagen, daß sie einen schottischen Grafen nenne.

Sartory trat hinzu und sagte: So werde ich als Director der Krones diese „Extempore" verbieten." — Apropos, wandte er sich hierauf an Jarosinski, Sie kommen aus der Stadt, und wissen gewiß etwas Näheres von dem ruchlosen Mörder, der den ehrwürdigen Professor Plank umgebracht hat. Ist man dem „Schanderl" noch nicht auf der Spur?

Sprechen Sie auch von dem Morde, versetzte Jarosinski fast mit gelähmter Zunge. „Wien ist doch ein rechtes Krähwinkel! Wenn so ein „Unfall" geschieht, so schwätzt Alt und Jung von nichts Anderem! Man möchte sich die Ohren

zustopfen, um nicht immer die alberne Leier zu hören."

He, Wagner! rief er dem Logenmeister, ich ersuche, mir die Loge Nr. 16 aufzusperren! Ich will heute meine Sperrsitze nicht haben, sonst höre ich neben mir, hinter mir, vor mir, nichts anderes als von dieser Geschichte!

Wir sind solche entsetzliche Sachen noch nicht so gewohnt wie Sie in Polen, versetzte Oekonom, wo alle Augenblick Einer von Räubern erschossen, erschlagen, erstochen oder erdrosselt wird. Wir reden in Wien ein Vierteljahr von einem Morde, und wird dann der Mörder gehängt, so reden wir noch ein Vierteljahr davon; dies thun wir in Wien, weil wir empört sind über eine solche Gräuelthat, und uns nicht beruhigen können über einen Raubmord!

Jarosinski wankte mehr als er ging zur Thüre hinaus, was damals allen Anwesenden auffiel.

Er verfügte sich in die Loge Nr. 16 und rief neuerdings dem Logenmeister.

Ich lasse Raimund bitten, sagte Jarosinski, er möchte zu mir in die Loge kommen und mir Gesellschaft leisten.

Wagner begab sich auf das Theater und invitirte Raimund.

Ich mag nicht zu dem hochmüthigen Polen in die Loge kommen, sagte Raimund. Ich bitte, ihm zu melden: Ich hätte die Wochen-Regie und dürfte das Theater nicht verlassen!

Wagner entledigte sich seines Auftrages.

So soll Ignaz Schuster zu mir kommen, versetzte Jarosinski.

Aber, Herr Graf, wie ist denn das möglich? erwiederte Wagner. Ignaz Schuster hat ja heute zu thun! — Werfen Sie doch einen Blick auf das Thea-

ter. Er steht mit dem geschminkten Gesichte vor Ihnen, und singt so eben ein Duett mit Fräulein Krones!

Jarosinski schien wie aus einer Betäubung zu erwachen.

Ja, wirklich! sagte er; ich war ganz zerstreut.

Jarosinski stand auf, entfernte sich, ließ die Logenthür so heftig ins Schloß fallen, daß das ganze Haus darüber erbebte, warf sich in einen Fiaker und fuhr zu den Schwestern Heffi.

Oekonoms Worte: „Und wird ein Mörder gehängt, so reden wir noch ein Vierteljahr davon, weil wir uns gar nicht beruhigen können über einen Raubmord!" klangen so lange in seinen Ohren fort, bis er bei den Schwestern Heffi in jener Nacht sich durch einen Punsch-Rausch von seiner Gewissensangst befreien konnte.

Indeß erhielten die Sicherheitsbehörden immer nähere Nachweisungen über den Thäter.

Die Nummern der Obligationen wurden in einem ämtlichen Erlasse in alle Wechselstuben und kaufmännische Comptoirs gesendet.

Bei Wedel fanden sie sich.

Wedel übergab die, dem Abbé Plank geraubten Obligationen der Polizei.

Wedel sagte aus, daß er diese Obligationen durch den Juwelier nächst dem Stock-im-Eisen-Platze erhalten und sie demselben bar ausbezahlt habe.

Der Juwelier wurde gerufen. Er gab zu Protocoll, daß er die Obligationen von einem „ungarischen Fruchthändler" bekommen. Er beschrieb denselben.

Neuerdings sah die Behörde, daß die Personsbeschreibung genau auf Jarosinski paßte.

Die Polizei wollte noch mehr Bestätigung finden.

Sie combinirte ganz richtig: Der Mord ist am hel-

len Tage geschehen. Der Mörder kann sich nur mittels eines Fiakers in die Wohnung des unglücklichen Professors begeben haben, und eben so, nach der That, zurück in des Thäters Wohnung.

Die Fiaker in der innern Stadt wurden aufgefordert, anzugeben, wer von ihnen am 13. Februar eine Fahrt nach der Annagasse zur „eisernen Birne," oder von diesem Hause zurück an einen andern Ort gemacht habe.

Der Fiaker Nr. 684 gab an: Er habe an dem bezeichneten Tage, in der Mittagsstunde, einen Herrn im blauen Mantel vor dem Trattnerhofe aufgenommen, und in die Annagasse zur „eisernen Birne" geführt. Nach ungefähr einer „starken" halben Stunde sei dieser Herr wieder aus demselben Hause herausgekommen, habe sich wieder in den Wagen gesetzt und dem Fiaker befohlen, rasch zum Trattnerhofe zurück zu fahren. — Er kenne diesen Herrn, er sei ein polnischer Graf, und wohne im „Trattnerhofe." Er, der Fiaker, so wie seine Kameraden hätten diesen Grafen auch schon oft geführt, am häufigsten in die Jägerzeile und Leopoldstadt.

Nun wollte die Polizei-Behörde ganz sicher sein, damit sie ja keinen Unschuldigen verdächtige oder compromittire.

Wie klug sie hiebei verfuhr, wird der Verfolg dieser Erzälung zeigen.

* * *

Als Jarosinski am Morgen nach der in Schwelgerei bei den Schwestern Heffi, zugebrachten Nacht auf die Straße taumelte, beschloß er Theresen eine Visite zu machen.

Sie war wieder bei der Probe ihres Beneficestückes.

Jarosinski fand nur Madeleine in ihrer Wohnung.

Wie befindet sich das Fräulein? fragte er.

Sie ist wohl, antwortete das Mädchen, und wird ihrer Einladung nachkommen.

Ich lasse sie bitten, noch eine Freundin zum Diner mitzubringen. Sie wird gute Gesellschaft finden. Ich feiere mein Abschiedsfest, denn noch in der Nacht vom 17. auf den 18. reise ich. Ich hatte auch Ignaz Schuster eingeladen, aber er ist verhindert; dafür kommt Baron Fromann von der russischen Botschaft und ein geachteter Militär und Ordensritter. Diese beiden Herren müssen zu Theresens Benefice, Logen nehmen, das werde ich schon einleiten. — Ich selbst, obgleich am Tage ihres Benefices nicht in Wien, bezahle ihr die Loge Nr. 16 gerade so, als wenn ich sie benützte. Der Logenmeister Wagner wird ihr von mir ein Geschenk von 50 Ducaten einhändigen.

Ich werde nicht unterlassen, diese angenehme Nachricht meinem Fräulein zu hinterbringen. — Wo kommen Sie, so frühe her, fragte das Mädchen. Sie sehen aus, als wenn Sie die ganze Nacht gespielt, getanzt oder — sehr viel getrunken hätten. Ihre Augen glühen. —

Ich war eingeladen, antwortete Jarosinski, und lachte. Die wenigen Stunden, die ich in Wien noch zubringen kann, muß ich angenehm zubringen. Sage deinem Fräulein, Sie möchte zu meinem Abschieds-Diner ihren ganzen rosigen Humor mitnehmen; ich sehne mich darnach.

Was haben denn Sie zu dem Morde an Abbé Plank gesagt, Herr Graf? sprach das Mädchen. Sie müßten durch diese Schreckensnachricht am meisten erschüttert worden sein, meinte mein Fräulein; der brave Herr soll ja ihr Lehrer und ihr Freund gewesen sein.

Sterben müssen wir alle, erwiederte Jarosinski,

siebenzig Jahre war der Mann schon alt! Wie lange hätte er denn noch leben können!

Sterben müssen wir alle, erwiederte Madeleine, aber es ist ein Unterschied, wie man stirbt. Mein Bruder starb auf dem Schlachtfelde, das war ehrenvoll; der Abbé starb durch Mördershand, das war schrecklich; wie aber der Missethäter, der den Abbé förmlich hingeschlachtet hat, sterben — am Galgen sterben wird, ist entsetzlich. Es ist ein Unterschied im Sterben.

Jarosinski ging plötzlich fort, ohne ein Wort hierauf zu erwiedern.

Wie er nach Hause kam, wußte er nicht. Er erzälte dem Criminalrathe, der die Untersuchung führte, diese Scene, und betheuerte, seine Fantasie hätte ihm von der Jägerzeile bis auf den Graben nichts als Galgen erblicken lassen.

Drittes Capitel.

Am 17. Februar fand das Abschieds-Diner Jarosinskis in seiner Wohnung im Trattnerhofe statt.

Jarosinski hatte wie schon erwähnt, vier Personen hierzu eingeladen: Therese Krones, eine ihrer Freundinnen, einen Militär und den Baron Fromann, russischen Staatsrath.

Jarosinski ließ ein Diner, das Couvert zu 5 fl. CM., von dem Traiteur Wittmann besorgen.

Die Gesellschaft versammelte sich, bis auf Baron Fromann, der später erschien, um 2 Uhr.

An diesem Tage ersuchte Krones, die Probe ihres Beneficestückes früher zu beendigen, weil sie „eingeladen" sei, und vorher die nothwendige Toilette machen müsse.

Als Baron Fromann sich um halb drei Uhr noch nicht eingefunden hatte, befahl Jarosinski auftragen zu lassen.

Man setzte sich zur Tafel.

Krones war sehr heiter. Sie besaß das Talent, alle auffallenden weiblichen Personen des Leopoldstädter Parterres, ihre Art zu sprechen und sich zu benehmen, nachzuahmen.

Mit dem größten Glücke parodirte sie vorzüglich einige Frauen, welche damals freien Eintritt hatten, und also jeden Abend im Theater waren. Diese Frauen, die Gattinnen der Gläubiger des früheren Directors und Eigenthümers, waren größtentheils Caricaturen. Weil ihre Männer an das Theater Schuldforderungen zu stellen hatten, betrachteten sie sich als eine Autorität, lebten in dem Wahne, die Schauspieler müßten den Gläubigern zu ewigem Danke verpflichtet sein, und jeder ihrer Männer hätte das Schicksal der Bühnenmitglieder in der Hand.

Wenn Krones bald die Frau eines Pferdehändlers, bald eines polnischen Juden, bald eines Spezereihändlers, bald eines Gastwirths, bald eines Goldarbeiters, bald eines Mauteinnehmers nachahmte, und den „weisen Rath der dummen Gänse" vortrug, so war dies eine so drastische Scene, daß sie würdig gewesen wäre, auf dem Theater selbst producirt zu werden. Es war nicht nöthig, die Weiber, welche sie copirte, persönlich zu kennen; was sie sprachen, wie sie sprachen, welche Ansichten sie über die Schauspielkunst entwickelten, war so komisch, daß der ernsthafteste Mensch in ein lautes Lachen hätte ausbrechen müssen. Dieselbe Wirkung hatte auch die Scene bei dem Diner des Jarosinski.

Es wurde viel gelacht, und Jarosinski bedauerte nur, daß Baron Fromann noch immer nicht er-

schien. „Ich hätte ihm vergönnt, von Ihnen, liebe Therese, die kostbare Parodierung der albernen Weiber zu hören; Fromann ist ohnehin ein Verehrer ihres Talents, er würde eine neue Seite ihrer unvergleichlichen Darstellungskunst kennen gelernt haben."

Es wird ihn doch kein Unfall betroffen haben, bemerkte der Herr, der ebenfalls geladen war.

Vielleicht ist er auch ermordet worden! rief Therese. Man muß sich jetzt völlig fürchten, wenn Menschen am hellen Tage ermordet werden! Der arme Abbé Plank! ich träume jede Nacht von ihm, und kann das Entsetzen nicht schildern, das mich befällt, wenn ich an den ruchlosen Mord denke.

So denken Sie nicht an ihn! versetzte Jarosinski.

Das ist leicht gesagt, erwiederte Therese, aber nicht möglich. In ihrem Hause durchaus nicht! An diesem Tische speiste ich mit ihm, auf demselben Platze, der für Baron Fromann bestimmt ist, saß er; hier hat er mir seinen Segen gegeben, und wenn auch dies Alles nicht wäre, würde mir der Frevel, der an ihm verübt wurde, nicht aus dem Sinne kommen! Ein Geistlicher wurde ermordet, ein siebenzigjähriger Greis, ein Mann, den die ganze Stadt liebte und verehrte! Aus Raubsucht wurde er getödtet! So Etwas kann man nicht vergessen; die Geschichte ist zu entsetzlich!

Dieser gräßliche Räuber wird seinem Schicksale nicht entgehen! sagte die Freundin der Krones.

Wenn sie ihn nur schon entdeckt hätten, den frevelhaften Mörder! bemerkte Krones. „Mein bevorstehendes Benefice wollte ich darum „geben, wenn die Gerichte dieses Scheusal „ausfindig machen würden! Wird er dann „zur „Spinnerin am Kreuze" hinausge-

„führt, wo der Galgen steht, und endet er „da, was ihm nicht ausbleiben kann, dann „fahre ich bis zur Richtstätte, und wenn ich „mich todtkrank fühlen sollte!“

Sie haben ein hartes Herz! sprach Jarosinski, und stand von der Tafel auf.

„Graferl!“ sagte Therese, und zog ihn wieder auf seinen Stuhl. Sie werden ja plötzlich ganz verstimmt! — Kommen Sie, wir wollen von etwas Anderem sprechen; wir wollen nicht vom Mord und Galgen reden! Ich will ihr Lieblingslied zum Abschiede anstimmen. Sie sang:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Es muß geschieden sein,
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
»Darfst nicht traurig sein!»

In diesem Augenblicke trat Baron Fromann herein, und bat um Entschuldigung, daß er so spät komme.

Ich bringe endlich ihren Paß, lieber Jarosinski. Dieser ist auch Ursache meiner Verspätung. Ohne mein Wort, hinsichtlich des Passes, zu lösen, wollte ich nicht kommen; endlich habe ich die Unterschrift. Hier ist sie!

Es wird also Ernst! versetzte Krones. In Gottes Namen! Sie reisen in ihr Vaterland, ich wünschte, ich könnte das meinige auch einmal wieder sehen! — Aber Eins, lieber Graf, sollten Sie mir doch gewähren; ein Angedenken wünschte ich von Ihnen zu besitzen; nichts Werthvolles, nichts Kostbares, eine Kleinigkeit, eine geringe Kleinigkeit; ein simples Ringelchen würde für mich hohen Werth haben; wenn es nur von Ihnen käme!

Meine Damen, ich biete Ihnen kleine Andenken an,

erwiederte Jarosinski. Hier habe ich einige Goldsachen eingekauft, die ich anzunehmen bitte. —

Jarosinski stand auf, brachte die Goldsachen aus seinem Secretär und überreichte sie den Damen.

Der Quartiersherr trat in diesem Momente in den Salon und sprach:

Der Herr Graf wollen entschuldigen, daß ich so ungemeldet eintrete; es sind Commissäre von der „Mauth" im Vorzimmer. Es ist ihnen die Anzeige gemacht worden, daß der Herr Graf unverzollten Ausländer-Tabak im Hause hätten, und diesen zu sehen, sind die Commissäre gekommen.

Ich bin kein Schwärzer! antwortete Jarosinski, zum Beweise meine Pfeife, welche mit österreichischem Tabak gestopft ist, und hier meine Tabaksbüchse — doch ich will mit diesen Herren sogleich selbst sprechen. —

Jarosinski ging in das Vorzimmer.

Man hörte heftig sprechen und die Worte:

„Er ist es!"

Diese Worte sagte der Juwelier, zu welchem Jarosinski die Obligationen gebracht hatte.

Dann hörte man einen Fall, wie wenn ein Mensch gewaltsam niedergeworfen worden wäre.

Krones fuhr bestürzt auf, öffnete die Thüre — doch was sah sie!

Jarosinski lag auf der Erde mit auf dem Rücken gebundenen Händen.

Der Polizei-Commissär Ritter von Traubenberg trat ihr entgegen.

Um Gottes willen! was ist geschehen? fragte Krones.

Verhalten Sie sich ganz ruhig! redete der Commissär die Krones an. Die Gesellschaft hat nichts zu befürchten.

Hierauf wendete sich der Commissär an Fromann.

Herr Gesandtschafts-Rath, sprach der Commissär, ich muß mein Amt handeln.

Hierauf sprach er mit dem Baron Fromann und dem Herrn vom Militär leise.

Beide erbebten über die Mittheilung, die ihnen gemacht wurde.

Die Freundin der Krones mußte Etwas von dem gehört haben, was der Commissär den beiden Herren vertraute.

Der Mörder des Abbé Plank! flüsterte sie der Krones zu.

Diese erschrack so heftig, daß sie einen Stuhl in ihrer Bestürzung umstieß und ohnmächtig wurde.

Nur mit Mühe wurde sie, zu sich gebracht.

Fort! Fort! sagte die Freundin der Krones. Unsere Gegenwart wäre hier höchst überflüssig!

Krones wankte zu einem Schranke, auf dem ihr Mantel und ihr Hut lagen; ihre Freundin holte ebenfalls Hut und Mantel, und beide stürzten, ohne ein Wort mehr hervorbringen zu können, durch das Vorzimmer nach der Stiege, und wollten das Freie gewinnen; allein die Wachen, mit welchen die Stiege besetzt war, ließen die beiden Damen nicht aus dem Thore, und eine Stimme rief:

„Zurück! Niemand darf hinaus!"

Die beiden Damen kehrten wieder in das Zimmer des Gefangenen zurück.

Diesem hatte man bereits einen Mantel übergeworfen, um ihn, ohne Aufsehen, in einem bereitstehenden Wagen nach der Polizeioberdriection zu transportiren.

Jarosinski stand, an einen Kasten gelehnt, das Bild des Schreckens; sein Gesicht war weiß, wie das Antlitz eines Gespenstes, sein wildes, schwarzes Haar hing ihm wüst ins Gesicht, die Zähne schlug er klappernd an einander; in seinen Zügen lag Todesangst,

Gewissensqual und Verzweiflung; ein par Polizeidiener mußten ihn stützen, sonst wäre er umgesunken. Er schlug die Augen zu Boden, kalte Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne.

So oft Krones von dieser Scene sprach, und sie sprach davon unzählige Male, so versicherte sie, daß ihr der gräßliche Anblick des Mörders nie aus dem Gedächtniß kommen werde.

Auf Jarosinskis Gesicht lag das Bekenntniß der That. Das Kainszeichen ward ihm auf die Stirne geschrieben.

Der Commissär befahl, Jarosinski fortzuführen.

Als er über die Treppe gebracht und in den Wagen gehoben worden, trat der Commissär wieder in den Salon.

Er bat die Gesellschaft, sich ohne Aufsehen zu entfernen. Es würde nun Niemand der Austritt aus diesem Hause versagt werden.

Krones und ihre Freundin gingen nicht, sie flogen durch das Schlossergäßchen, das Goldschmiedgäßchen, nach dem Stephansplatze.

Dort angelangt, eilten sie beide in die Kirche, warfen sich an einem Seitenaltare auf die Knie und beteten zu Gott, daß er ihnen Stärke verleihe, die entsetzliche Schmach, von der sie Zeuginnen waren, ohne Gefahr für ihre Gesundheit überstehen zu können.

Der Graf ist ein Raubmörder! sagte die Krones, und wir waren dabei, als sie ihn arretirten!

Was können denn wir dafür? erwiederte die Freundin. Wir haben ihn für einen rechtschaffenen Mann und geachteten Cavalier gehalten. Ich schon gar, ich hatte ihn ja nie gesprochen, und bin nur deshalb mit Dir hieher gekommen, damit Du nicht allein seiest!

Ach, ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich Dich zu

diesem Diner invitirte! Mein Gott! mein Gott! wer hätte ahnen können, daß dieser Graf ein solcher ruchloser Verbrecher sei! —

Viertes Capitel.

Nachdem Jarosinski verhaftet war, wurde auch sein Diener festgenommen.

Jazeck ließ sich geduldig führen. Er sprach kein Wort; er konnte nicht sprechen, der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt.

Als man ihn in einen zweiten, bereitstehenden Wagen zu steigen befahl, wollte er rückwärts aufsteigen.

Auch als Gefangener wollte er den Platz als Diener behaupten.

Die Reisekoffer Jarosinskis wurden zuerst, sodann das ganze Quartier untersucht.

In einem der Koffer fand man das entsetzliche Messer.

Hierauf wurde die Wohnung verschlossen und unter gehörige Aufsicht gestellt.

* * *

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt: Der Mörder des Abbé Plank sei entdeckt; er sei ein polnischer Graf, und in dem Augenblick ergriffen worden, in welchem die Schauspielerin Therese Krones, welche seine Geliebte gewesen, bei ihm speiste. Sie habe gerade mit einem Glase Champagner in der Hand, seinen Abschied gefeiert und

»Brüderlein fein, es muß geschieden sein!«

gesungen, als die Criminalgerichts-Commissäre mit den Wachen hereindrangen und den Mörder verhafteten.

An diesem Abende wurde leider „das Mädchen aus der Feenwelt" gegeben, in welchem Krones das obige Lied zu singen hat.

Hätte sie sich unpäßlich melden und die Vorstellung dieses Stückes aufschieben lassen, so wäre ein Scandal vermieden worden.

Sie glaubte jedoch, das Publikum könne in wenig Stunden noch nicht von diesem schrecklichen Ereigniß unterrichtet sein, und wenn auch Einige aus dem Leopoldstädter Parterre hievon in Kenntniß gesetzt, würden diese ihr nicht einen so traurigen Unfall hoch anrechnen, im Gegentheile, sie noch sehr bedauern.

Sie verfügte sich also in die Garderobe des Theaters, um das Costume der „Jugend" anzuziehen.

Sie erschien in einer Stimmung, welche sie ganz unfähig machte, die gehörige Fassung zu besitzen. Sie ließ sich daher wie ein Kind anlegen, so daß die Garderobiere sie wiederholt fragte: Sind Sie unpäßlich? Mein Gott! Sie zittern ja, als wenn Sie das Fieber hätten!

Krones antwortete nicht. Sie hatte ihr Ohr den Schauspielerinnen, die sich neben ihr ankleiden ließen, zugewendet. Sie fürchtete etwas zu hören, was auf Jarosinskis Verhaftung Bezug hätte. Sie hörte aber nichts dergleichen.

Endlich raffte sie sich aus ihrer Agonie und begab sich an die Coulissen, ihr Schlagwort abzuwarten und die Bühne zu betreten.

Dieser Moment kam.

Krones trat vor das Publikum.

Der Moment war schrecklich.

Ein Theil des Parterres das an diesem Abende voller war als bei der ersten Aufführung des Stückes, brach in ein stürmisches Zischen und Toben aus.

Ein anderer Theil welcher nicht von der fatalen Geschichte unterrichtet war, applaudirte.

Es war ein Theater-Scandal ohne gleichen.

Raimund, der kein Wort wußte, woher diese stürmischen Demonstrationen kamen, und zu welchem Zwecke, und der gerade mit der Krones die Scene hatte, flüsterte ihr zu:

Was haben diese Leute? Warum zischen und toben sie?

Mir wird unwohl! antwortete Krones. Lassen Sie mich abgehen!

Warum nicht gar! Nur nicht den Kopf verlieren!

Diese Worte wurden unter immer währendem Tumult, Zischen, Pfeifen, Klatschen und Toben gesprochen.

Wir wollen schnell das Duett anstimmen, sagte Raimund, und gab dem Capellmeister ein Zeichen.

Das Orchester fiel mit der Introduction des beliebten Duettes ein.

Krones in Todesangst begann:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein!“

Nun war die Wuth des Publikums auf den höchsten Punkt gestiegen.

Das auch noch! rief eine Stimme.

Die Gegner der Krones brachen in ein Hohngelächter aus.

Die Freunde erhoben sich für sie.

Ein lebhaftes Applaudiren wurde vernommen.

Endlich wurde das Duett zu Ende gesungen, aber wie? das läßt sich denken.

Krones wankte halbtodt in die Coulissen.

Da Capo! schrien die Freunde der Krones.

Die Arme mußte noch einmal erscheinen.

Sie wankte auf die Bühne.

Neuer Hohn! neues boshaftes Geschrei, abermals ein furchtbares Pfeifen und Zischen.

Therese stürzte hinter die Coulissen. Dort fiel sie in Ohnmacht.

Sie wurde ganz bewußtlos in ihre Wohnung gebracht.

Zum Glücke hat die „Jugend" nur eine Scene.

Krones war fertig mit ihrer Aufgabe für diesen Abend. Zu Ende war ihr Spiel, gebrochen ihr Muth.

Alle vergnügten Abende, welche sie dem Publikum seit Jahren bereitete, waren vergessen. Man hatte den Stab über sie gebrochen, denn nun wußte es ganz Wien, was sie verschuldet. Krones war vernichtet.

Fünftes Capitel.

Bohrmann, welcher im Theater und Einer jener war, die von dem Diner Jarosinskis und was dabei vorgefallen, nichts wußte, lief sogleich zu der Geliebten.

Sie können mein Fräulein nicht sprechen, äußerte sich Madeleine, welche ihm entgegen kam.

Was ist denn geschehen? Um Gottes willen, was ist denn vorgefallen? Weshalb verhöhnt das Publikum Therese so grausam, dessen Liebling sie doch ist?

Ich weiß von nichts, antwortete das Mädchen, ich kann das Fräulein auch nicht fragen. Sie liegt mehr todt als lebendig in ihrem Bette. —

Ich muß zu ihr.

Ersparen Sie sich diesen Anblick! Die Kleider der „Jugend" konnte ich ihr noch nicht ausziehen, nicht einmal die Schminke wegwischen, nun liegt sie wie ein Leichnam da, dem man rothe Wangen gemalt hat.

Was soll ich thun?

Fortgehen!

Ist ein Arzt geholt worden?

Drei Aerzte sind bei ihr!

Gott! was das kosten wird!

Es ist der Theaterarzt da, der Polizeiarzt und der Arzt der barmherzigen Brüder. —

Dem Himmel sei Dank! diese müssen alle drei ohne Honorar Hilfe leisten. — Ich werde Deinem Rathe folgen und mich entfernen. Ich kann ja morgen wieder nachsehen. — Es ist nur fatal, daß dieses Malheur ein par Tage vor dem Benefice sich ereignet hat. Therese hätte 1500 fl. und noch mehr eingenommen.

An ihr Benefice ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Sie kann vor einem Vierteljahr nicht auftreten.

Warum nicht gar! Ihre „Einnahme" kann sie nicht verschieben; meinethalben mag sie dann ein halbes Jahr unpäßlich sein! — Adieu, ich gehe jetzt ins Hotel zum „Lamm." —

Um Gottes willen! gehen Sie heute in kein Gasthaus!

Warum? Ich habe Hunger. —

Gehen Sie nicht eher unter Leute, bis Sie mit Fräulein Krones gesprochen haben. —

Sonderbar!

Ich beschwöre Sie, thun Sie dies, Ihnen und dem Fräulein zu liebe. —

Meinetwegen! So lasse ich mir ein par Speisen vom „Schnecken" holen. Das wird doch geschehen können.

Ja! ja! Nur gehen Sie jetzt! Ich erwarte Doctor Manquet und den Director Sartori.

Diese Beiden kann ich ohnehin nicht leiden. Gute Nacht!

Herr Bohrmann ging.

Aber er ging nicht lange in einem so ruhigen Zustande auf der Straße.

Mehrere Personen kamen aus dem Theater.

Herr Bohrmann hinter ihnen her.

Da hörte er denn seine blauen Wunder.

Daß die Krones Anbeter besitzt, daß sie täglich sich von einem Dutzend Liebhaber umschwärmen läßt, bemerkte eine ältliche Frau, das ist etwas Bekanntes, aber daß sie so wenig auf ihrer Hut ist, sogar Raubmörder an ihren Triumphwagen zu spannen, das ist doch zu arg! —

Recht ist ihr geschehen, daß man sie ausgepfiffen hat! erwiederte eine andere Frau, und wenn der Mörder des Abbé Plank gehängt wird, wird sie noch einmal ausgepfiffen und ich pfeife mit!

Bohrmann glaubte hinter Tollhäuslern einher zugehen; er begriff keine Silbe von diesen Aeußerungen.

Seid doch nicht so lieblos, erwiederte der Herr, der die beiden Damen führte. Was hat sie gethan? Ein Mann, der ein Graf ist, der den Kunstfreund spielt, der in die schönsten Cirkel kommt, der für reich gilt, der feine Manieren besitzt, der machte ihr den Hof. Er gedenkt von Wien abzureisen, gibt ein Abschiedsfest, ladet sie und mit ihr eine Gesellschaft von Herren und Damen ein. Es kommt an den Tag, daß dieser Graf den Abbé Plank umgebracht und beraubt hat, endlich erfährt man, daß dieser Graf kein Graf ist. Hätte uns dies nicht auch begegnen können? Ich habe zwanzig Male mit ihm im Matschakerhof gespeist, hätte er mich nicht auch mit Frau und Schwägerin einladen können? Und wären wir deshalb nichts werth, weil wir in seiner Gesellschaft gewesen?

Ei das ist Etwas Anderes! erwiederte die Gattin des Herrn. Wir sind rechtliche Frauen, und haben keine Liasson mit dem Banditen gehabt, aber die Krones war seine Geliebte, das weiß die ganze Welt. —

Bohrmann war wie vernichtet.

Er blieb einige Schritte zurück.

Er eilte auf die andere Seite der Straße, um aus dem Gewoge der Menschen zu kommen.

Links über der Straße vom Theater, gingen weniger Menschen.

Bohrmann verdoppelte seine Schritte um nach der Stadt zu kommen.

Ein Freund hielt ihn auf.

Ich bedauere herzlich, sagte der Freund. Jetzt kannst Du zeigen, daß Du sie innig liebst! Mache ihr keine Vorwürfe. Sie muß ihren Fehltritt schrecklich büßen. Was macht sie denn jetzt, die arme Krones? Wenn sie nur in keine Todeskrankheit verfällt!

Bohrmann faßte den, der also gesprochen, bei der Hand, und sagte:

Ich bitte Dich, führe mich am Arme, mir brechen beinahe die Knie. Das Unglück, das ihr geschehen, habe ich erst jetzt erfahren. Die Leute, welche aus dem Theater kamen, sagten: Therese hätte bei einem Raubmörder dinirt, dieser wäre ein Graf, und ihr Geliebter! Mir wird ganz schwarz vor den Augen! Es wird doch Graf Jarosinski nicht Abbé Planks Mörder sein!

Freilich! Freilich! Es ist eine schreckliche Geschichte! Mache ihr nur keine Vorwürfe — sie hat sonst noch den Tod von diesem Unglück! Warst Du denn nicht bei ihr? — Der Director Sartori erzälte mir soeben, sie läge in einem Starrkrampf dahin. Man hat jetzt

noch zwei Aerzte aus der Stadt rufen lassen, den Doctor Lichtenfels und den Doctor Hübner.

Was das kosten wird! antwortete Bohrmann, und das Benefice ist jetzt auch beim Teufel!

Der Freund redete Bohrmann noch einige Zeit zu, der guten Krones nur keine Vorwürfe zu machen.

Bohrmann konnte sich über die Kosten der Krankheit und den Verlust des Benefices nicht beruhigen.

Endlich kam er bei seinem Hause an, verabschiedete sich von seinem Freunde und schlich in seine Wohnung.

* * *

Jarosinski wurde im Polizeihause bis spät in die Nacht verhört. Er leugnete die That. Er leugnete nicht nur hartnäckig; er war auch brüske und auffahrend. Er war entrüstet, daß man ihn, den Cavalier, den Mann von Erziehung und Bildung, von Vermögen, von Ansehen, Einfluß, daß man ihn, der mit Würden und Aemtern versehen, der mit hohen Orden decorirt, eines so „nichtswürdigen Verbrechens" zeihen könne.

Am andern Tage wurde er abermals acht Stunden verhört. Er leugnete wieder beharrlich.

Am dritten Tage wurde er dem Criminal-Gerichte übergeben und dort das peinliche Verfahren gegen ihn eingeleitet.

In seinem Gefängnisse imponirte er seinen Mitgefangenen.

Das erste was er ihnen sagte, war, „daß er ein Graf und zwar von uraltem Adel sei."

Er that so stolz, so herrisch, daß seine Arrestgenossen, ehrfurchtsvoll ihn umgaben. Ein armer Binder, der eiserne Reife sich zugeeignet und in Folge des geringfügigen Verbrechens, nur mit einer Strafe

von acht Tagen leichten Arrestes, davon kam, also nur ein Verirrter gegen diesen Ruchlosen war, redete Jarosinski immer mit „gräfliche Gnaden“ an!

Weshalb Jarosinski verhaftet worden, sagte er nicht.

Ich werde furchtbare Satisfaction fordern, sobald ich frei bin, betheuerte er. Die kaiserlich russische Regierung und „mein Botschafter“ werden mich frei machen, und dann werde ich für Euch Alle sprechen; Euch Alle vertreten; Euch Alle retten! versicherte Jarosinski.

Die armen Gefangenen glaubten ihm jedes Wort.

Nach einigen Wochen erhielt der Arrest einen Zuwachs durch einen neuen Gefangenen.

Der Schreiber eines Advocaten wurde eingebracht. Er ward beschuldigt, seinen Paß verfälscht zu haben. Die Untersuchung zeigte jedoch, daß der Schreiber unschuldig war. Er wurde schon nach drei Tagen entlassen.

Aber dieser Schreiber, der zur Zeit des Mordes an Abbé Plank, noch frei herumging und in der Kanzlei seines Advocaten genau unterrichtet über Alles, was Jarosinski zur Last gelegt ward, der Schreiber, der den renommirten Rechtsfreund, dem er diente, häufig über diesen Criminalproceß sprechen hörte und von ihm erfuhr, daß die vollgiltigsten Beweise der Frevelthat vorhanden — dieser Schreiber vernichtete zu einer Zeit, in welcher Jarosinski gerade zu einem „Verhöre“ geführt wurde, den Nimbus, mit dem er sich umgab, versicherte auch, daß Jarosinski kein Graf sei, und schilderte endlich die Greuelthat mit so grellen Zügen, daß Jeder der Gefangenen sich für einen ehrlichen Mann hielt, gegen diesen entsetzlichen Missethäter.

Als Jarosinski wieder in seinen Untersuchungs-

arrest zurückgebracht wurde, bemerkte er bald aus der Kälte, Gleichgültigkeit und dem Mangel an Devotion, daß der neue Ankömmling seinen Mitgenossen einen Wink gegeben haben müsse.

Gewiß haben Sie, redete Jarosinski den Mann an, da Sie 14 Tage nach mir hieher kamen, gesagt, weshalb ich verhaftet wurde. Hüten Sie sich, meine Unschuld zu verdächtigen, hüten Sie sich, die albernen Gerüchte zu wiederholen, die in dem „Krähwinkel-Wien" vielleicht über mich in Umlauf sind. — So eben habe ich bei meinem Untersuchungsrichter meine Entlassung gefordert, ich habe ferner gefordert, daß man an meinen Botschafter unverzüglich schreibe, und ihm meinen Fall vortrage. Er wird keinen Schandfleck auf einem „russischen kaiserlichen Reichsmarschall" haften lassen; ich werde an Rußland ausgeliefert, in Petersburg wird meine Sache untersucht, und rein werde ich aus dieser „Affaire" hervorgehen, wie die Sonne.

Ich wünsche es, antwortete der Schreiber. Wenn aber auch nur „das Drittel" wahr ist, von dem, was ganz Wien, und zwar alle Classen, auf ganz gleiche Weise von Ihnen erzählen, so kann Sie der russische Kaiser selbst nicht retten!"

Jarosinski war über diese Aeußerung sehr frappirt; er erblaßte, stimmte aber dann bald einen gemäßigteren Ton an, und beschloß den Schreiber auszuforschen, um aus dem, was ihm dieser mittheilen würde, für seinen Proceß Nutzen zu schöpfen.

Der Schreiber blieb ganz einsilbig. Er wußte, daß seine Unschuld bald offenkundig werden würde, wollte daher dem Criminal-Gerichte auf keine Weise entgegen handeln.

Auf die Frage Jarosinskis!

Was macht Fräulein Krones, was haben Sie ge-

hört, wie diese meine Verhaftung aufgenommen? Sie geschah leider! in ihrer Gegenwart. —

Da antwortete der Schreiber:

Diese haben Sie fürchterlich unglücklich gemacht. Noch an demselben Abende, an welchem sie aus ihrer Wohnung in das Theater sich verfügte, in welchem sie als Jugend im „Mädchen aus der Feenwelt" zu spielen hatte, wurde sie ausgepfiffen; sie mußte ohnmächtig vom Theater weggebracht werden, und dies blos, weil sie bei Ihnen dinirte!

Was geht mein Diner das Publikum an! fuhr Jarosinski auf. Fräulein Krones kann speisen, wo sie will. Die Krones auf dem Theater als Künstlerin steht vor dem Forum der Oeffentlichkeit, aber die Krones im Leben als Privatperson nicht. —

Das Publikum in Wien ist von dem höchsten Rechtlichkeits- und Schicklichkeits-Gefühl durchdrungen. Es will, daß Künstler auch im Leben ihren Ruf wahren sollen. Uiber kleine Verirrungen geht das Publikum hinaus, aber über große und über Gemeinschaft mit —

Hier schwieg der Schreiber aus Schonung.

Jarosinski begriff sehr gut, was der Schreiber sagen wollte und brach das Gespräch ab.

Im Untersuchungsarreste zeigte Jarosinski viel Theilnahme und Mitleid für seine Mitgefangenen.

Ein Landsmann Severins bat den Criminal-Senat, dem unglücklichen Freunde, der an die Gefangenenkost nicht gewohnt sei, so lange der Senat es für zuläßig erachten sollte, täglich drei Gulden C. M. als Zulage auswerfen zu dürfen.

Der Untersuchungsrichter war nicht dagegen.

Für diese drei Gulden C. M. ließ Jarosinski täglich seinen ärmeren Genossen, die sich keiner Zutage erfreuten, Braten und andere bessere Speisen

bringen, und that sich oft Abbruch, um jene erquicken zu können.

* * *

Das Benefice der Krones mußte aufgeschoben, das für sie von Bäuerle geschriebene Stück, eine Parodie von „Kabale und Liebe" bei Seite gelegt werden.

Sie selbst konnte es nicht wagen aufzutreten. Die Aufregung gegen sie war zu groß. Sie mußte eine Menge ihrer besten Rollen anderen Schauspielerinnen überlassen, um das Repertoir nicht allzu sehr zu stören.

Endlich wollte die Administration des Theaters doch das Publikum sondiren.

Sie ließ ein Stück von Straube unter dem Titel: „Der erste Versuch" einstudieren, und Krones erhielt darin eine Rolle.

Zwar zischte und tobte das Publikum nicht mehr, als Therese auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erschien, aber es blieb kalt, es blieb kalt, und obgleich das sehr gut geschriebene Stück von dem tüchtigen und talentvollen Dichter sehr gefiel, so zeigte sich das Publikum doch so kalt und zurückhaltend gegen die Krones, daß diese es für gerathen hielt, sich noch längere Zeit von dem Theater zurück zu ziehen.

Sechstes Capitel.

Endlich gelang es Raimund, der bedrängten Kunstgenossin wieder Versöhnung mit dem Publikum und dessen Verzeihung zu verschaffen.

So oft er nämlich an öffentlichen Orten, in Gesellschaften, im Theater angesprochen wurde, sein beliebtes „Mädchen aus der Feenwelt," das so lange

nicht aufgeführt wurde, doch endlich wieder in die Scene zu bringen, antwortete er immer:

Wie vermag ich dies? Das Publikum ist ja „meiner Jugend“ feind, ich muß riskiren, daß das so gerne gehörte

»Brüderlein fein!«

ausgepfiffen wird und ich und die Krones dazu! Da möge denn dieses Stück lieber modern als noch einmal Stoff zu einem Scandal geben. Es gab ja an jenem 17. Februar einen Spectakel, als wenn die Krones selbst dem unglücklichen Professor ein Messer in den Leib gerannt hätte! Nein, ich denke:

»Brüderlein fein! Brüderlein fein!
Es muß nicht gepfiffen sein!«

Dies kam herum. In den Gast- und Caffeehäusern erzälte es Einer dem Andern.

Raimund bei seiner ungeheuern Beliebtheit und bei der Achtung, in der er in ganz Wien stand, durfte auch eine so kleine Lection den Tumultuanten des Leopoldstädter Theaters ertheilen; sie selbst machten einander Vorwürfe, und Einer der größten Schreier, und wie er sich selbst nannte, „Jurmacher,“ veranlaßte, daß der Direction eine Aufforderung mit gewiß fünfzig Unterschriften versehen, zukam, in welcher diese ersucht wurde, das „Mädchen aus der Feenwelt“ wieder aufzuführen und die Krones als Jugend auftreten zu lassen.

Der lustige Theaterfreund Oekonom, der einen ungeheuren Anhang hatte, that hiezu auch das Seinige, und hielt zu diesem Zwecke in Jünglings Caffeehause an einige Dutzend rigoroser Besucher des Leopoldstädter Theaters, ungefähr folgende Anrede:

„Meine Herren, die Krones muß wieder auftreten und beifällig behandelt werden; das Theater leidet darunter, das Publikum leidet darunter, die Dich-

ter und die Gesellschaft leiden darunter. — Wenn Eure „dumme Gehässigkeit" so fortdauert, was soll denn geschehen? — Soll sie, weil sie sich zum „Essen" einladen ließ, hingerichtet werden? Soll sie abgehen vom Theater und sich in die Einsamkeit zurückziehen, blos um für ein par Löffel Suppe, die sie in schlechter Gesellschaft gegessen, ewig zu büßen! — Das wäre zu viel! — Oder soll sie sich in Pesth engagiren lassen? — In Pesth nehmen sie sie auf der Stelle, denn dort sind sie nicht so albern, ein Talent, ein ausgezeichnetes Talent mit Füßen zu treten, weil es sich unterstanden hat, einen Liebhaber zu haben, von dessen Schurkenseele sie keine Ahnung hatte! Hätte dies nicht auch einer Andern geschehen können? Selbst euren Töchtern, euren Schwestern, euren Schwägerinnen? Wenn ein Graf kommt und den Millionär spielt, werden sie ihn da fragen: Haben Sie nicht vielleicht ein Messer im Sacke, mit dem Sie Einen umbringen können?"

Man kannte damals noch keinen Reichsrath in Wien, auf welchem das „Hört!" „Hört!" oder das Beifallsstürmen bei Reden, die großen Anklang fanden, vernommen wurde, aber Bravo-Geschrei ertönte, Oekonom hatte den Nagel auf den Kopf getroffen und es wurde beschlossen, die Krones bei ihrem Wiederauftreten stürmisch zu beklatschen und — (dies war Oekonoms besonderer Antrag, der einhellig angenommen wurde) Jeden aus dem Theater zu weisen, der etwa aus der Stadt oder aus andern Vorstädten kommend, anderer Meinung sein könnte, und auch nur einen Zischlaut vernehmen lassen sollte.

Krones wurde augenblicklich durch eine eigene Deputation hievon verständigt, aber die Deputation fand sie in Thränen.

Die Aermste hatte schon wieder eine Vorladung zum

Criminalgericht erhalten. Jede dieser Vorladungen versetzte sie in die bitterste Betrübniß.

Oekonom und die Bürger, welche aus dem Caffeehause kamen, trösteten sie und Oekonom meinte:

Es wird den Kopf nicht kosten!

Aber es hätte beinahe den Kopf der Krones, nämlich im moralischen Sinne gekostet, wie wir sogleich hören werden.

Es war am 12. März, an einem stürmischen Wintertage, der alle boshaften Launen der schlimmsten Witterung in seinem Gefolge hatte. Es stürmte, schneite, wehete, der Nordwind blies so schneidend, daß Menschen und Thiere zu beklagen waren, die auf die Straße mußten.

Die sogenannte Schlagbrücke, welche die innere Stadt mit der Leopoldstadt verbindet, war fast nicht zu passiren. Wer seinen Hut nicht fest auf dem Kopfe sitzen hatte oder ihn mit beiden Händen hielt, dem entriß ihn der Sturmwind.

Bäuerle passirte die Brücke, um nach der Stadt zu gehen. Er vermochte kaum vor sich hin zu sehen, da ihm ganze Schichten Schnee in die Augen geweht wurden.

Da kam ihm eine junge Frauensperson entgegen. Sie geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Ein Hut mit einem Schleier hing ihr am Arme; ihr Haar flog ihr wild um das Gesicht, ihre Augen waren starr und leblos; der Mantel, den sie trug, war offen und hing zurückgeschlagen über die Hälfte des Körpers. Sie lief wie von wilden Hunden gehetzt.

Krones! um Gottes willen! Krones! rief Bäuerle und hielt sie an. Hat sie die Tarantel gestochen? Alle Leute sehen nach Ihnen! Was ist Ihnen geschehen? Sie rasen einher wie verrückt!

Kommen Sie! kommen Sie! antwortete Krones,

kommen Sie mit mir! Schnell, über die Brücke in das erste beste Haus! —

Bäuerle führte Therese nach der Leopoldstadt, und im sogenannten „Hoftischlerhause," das große Haus nächst dem Hôtel „zum Lamm," trat er mit ihr ein.

Ich bin verloren! ächzte Krones. Ich komme vom Criminalgerichte, bei welchem ich schon zum fünften Male des gräßlichen Mörders, Jarosinski wegen, verhört werde. — Vor mehreren Tagen stellte der Untersuchungsrichter, Rath Carhan die Frage an mich: „Ob ich Jarosinski nie in Geldverlegenheiten gesehen hätte!" — Ich antwortete „Nein, nie!" und ich beschwor diese Aussage.

Tags darauf ward Madame Tusch gerufen. — Der Untersuchungsrichter that an sie dieselbe Frage.

Frau Tusch antwortete: Sehr oft habe ich den Grafen in Geldverlegenheiten gesehen, das erste Mal, als sich Therese Krones in Jarosinskis Namen an mich wendete. Damals benötbigte der „Graf": Ein Tausend Stück Ducaten; ich verschaffte sie ihm und zählte ihm diese Tausend Ducaten in dem Zimmer der Krones und in ihrer Gegenwart baar auf.

Der Untersuchungsrichter gerieth außer sich, als er erfuhr, daß ich eine falsche Aussage beschworen. Er hielt mir meine lügenhafte Angabe vor. — Ich vermochte nicht zu widersprechen. — Ich stammelte als Entschuldigung die Worte: „Es ist wahr, daß Jarosinski durch Frau Tusch in meiner Gegenwart Ein Tausend Stück Ducaten gegen einen Wechsel dargeliehen erhielt. — Ich dachte nicht mehr daran!" — Nein, donnerte der Untersuchungsrichter, „Sie haben nicht auf Jarosinskis Geldverlegenheit vergessen; es sind zu viele Nebenumstände dabei, Sie haben sich zu dringend für ihn verwendet, die Summe von 1000 Ducaten ist zu namhaft, als daß Sie an diese Angelegenheit

nicht hätten denken müssen, auch machte ich Sie nachdrücklich aufmerksam, welche Wichtigkeit eine Eidesleistung habe, ich erinnerte Sie eindringend, welche Folgen entstehen, eine falsche Angabe zu beschwören. Dessenungeachtet riefen Sie Gott zum Zeugen an, daß das wahr sei, was Sie sagten — Sie wollten das Gericht irreführen, Sie wollten Ihren „Geliebten" darstellen, als wenn dieser gar nicht in der Lage gewesen, wegen Mangel an Geld ein Verbrechen zu begehen! — Sie bleiben hier! Sie werden ins Gefängniß geführt, Sie haben einen falschen Eid geschworen; ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Ich stürzte vor Schreck und Entsetzen wie todt zu den Füssen des Criminalgerichts-Rathes nieder.

Man sprang mir bei. Ich wurde aus meiner Ohnmacht gerüttelt.

Als ich wieder zu Bewußtsein gelangte, warf ich mich vor dem Untersuchungsrichter auf die Knie. — Ich bat ihn mit „aufgehobenen Händen," mich nicht zu verderben!

Er hörte mich nicht.

Endlich sagte ich: „Herr Rath sollte ich über meine Unbesonnenheit Strafe verdient haben, in Gottes Namen! so verhängen Sie diese über mich, aber lassen Sie mich nur heute noch bis nach der Vorstellung im Theater, frei. —

Ich bin annoncirt im „Mädchen aus der Feenwelt" zu spielen. Ich habe die besten Zusicherungen erhalten, daß ich heute Gnade vor dem Publikum finden werde. Hunderte von Menschen strömen heute ins Theater. Wird das Stück nicht gegeben, weil ich verhaftet worden, so gibt dies ein größeres Scandal als am 17. Februar! Lassen Sie mich heute noch spielen, Herr Rath, morgen, mit dem Frühesten, ja heute

noch, nach dem Theater, stelle ich mich selbst dem Gefangenhause, dann verhänge das Gericht über mich, was die Gesetze vorschreiben."

Ich wälzte mich im Staube vor dem Rathe; ich flehte nur um die einzige Gnade, heute noch meine Rolle spielen zu dürfen; ich weinte, ich schluchzte, ich rutschte auf den Knieen vor dem Rathe, vor dem Actuar, vor dem Gerichtsbeisitzer umher.

Endlich sagte der Rath: In Anbetracht, daß es ein ungeheueres Aufsehen machen müßte, wenn ich Sie sogleich hier behalten würde, lasse ich Sie heute noch auftreten. — Gehen Sie; aber ich werde mich ihrer Person versichern; Sie sollen dem Gerichte nicht entwischen!

Ich eilte in Verzweiflung aus dem Criminal-Gebäude, flog durch die Straßen der Stadt, in einem Zustande, der mir das Leben kosten kann. — Rathen Sie mir, Bäuerle, was soll ich thun, um mich zu retten?

Ich weiß keinen andern Rath, antwortete Bäuerle, als verfügen wir uns Beide sogleich zu Doctor Manquet. Er ist ein ausgezeichneter Jurist, ein Mann, der genau weiß, was in einer solchen Lage geschehen kann. Er wird sich für Sie verwenden. Er wird Mittel wissen, wie Ihnen zu helfen! — Doch, mit Ihnen nach der Stadt zu Fuße zu gehen, ist unmöglich! Alle Menschen blicken nach Ihnen. Sie sehen aus, als wenn Sie mit dem Tode rängen, Sie gleichen einer Person, welche dem Lazareth entsprungen! Ich rufe einen Fiaker herbei und wir fahren zur Wohnung des Doctors Manquet.

Es geschah.

Doctor Manquet wohnte in der Himmelpfortgasse zur „Stadt Triest."

Es war zwei Uhr, Mittags, als Bäuerle und Krones bei Dr. Manquet eintraten.

Der Doctor hatte gerade Gäste.

Er stand von der Tafel auf, und kam den beiden Eintretenden entgegen.

Krones erschien vor der Gesellschaft in einem Zustande, der die letztere entsetzte.

Manquet führte Bäuerle und Krones in ein Nebenzimmer.

Dort warf sich Krones laut schluchzend auf ein Sopha.

Bäuerle mußte statt ihr sprechen, und berichtete getreulich, was er von Theresen erfahren.

Manquet berührte die Unbesonnenheit der Krones äußerst unangenehm.

Fassung! Fassung, rief er. Hier kann Niemand, als Se. Excellenz der Herr Appellations-Präsident helfen. — Sie haben noch ihren Wagen bei der Hand? fragte er Bäuerle.

Er wartet am Hause.

Wir fahren alle drei zu Sr. Excellenz. Wir bitten nicht, daß dem Willen des Gesetzes keine Folge gegeben werde; wir bitten nur um Aufschub der Verhaftung. Ich, als Administrator des Theaters, lege für ein beliebtes Mitglied ein Vorwort ein. Ich werde nicht als Advocat, sondern als Vertreter einer Kunstanstalt sprechen und ansuchen, den Nachtheil nicht noch zu erhöhen, welcher dem Theater durch die fortgesetzte Kränkung eines seiner besten Mitglieder zugefügt wird. Fassen Sie sich, Krones, der Herr Appellations-Präsident ist einer der humansten Männer Wiens; er wird Sie nicht verderben lassen!

— — ———

Siebentes Capitel.

Als sich Manquet bei seinen Gästen darüber entschuldigt hatte, daß er sie plötzlich verlassen müsse, verfügte er sich mit seinen beiden Bittstellern in den Wagen, der ihrer wartete. Man fuhr in die Herrengasse, wo sich das Appellationsgericht befand.

Auf dem Wege dahin instruirte Dr. Manquet, was Krones Sr. Excellenz zu sagen habe, falls sie vorgelassen würde.

Krones prägte sich die Unterweisung tief ein und sprach sie fast buchstäblich nach.

Der Präsident befand sich noch in seinem Bureau. Er ließ nach geschehener Anmeldung die Bittsteller vor.

Manquet trug das Anliegen vor.

Aber was ist Ihnen eingefallen, eine falsche Aussage mit einem Eide zu besiegeln? fragte der Präsident.

Euere Excellenz, stammelte Krones und wollte dem Chef des Appellationsgerichtes zu Füßen fallen, der sie liebreich hievon abhielt, Euere Excellenz, ich glaubte, daß es keine Geldverlegenheit sei, wenn Jemand: Ein Tausend Ducaten benöthigt, und diese augenblicklich erhält!

„Man kann es so deuten!" antwortete der Präsident; deshalb beruhigen Sie sich. Ich werde an den Criminal-Senat schreiben lassen und ihm auftragen, mir die Acten über Sie vorzulegen, und darnach entscheiden.

Ach, mein gnädigster Herr Präsident, schluchzte Krones, mittlerweile kann ich aber doch verhaftet werden?

Gewiß nicht, entgegnete der Präsident; Herr Dr.

von Manquet wird Sorge tragen, daß Sie sich auf jede Vorladung stellen. — Daß Sie vor der Hand nicht gefänglich eingezogen werden sollen, will ich veranlassen und Ihrem Untersuchungsrichter sogleich zur Verständigung einige Zeilen zustellen lassen.

Mit diesen Worten entließ er die Bittsteller.

Krones wollte dem Präsidenten die Hände küssen; er duldete es nicht.

Krones und ihre Begleiter verließen das Bureau.

Im Wagen sagte Manquet zur Krones:

Jetzt können Sie ruhig sein! Sie werden mit einem Verweise davon kommen!

O mein Herr Doctor, erwiederte Krones, die Entschuldigung, die Sie mir zugeflüstert haben, wird mir helfen.

Sie muß Ihnen helfen, besonders da Sie gewiß nicht die Absicht hatten, Jarosinski verdachtlos darzustellen. —

Diesen schrecklichen Menschen verdachtlos? Da hätte ich auf die Frage: „Fiel Ihnen denn seine tolle Verschwendung nie auf?" nicht antworten müssen: „Immer! Mit Unwillen bemerkte ich sein thörichtes Treiben, aber ich glaubte an die Millionen, die er zu besitzen vorgab. Ich hätte ferner die ganze Scene bei seinem „Abschiedsdiner" und die Worte, die ich sprach, als ich den Mord an Abbé Plank berührte, verschweigen müssen, verschweigen, daß er, als ich sagte: „ich würde mich, wenn ich krank wäre, zum Richtplatze hinaustragen lassen, um den elenden Mörder hängen zu sehen." Daß er nach diesen Worten von der Tafel aufstand und mir erwiederte: „Sie haben ein hartes Gemüth!" Alles dieses hätte ich verschweigen müssen, aber ich sagte es dem Richter in meiner Entrüstung, ohne darnach gefragt zu werden. Heißt das Jarosinski verdachtlos darstellen?

Wiederholen Sie dies, wenn Sie wieder vorgeladen werden; wenn Ihnen keine böse Absicht zur Last gelegt werden kann, wird Ihnen der aus Unbesonnenheit abgelegte Eid nicht so übel gedeutet werden, dann aber geben Sie auch an, daß um über Jarosinskis Geldverlegenheiten Aufschlüsse zu erhalten, die Wucherer, die Spieler, die Unterhändler gefragt werden müßten, deren Zahl so groß ist, daß die Hälfte derselben genügen würde, um seine Noth an Barschaft darzustellen.

Krones athmete nun leichter. Als sie von Manquet und Bäuerle Abschied nahm, um allein nach Hause zu fahren, da dankte sie beiden herzlich.

Ich wäre verloren gewesen in meiner Rathlosigkeit, und wäre eher in die Donau gesprungen, als ich mich hätte verhaften lassen!

Abends erschien sie auf dem Theater.

Das Publikum ermunterte sie.

Nach dem Duette wurde sie gerufen.

Als Raimund extemporirte: „Komm noch ein „Mal, Du meine Jugend, ehe Du Abschied nimmst. „Von der Jugend kann man sich nicht so leicht tren„nen, Du kannst auch morgen wiederkehren!" da mußte Krones noch ein Mal erscheinen und das Duett wiederholen.

Nun hatte sie es gewonnen.

Sie trat am andern Tage wieder als „Jugend" auf, am dritten Tage als „Gisperl" und wurde wieder so freundlich aufgenommen als ob nichts vorgefallen wäre.

Das auf längere Zeit vertagte Benefice fand endlich Statt.

Das Haus war außerordentlich voll.

Krones fürchtete, daß vielleicht an diesem, ihr gewidmeten Abende noch einige Nachzügler des Un-

muthes über ihren Leichtsinn sich einfinden und ihre Zeichen des Mißfallens äußern könnten; aber ihre Angst war grundlos.

Das Stück gefiel sehr. Krones, welche darin eine wahre Paraderolle spielte, Gesangsstücke vortrug, in welchen sie unnachahmlich war, welche als Schauspielerin und als Tänzerin zu glänzen Gelegenheit fand, wurde mit Beifall überhäuft und vielleicht zehn Mal gerufen.

Nun gewann sie ihren ganzen Frohsinn wieder. Als auch das Criminalgericht es für genügend fand, sie über ihre unrichtig abgegebene Aussage mit einem eindringlichen Verweis zu bestrafen, da verschwanden alle ihre Kümmernisse und sie lebte nun mit ganzer Seele ihrem Berufe.

* *
*

Jarosinski leugnete fort und fort. Seine That war so klar bewiesen, daß jede seiner Einwendungen positiv absurd erschien; er läugnete unaufhörlich. Endlich verwickelte er sich in Widersprüche, wußte heute nicht mehr, was er gestern behauptete, nahm zu den frechsten Lügen seine Zuflucht, und wußte am Ende nicht mehr, was er antworten sollte.

Seinen Diener Jazeck beschuldigte er endlich, er habe das Messer gekauft und eingepackt, und Jarosinski kenne es nicht, habe es nie gesehen.

Jazeck hätte der Sache leicht ein Ende machen können, wenn er gesagt, was er gewußt, aber dieser treue Diener war weder durch Vorstellungen, noch durch Drohungen zu bewegen, gegen seinen Herrn auszusagen.

Herr, mein Herr bleiben, auch im Unglücke, Herr gut sein, Herr mir Wohlthaten erwiesen, sagte Jazeck jedes Mal vor Gericht; von Herrn nichts Böses wissen, Jazeck lieber sterben als undankbar sein.

Als ihm vorgehalten wurde, daß sein Herr behauptet, das Messer gehöre dem Diener, antwortete Jazeck, wenn Herr dies gesagt, wird es auch wahr sein. Jazeck sich zwar nicht erinnern an dieses Messer, aber seinem Herrn auch nicht widersprechen wollen.

Endlich wurde der Messerschmied ausfindig gemacht, bei welchem Jarosinski das Mordinstrument kaufte, und obgleich es gut geschliffen war, noch schärfer und spitziger schleifen ließ.

Der Messerschmied und einer seiner Gesellen beschworen ihre Aussagen.

Jarosinski läugnete wieder. Er behauptete, den Messerschmied nie gesprochen, nie gesehen zu haben. Er log hier eine ganze Geschichte.

Das Gericht verurtheilte den frechen Lügner zu zwölf Stockstreichen. Ein gewesener Corporal in jener Zeit, „Amtsknecht" des Criminalgerichts, „Nagel" war sein Name, mußte ihm die zwölf Stockstreiche verabreichen. Es geschah auf dem Boden des Criminalgebäudes, weil man befürchtete, der Inquisit könnte ein Geschrei erheben, das dann auf der Straße gehört werden müßte, aber Jarosinski schrie nicht, er verbiß seinen Schmerz und ließ sich dann ruhig in seinen Arrest zurückführen.

Er trat ganz kleinlaut und zerknirscht in den Kreis seiner Mitgefangenen.

Diese wußten von der Züchtigung kein Wort, erschracken aber über sein verstörtes Aussehen.

Was ist Ihnen, Herr Graf? redete ihn einer seiner Zimmergenossen an.

Es wird bald aus sein! mit dem Grafen, „Ex-Graf" werdet Ihr bald sagen müssen! Ich fühle es, es geht zu Ende mit mir. Ich habe keine Hoffnung, mich aus meiner Lage herauswinden zu können.

Aber ihre Unschuld?

Ach, mein Gott! stöhnte Jarosinski.

Ihr Botschafter?

Der will nichts von mir wissen.

Ihr Kaiser. —

Nichts von ihm! Ich bitte Euch, fragt mich nicht, begnügt Euch zu wissen, daß ich mich selbst aufgebe! „Er," „Er" ist es mit mir! Ich bin heute auch sehr krank; ich vermag mich kaum zu schleppen, helft mir, mich auf die Pritsche zu legen.

Sie hoben ihn auf sein Lager.

Jetzt fing er heftig zu weinen an, so daß den armen Gefangenen ebenfalls Thränen in die Augen kamen.

Ein neuer Ankömmling unterbrach die Scene.

Ein Bedienter ward angeklagt, eine goldene Uhr gestohlen zu haben. Seine Verhaftung geschah auf einen bloßen Verdacht hin, und nach fünf Tagen wurde der arme Teufel wieder entlassen, weil der wahre Thäter ergriffen ward. Es war der Bediente des Schauspielers Korntheuer, ein drolliger Kauz, ganz würdig, einem so ausgezeichneten Komiker zu dienen.

Er hieß Wengel und war ein Mensch voll Schnaken und Schnurren.

Es schien ihn der Arrest nicht im Geringsten zu geniren. Er trat mit den Worten ein:

Alles soll der Mensch kennen lernen, auch einen Arrest! Nun, ich werde für kurze Zeit seine Bekanntschaft machen. — Guten Tag! Ihr Herren. Ich werde Euch damit nicht langweilen, daß ich Euch erzäle, ich sei unschuldig, das wird sich schon zeigen, aber lustig bin ich, und in eurem Trübsinn wird das Euch nicht unangenehm sein!

Mit diesen Worten betrachtete er das Zimmer

und seine Bewohner. Als er Jarosinski so kläglich auf der Pritsche liegen sah, rief er plötzlich:

Ei, Herr Graf, Sie sind da? Nun, das freut mich, Sie hier zu sehen!

Jarosinski warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

Ich muß mich bei dem Gefangenwärter besonders bedanken, fuhr Wengel fort, daß er mich in einen so „distinguirten Cirkel" geführt hat. Ich passe eigentlich gar nicht in so vornehme Gesellschaft, ein Graf und ein Lakei, das reimt sich nicht zusammen!

Was sind das für Reden! sagte Jarosinski. Woher kennt Er mich?

Vom Theater in der Leopoldstadt, vom Raimund, von der Krones, von meinem Herrn aus. Ich bin der Bediente des Schauspielers Korntheuer. Mein Herr wird eine Freud' haben, wenn er erfährt, daß ich ein so nobles Quartier habe!

Lasse Er die Späße und erzäle Er mir. Er kommt aus der Leopoldstadt? Dort wird man gewiß den Stab über mich schon längst gebrochen haben?

O mein Herr Graf, nicht nur in der Leopoldstadt, auch in der Stadt, in Mariahilf, in Gumpendorf, in der Josephstadt, in der Roßau, auf dem Strozzischen und Michael Bairischen Grund, kurz wo Menschen zusammen kommen.

Und man verdammt mich?

Ob? — Geschätzter Herr Graf, das sollte Ihnen doch einleuchtend sein!

Glaubt man denn, daß ich das gethan, wessen man mich beschuldigt?

Aber Herr Graf, da sieht man, daß Sie nicht unter die Leute kommen, da Sie um so Etwas fragen!

Jarosinski seufzte tief auf.

Man weiß, daß Sie läugnen! Seit fünf Monaten läugnen Sie! recht haben Sie, wenn es nur Etwas nützt!

Sie machen ein finsteres Gesicht, Herr Graf? Nun ich sage nichts mehr. Aber fragen Sie auch nichts mehr!

Jarosinski brach in einen Strom von Thränen aus.

Wengel wollte ihn erheitern.

Gott allein kann Ihnen helfen! tröstete er Jarosinski. Auf welche Art Gott helfen kann, weiß ich zwar nicht; vielleicht hat er Sie vergessen, da Sie ihn vergessen haben. — Jetzt, meine Herren, wendete er sich an die Mitgefangenen, bitte ich, mich von der Hauseinrichtung zu unterrichten. Wann wird hier gespeist? Wird hier nach dem Tarif, oder Table d'hote gespeist? Wann geht man zu Bette? Wann steht man auf? Wenn man täglich nur 8 kr. zu verzehren hat, muß man hievon auch die Wäscherin bezahlen? Wenn man krank ist, hat man einen Arzt, oder wird man durch Hausmittel curirt? Braucht man einen Tagzettel, oder wird man ganz einfach eingeschrieben? Einen Paß hab ich nicht, auch sonst nichts aufzuweisen, als mich selbst.

Die Arrestanten, zu welchen Wengel in dieser Weise sprach, würden gelacht haben, hätten sie nicht aus Schonung und Rücksicht für Jarosinski eine trübe Stimmung zeigen müssen.

Jarosinski winkte Wengel zu sich und bat ihn, ihm zu erzälen, was er über ihn gehört.

Wengel nahm keinen Anstand zu sagen, was er wußte Ich bedauere Sie gewiß herzlich, Herr Graf, aber ich kann nicht lügen und Ihnen, nachdem was ich weiß, und gehört habe, keine Hoffnungen für eine günstige Wendung Ihres Schicksals hinterbringen. Ich,

an ihrer Stelle machte es kurz. Ich sagte offenherzig was ich gethan, denn in einem solchen Zustande leben, ist kein Leben.

Jarosinski verfiel in tiefes Brüten. Dasselbe ließ ihn sogar die ausgestandenen Stockstreiche verschmerzen.

Jarosinski sprach kein Wort mehr.

Er hörte auch nicht, was um ihn her gesprochen wurde.

Wengel trug eine Menge Possen vor. Er wiederholte die possirlichen Einfälle, die sein Herr auf dem Theater extemporirte. Er wußte die armen Gefangenen in die heiterste Stimmung zu versetzen.

Endlich brach die Nacht herein und stille und ernst ward es in „diesen unheiligen Hallen, wo man nur Rache kennt."

* * *

Wir haben nun von Stephan zu berichten von welchem der Leser schon so lange nichts gehört hat.

Stephan ließ sich von seiner Frau nicht scheiden; Krones hatte ihn zu sehr durch ihren Wankelmuth gekränkt. Er trug mit Ergebenheit sein Ehejoch, und seiner Frau muß es zum Lobe nachgerühmt werden, daß sie ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen suchte.

Um sich für die verschmähte Liebe an Theresen zu rächen, dachte er nicht mehr an sie. Er besuchte mit seiner Frau nie das Leopoldstädter Theater. Er las nicht ein Mal die Komödienzettel, um ja dem Namen der Treulosen nicht wieder zu begegnen.

Von der Unthat Jarosinskis hörte er wohl viel, auch daß Krones seine Geliebte war, aber er war schon so gleichgiltig gegen sie geworden, daß er wie von einer ganz fremden Person von ihr sprach.

Nur Frau Tusch riß wieder Stephans kaum vernarbte Herzenswunden auf.

Als sie die Krones wegen einer falschen Aussage denuncirt hatte, und den Untersuchungsrichter so entrüstet fand, da freute sich das böse Weib über den Streich, welchen sie der Krones gespielt, jubelte, daß endlich doch eine Gelegenheit gekommen, sich an der Verhaßten zu rächen, welcher Freundschaft und Zuneigung zu heucheln nur in schmutzigen Geldinteressen lag.

Sie erzälte der ganzen Welt von der falschbeschworenen Aussage und weidete sich, wenn irgend Jemand sagte: Dies kann der Krones Ehre und Freiheit kosten! Die Krones zu vernichten, war ihr Feldgeschrei.

Um über Therese das Schrecklichste zu verbreiten, suchte Frau Tusch auch ihre frühere Freundin Madame Weichselstamm, jetzt verehelichte Oblevits, auf.

Diese soll auch meinen Triumf theilen, und ihr Gatte ebenfalls, der von der Krones so unbarmherzig mißhandelte Stephan! O wie werden diese jauchzen, wenn sie erfahren, daß diese dünkelvolle Komödiantin auf einmal gedemüthigt wird, daß diese ausgestoßen wird aus der Gesellschaft der Ehrlichen, ihr Name, trotz ihrer Beliebtheit, gestrichen wird aus dem Register renommirter Personen.

Mit einem Jubelgeschrei trat sie bei Stephan und seiner Gattin ein.

Haben Sie schon gehört? rief sie dem Ehepare zu: die Krones geht vom Leopoldstädter-Theater ab, und betritt eine ganz andere Bühne! Das ist mein Werk! Ich habe ihr Verbrechen angezeigt, ich habe die Falschheit ihrer Aussagen enthüllt. Hören Sie nun, wie das geschehen.

Frau Tusch erzälte was sie gethan. Sie gab an:

O ich hätte sie schon retten können! Ich hätte nur sagen dürfen, daß Krones, was sie mir selbst erzälte, vor lauter Angst vor dem Criminal-Gerichte, zu Allem „Ja" gesagt, was man sie gefragt, daß sie selbst „Ja" gesagt, wenn man sie beschuldigt hätte, daß sie den Abbé Plank ermordet! Ich hätte sie retten können, wenn ich ihr einen Wink gegeben, noch ehe sie neuerdings vorgeladen, ihre, aus Unverstand und Unbesonnenheit gemachte Aussage zu widerrufen; ich hätte sie retten können, wenn ich angegeben, daß Krones mir die Entdeckung gemacht, daß sie der falsche Eid nicht schlafen lasse, — aber das fiel mir nicht ein. Ich sagte ganz kalt dem Criminalrichter: daß Krones solche Angaben macht und noch dazu beschwört, ist nicht zu wundern, sie wird nicht Enthüllungen mittheilen, welche den Galan an den Galgen bringen.

Deshalb freuen Sie sich, Herr und Frau von Oblevits; auch Sie sind beide vielfach von dieser Person gekränkt worden, nun wird sie büssen für Alles das, was sie je Böses gethan. Vielleicht sitzt sie jetzt schon im Polizeihause, und studirt die undankbare Rolle einer Ehrvergessenen!

Uiber das entsetzliche Gift, das den Lippen dieses bösen Weibes entströmte, vermochte sich Stephan nicht mehr zurück zu halten.

Ich nehme meine Frau zum Zeugen, fuhr er auf, daß der Name Krones seit unserer Versöhnung nicht mehr über meine Lippen kam, daß ich nicht mehr an sie dachte, daß ich sie zu sehen vermied, auf allen Wegen; aber wenn sie mir auch nach dem Leben getrachtet, meine Ehre genommen, mein Vermögen mir geraubt, so würde ich doch eine so nichtswürdige Rache nicht an ihr nehmen, wie Sie, Madame! — Sie sind

also Schuld, wenn sie ihre Freiheit verliert? — Da ist es Menschenpflicht, ihr beizustehen. — Du hast es gehört, sagte er zu seiner Gattin, was diese Frau hier geäußert; — wir gehen zu Gericht, und bringen dies vor; können wir die Aermste auch nicht retten, so werden wir wenigstens diejenige schildern, die sie in den Abgrund stieß.

Ja, das wollen wir, setzte Frau Oblevits hinzu; es ist ja schändlich, was Sie mit dem armen Geschöpfe treiben! Haben Sie nicht die Bekanntschaft der Unglücklichen mit dem entsetzlichen Mörder auf dem Gewissen? Spricht nicht die ganze Stadt davon? — Da Sie, Frau Tusch, ein solches Scheusal sind, — so wollen wir auch kein Mitleid mit Ihnen haben, und Aufschlüsse über Sie geben, die eine Kleinigkeit sein werden, gegen die über die Krones.

Aufschlüsse über mich? Bei wem denn?

Bei dem französischen Obersten, bei dem Grafen Bromheim, welche beide ohnehin genug Notizen über Sie gesammelt haben, und die jetzt benützt werden, um eines der gefährlichsten Weiber aus des Obersten Hause, aus seiner Nachbarschaft, ja vielleicht aus Wien zu bringen. Komm'! sagte Stephan zu seiner Gattin, wir wollen zuerst zur Krones; der Himmel wird es gefügt haben, daß sie noch nicht zur Verantwortung gezogen; komm'! wiederholte Stephan, es ist keine Zeit zu verlieren. —

Frau Tusch war ganz consternirt.

Mein Gott! sagte sie, Sie rechnen mir meinen Triumf über die Niederlage einer Feindin doch gar zu hoch an.

Darf man fragen, fiel Frau Oblevits ein, aus welchen Gründen Sie die Krones anfeinden? — Glauben Sie, wir wüßten diese Gründe nicht? — Erinnern Sie sich doch, Madame, was Sie

Frau Tusch erzälte was sie gethan. Sie gab an:

O ich hätte sie schon retten können! Ich hätte nur sagen dürfen, daß Krones, was sie mir selbst erzälte, vor lauter Angst vor dem Criminal-Gerichte, zu Allem „Ja“ gesagt, was man sie gefragt, daß sie selbst „Ja“ gesagt, wenn man sie beschuldigt hätte, daß sie den Abbé Plank ermordet! Ich hätte sie retten können, wenn ich ihr einen Wink gegeben, noch ehe sie neuerdings vorgeladen, ihre, aus Unverstand und Unbesonnenheit gemachte Aussage zu widerrufen; ich hätte sie retten können, wenn ich angegeben, daß Krones mir die Entdeckung gemacht, daß sie der falsche Eid nicht schlafen lasse, — aber das fiel mir nicht ein. Ich sagte ganz kalt dem Criminalrichter: daß Krones solche Angaben macht und noch dazu beschwört, ist nicht zu wundern, sie wird nicht Enthüllungen mittheilen, welche den Galan an den Galgen bringen.

Deshalb freuen Sie sich, Herr und Frau von Oblevits; auch Sie sind beide vielfach von dieser Person gekränkt worden, nun wird sie büssen für Alles das, was sie je Böses gethan. Vielleicht sitzt sie jetzt schon im Polizeihause, und studirt die undankbare Rolle einer Ehrvergessenen!

Uiber das entsetzliche Gift, das den Lippen dieses bösen Weibes entströmte, vermochte sich Stephan nicht mehr zurück zu halten.

Ich nehme meine Frau zum Zeugen, fuhr er auf, daß der Name Krones seit unserer Versöhnung nicht mehr über meine Lippen kam, daß ich nicht mehr an sie dachte, daß ich sie zu sehen vermied, auf allen Wegen; aber wenn sie mir auch nach dem Leben getrachtet, meine Ehre genommen, mein Vermögen mir geraubt, so würde ich doch eine so nichtswürdige Rache nicht an ihr nehmen, wie Sie, Madame! — Sie sind

also Schuld, wenn sie ihre Freiheit verliert? -- Da ist es Menschenpflicht, ihr beizustehen. — Du hast es gehört, sagte er zu seiner Gattin, was diese Frau hier geäußert; — wir gehen zu Gericht, und bringen dies vor; können wir die Aermste auch nicht retten, so werden wir wenigstens diejenige schildern, die sie in den Abgrund stieß.

Ja, das wollen wir, setzte Frau Oblevits hinzu; es ist ja schändlich, was Sie mit dem armen Geschöpfe treiben! Haben Sie nicht die Bekanntschaft der Unglücklichen mit dem entsetzlichen Mörder auf dem Gewissen? Spricht nicht die ganze Stadt davon? — Da Sie, Frau Tusch, ein solches Scheusal sind, — so wollen wir auch kein Mitleid mit Ihnen haben, und Aufschlüsse über Sie geben, die eine Kleinigkeit sein werden, gegen die über die Krones.

Aufschlüsse über mich? Bei wem denn?

Bei dem französischen Obersten, bei dem Grafen Bromheim, welche beide ohnehin genug Notizen über Sie gesammelt haben, und die jetzt benützt werden, um eines der gefährlichsten Weiber aus des Obersten Hause, aus seiner Nachbarschaft, ja vielleicht aus Wien zu bringen. Komm'! sagte Stephan zu seiner Gattin, wir wollen zuerst zur Krones; der Himmel wird es gefügt haben, daß sie noch nicht zur Verantwortung gezogen; komm'! wiederholte Stephan, es ist keine Zeit zu verlieren. —

Frau Tusch war ganz consternirt.

Mein Gott! sagte sie, Sie rechnen mir meinen Triumf über die Niederlage einer Feindin doch gar zu hoch an.

Darf man fragen, fiel Frau Oblevits ein, aus welchen Gründen Sie die Krones anfeinden? — Glauben Sie, wir wüßten diese Gründe nicht? — Erinnern Sie sich doch, Madame, was Sie

mir selbst mittheilten! Und Sie beschönigen sich noch? — Jetzt soll Alles an den Tag kommen! Ich habe keinen andern Willen als den meines Mannes; er will, ich soll gegen Sie auftreten, ich bin dabei.

Und nun verlassen Sie uns, ermahnte Stephan. Wir wollen mit Ihnen keine Gemeinschaft mehr. — Wir hätten Sie ignorirt, aber da Sie hieher kommen und uns zumuthen, wir sollen ihre Gesinnungen theilen, da Sie sich einbilden, wir könnten ein so abscheuliches Herz besitzen, wie Sie, so sagen wir Ihnen, Sie gehen zu weit, ihrem Treiben muß ein Ziel gesetzt werden.

Frau Tusch schlich sich zerknirscht fort.

Ihr Gewissen wurde aufgerüttelt. Es überfiel sie eine große Angst, namentlich vor dem französischen Obersten. Sie wußte es, daß dieser schon längst daran gearbeitet, sie als eine unmoralische Person aus seinem Hause zu bringen.

Als Stephan mit seiner Frau allein war, umarmte er sie.

Du bist eine brave Frau! rief er aus, und hast mir vortrefflich secundirt. — Du hast auch redlich Wort gehalten, mich nicht mehr durch Eifersucht zu quälen. Bei Therese Krones, die Dir so viel Kummer machte, hast Du nun die Probe bestanden.

Ich habe Dich beobachtet, entgegnete seine Gattin; seit dem Augenblicke, in welchem Du Theresen verlassen und zu mir zurückkehrtest, hieltst Du Dich ferne von ihr. Was Du heute ihretwegen geäußert, thatst Du aus Menschenpflicht. Sie ist jetzt das unglücklichste Geschöpf von der Welt, und ich glaube nicht, daß sie die Leiden, welche sie jetzt zu erdulden hat, besonders bei ihrer Kränklichkeit, überstehen wird. Du wirst Dich überzeugen, sie wird nicht lange mehr leben, und

So oft dies geschah, versammelten sich auf den Gängen und der Stiege, welche der Verbrecher passiren mußte, eine Menge Menschen, größtentheils Neugierige, welchen es nicht verwehrt wurde, einige Zeit hier zu verweilen.

Jarosinski merkte es wohl, daß diese Menschen nicht zufällig hier verweilten. Um sie glauben zu machen, er sei kein Verbrecher, sondern ein Angestellter (?) des Hauses, erbat er sich von seinem Untersuchungsrichter die Begünstigung, mit einem Pack Schriften unter dem Arme, Gänge und Treppen durchschreiten zu dürfen.

Es wurde ihm gestattet; aber dieser Witz Jarosinski's mißlang. Nun ward er erst recht kenntlich.

Einer sagte es dem Andern: „Der mit dem wider„lichen Gesichte, mit dem struppigen Barte und den „Papieren unter dem Arme, ist es!"

Jarosinski hörte diese Worte mit eigenen Ohren, und voll Unwillen drang er die vorgeblichen Acten dem Gefangenwärter auf. „Möge man Sie für mich ansehen!" sagte er!

Für diese Ehre danke ich, antwortete dieser, und übergab die Papiere einem Polizeisoldaten.

Bei dem Verhöre, von welchem wir sprechen wollen, ließ sich Jarosinski abermals hinreißen, die ungereimtesten Unwahrheiten zu sagen. So behauptete er, daß das mit Blut besudelte, bei der Wäscherin noch vorgefundene Hemd, dann ein Halstuch und ein Schnupftuch, welche doch sämmtlich mit einer Grafenkrone (?) und darunter mit den Buchstaben S. J. bezeichnet waren, ihm nicht angehörten! Andere Wäsche aber mit eben solchen Merkzeichen versehen, anerkannte er für die seinige!

Die Wäscherin dagegen und Jazeck sagten aus, daß diese mit Blut befleckte Wäsche von Jarosinski herrühre. Die erstere versicherte, daß sie dieselben Stücke

Als Stephan und seine Frau bei Theresen eintraten, da stutzte sie nicht wenig.

Wie? sagte sie, Herr und Frau von Oblevits besuchen mich, mich, die Geächtete, vor der sich die besten Freunde fern halten?

In der Noth, antwortete Stephan, muß man seine Freunde kennen lernen, im Trübsal Jenen die Hand reichen, welche von der ganzen Welt verlassen sind. Uns bringt aber noch ein besonderer Umstand zu Ihnen; man will Sie noch tiefer sinken lassen, als es ohnehin schon geschehen, und deshalb sind wir hieher gekommen, Ihnen unsern Beistand anzubieten.

Stephan schilderte nun getreulich die Scene, welche er und seine Frau durch den Besuch der Tusch erlebt.

Das ist zu grausam! rief Manquet. Diese schändlichen Ränke, liebe Krones, hätten wir früher wissen sollen, doch die Aufdeckung solcher Bosheit kommt noch immer nicht zu spät.

Und ich, erwiederte Bohrmann, werde es mir zur Aufgabe machen, der Intrigue eines Weibes entgegen zu wirken, dessen Sündenmaß schon längst voll ist. Wien soll befreit werden von diesem Ungeheuer. Auch ich kann gleich dem Obersten Nachweisungen über den Ort, welchem diese abscheuliche Frau vorsteht, geben, Nachweisungen, welche die Tusch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überliefern sollen. Sie fröhnt jedem Laster, wenn es nur Geld bringt; daß jener ruchlose Mann dem Hochgerichte verfiel, ist ihr Werk. Ich werde es beweisen.

Achtes Capitel.

Nach einigen Tagen wurde Jarosinski abermals zum Verhör geführt.

Als das Geständniß zu Papier gebracht und einundzwanzig Bogen, welche damit angefüllt, von Jarosinski unterschrieben waren, athmete er tief auf und sagte:

Sie wissen nun Alles! Diese Nacht, so heiß der Tag war (das Geständniß legte Jarosinski am 7. Juli 1827 ab), werde ich doch endlich schlafen können.

Er wurde in sein Gefängniß zurückgeführt.

Auf dem Gange begegnete er Nagel, der ihm vor mehreren Tagen die 12 Stockstreiche gegeben.

Legen Sie sich zu Bette, redete ihn Jarosinski an. Ich mache Ihnen nun keine Mühe mehr. Auf mich haben Sie nicht mehr zu warten! Ich habe gestanden! Gute Nacht!

Zu dem Gefangenwärter sagte er:

Da ich nun mein Geständniß abgelegt, so werde ich jetzt den russischen Behörden ausgeliefert. Nicht wahr? — Wie lange kann es noch dauern, bis man mich von hier fortschickt?

Darüber kann ich keinen Aufschluß geben, erwiederte der Gefangenwärter. Er ließ Jarosinski in sein Gefängniß eintreten und schloß die Thüre hinter ihm.

Seine Zimmergenossen schliefen bereits, aber das Geräusch erweckte sie.

Sind Sie es, Herr Graf? fragte der Eine.

Ich bin es.

Wo kommen Sie her?

Vom Verhöre.

Es muß schon zwei Uhr sein.

Ich wünschte, es wäre Tag. In meinem Gesichte könnten Sie dann lesen, daß mir leichter ums Herz ist. Ich habe gestanden.

O weh! stöhnte ein anderer Gefangener.

Gestanden? Endlich gestanden! sagte Korntheuers Bedienter. Ich hätte es längst gethan.

Ich werde jetzt der russischen Regierung überliefert.

Hat dies Ihr Herr Rath gesagt? fragte Der, welcher „O weh!“ gerufen.

Nein, antwortete Jarosinski. Ich behaupte es. Es muß so sein! Ich bin kein österreichischer Unterthan. Ich stehe unter den Gesetzen des Czars.

Sie werden schläfrig sein, Herr Graf, versetzte Korntheuers Bedienter. Wir wollen Sie nicht weiter durch unser Gespräch incommodiren. Gute Nacht, Herr Graf. —

Gute Nacht! riefen alle.

Korntheuers Bedienter flüsterte seinem Nebenmanne zu:

Er wird ausgeliefert! sagt er. Ja, sie liefern ihn aus, aber dem — Freimann! Sollte man glauben, daß ein Graf, ein gebildeter Mann, ein vornehmer russischer Beamter so dumm sein könne, so etwas zu glauben?

Mein Herr sagt immer, fuhr der Bediente fort, die größten Narren auf der Welt wären diejenigen, welche sich selbst foppten! Fürchterlicher selbst gefoppt, hat sich gewiß noch Niemand als dieser Graf. Der wird Augen machen bei der Spinnerin am Kreuz'!

Endlich verstummte Wengel.

Jarosinski schlief bald und fest ein.

* * *

Am andern Morgen betrachteten die Mitgefangenen ihren „Grafen“ mit wahrhaft neugierigen Blicken.

Er sah wirklich besser aus. Die schwere Beängstigung, welche ihn seit mehreren Wochen bedrückte, war von ihm gewichen. Er war ganz heiter geworden.

Herr Graf, redete ihn Wengel an, wissen Sie, daß ich heute noch frei werde?

So? Das freut mich!

Man hat den Kerl bereits, der die Uhr gestohlen. Ich erhalte ein Unschuldszeugniß. Meine Sache kommt heute in der Sitzung vor, und gleich nach der Sitzung darf ich nach Hause gehen. Haben Sie Etwas zu bestellen, Herr Graf, aber es müßte Etwas Unschuldiges sein, auf verdächtige Sachen lasse ich mich nicht ein. —

Erzälen Sie der ganzen Welt, daß ich der russischen Regierung ausgeliefert werde.

Erzälen kann ich schon — — ob man es aber glaubt!

Man muß es glauben; ich sage es ja selbst, und Sie können bemerken, daß Sie es aus meinem Munde haben.

Darf ich dazusetzen, daß der Herr Graf Alles gestanden haben, was man Sie beschuldigt?

Immerhin!

Ich werde es versuchen zu verbreiten, daß Sie ausgeliefert werden. Aber ich kenne meine Landsleute. Wenn zehn beisammen stehen, so glauben immer eilf davon, daß ich sie belüge.

Stehen Sie in einem solchen üblen Rufe?

Bloß meiner Schnacken wegen, welche ich den ganzen Tag vorbringe. Wie ich berichte, daß Sie ausgeliefert werden, lacht mir die halbe Wiener Stadt ins Gesicht.

Bald nach diesem Gespräch wurde Wengel gerufen.

Der Gefangenwärter kündigte ihm an: Er sei frei.

So wird dies Zimmer nach und nach bald keine Passagiere mehr haben! sagte Wengel. Ich mache den Anfang; die andern folgen. Mehrere bleiben in Wien,

andere gerathen in neue Gegenden. Den trübseligsten Weg macht der Herr Graf, denn der kommt unter einen Himmelsstrich wo Einem der Wind den Athem verlegt! —

Mit diesen Worten folgte er dem Gefangenwärter.

Neuntes Capitel.

Krones ward bald der Gegenstand des innigsten Mitleides.

In demselben Grade als man sie anfänglich anfeindete, wendete man ihr jetzt die herzlichste Neigung zu, besonders als die Ränke der Tusch offenkundig wurden, gegen welche jetzt alle Pfeile flogen.

Da so viele Anklagen gegen sie erfolgten, wurde sie festgenommen, eine strenge Untersuchung gegen sie eingeleitet, es kamen eine Menge Dinge an den Tag, welche für immer mit dem Schleier der Nacht hätten bedeckt werden sollen.

Bohrmann setzte alle Hebel in Bewegung, die hunderterlei Vergehen dieses Weibes aufzudecken, und nun liefen Beschwerden gegen sie ein, welche sie ihrem wohlverdienten Schicksale zuführten.

Sie wurde wegen falschen Spiels und anderen gesetzwidrigen Handlungen, welche in unsern Mittheilungen bereits früher angedeutet wurden, zu mehrjährigem Arreste verurtheilt, und dann von Wien abgeschoben.

Im Jahre 1831 starb sie in Jassy in tiefem Elende.

Bei der Untersuchung, welche über dieses Ungethüm geführt, kamen auch die Schelmenstreiche eines ihrer Helfershelfer, des Herrn von Hetscherlsberg zur Kenntniß.

Als dieses Subject gefragt wurde, von was es ge-

lebt, welche Beschäftigung er getrieben, nannte er immer eine unlautere Handlung, von der er sein Leben gefristet, oder die Arbeit eines Müssiggängers, die ihn ernährt. Die Arbeit eines Müssiggängers? werden die Leser fragen, was arbeiten denn die Müssiggänger? Diese Frage ist in Wien bald beantwortet. Sie leben von alten Frauen, welche keine Liebhaber mehr finden, und doch gerne auf Promenaden, auf Bälle, zu öffentlichen Schauspielen geführt werden wollen, derlei Arbeiten bringen immer ein Diner, ein Gouter, auch bare Vergütung für Zeitversäumnisse ein. Sie machen auf Privatbällen Vortänzer, dies trägt ein Souper; sie sind Claqueurs in den Theatern, da erwirbt man Freibillete, endlich werden sie bei Ausverkäufen, Licitationen verwendet, bei welchen sie so lange mitzusteigern haben, bis irgend ein Gimpel auf einen Preis getrieben wird, welcher der gewünschte ist. Diese Arbeit eines Müssiggängers wird am besten bezahlt.

Herr von Hetscherlsberg that dies und noch manches andere. Als im Jahre 1825 die Fischbeinhüte angefertigt wurden, und diese Mode niemand goutirte, trugen er und ein Rudel ähnlicher Leute diese Hüte auf Promenaden, dafür bezahlte der Erfinder, jedem derlei wandernden Haubenstocke täglich einen Gulden, und siehe da, in 8 Tagen waren die Fischbeinhüte eingeführt; der Erfinder machte ein riesiges Geschäft, denn in einem einzigen Sommer gewann er 24,000 fl. CM.! Diesen Gewinn verdankte der Erfinder nur den Arbeiten der Müssiggänger.

Es wäre nicht übel, wenn irgend einer unserer Localdichter einmal einen solchen Hetscherlsberg auf das Theater bringen möchte; allein Charaktere nach dem Leben gezeichnet, halten sie für kein Erforderniß für ein dramatisches Werk.

Hetscherlsberg hatte bei den Gerichten manchen

Strauß zu bestehen. Er wurde zwar nicht verhaftet, weil ihm eine positive gesetzwidrige Handlung nicht nachgewiesen werden konnte, es ward ihm jedoch bedeutet, daß er in seiner Heimat auch werde Arbeiten für Müssiggänger finden können, und so fand er es für „angezeigt" ohne gebundene Marschroute nach Tyrnau zu reisen, wo er in seiner frühesten Jugend einmal einen Vater gehabt haben soll. Uiber seinen Stammbaum schwebt heute noch, wie Beckmann sagt, ein „geheimnißvolles Duster."

Wer die Krones am liebreichsten aufnahm, waren der französische Oberst und seine edle Gattin. Sie betrachteten sie als eine Person, welche das Theater auf dem Gewissen habe.

Als Kind schon mußte sie Komödie spielen. Sie hat es selbst erzält, bemerkte der Oberst, daß ihre Eltern nur wenig für ihre Erziehung thun konnten. Alles was sie lernte, waren Rollen, Alles was sie erstrebte, war Beifall, jener verführerische Beifall, der für den Augenblick erfreut, der aber wieder verhallt und nach neuem Beifall lüstern macht.

Die meisten Schauspieler wähnen, das Publikum sei die Welt, daher ringen sie nach günstigen momentanen Eindrücken; nur der große Künstler strebt nach würdigerer Anerkennung. Die Aussprüche, welche für die Nachwelt Geltung haben, sind sein Ziel.

Therese Krones war eine solche Schauspielerin für den Augenblick. Sie wurde durch ihre Eitelkeit angespornt, ihrer Eitelkeit sollte Alles fröhnen, aus Eitelkeit spielte sie ihre Rollen, aus Eitelkeit duldete sie ein Heer von Liebhabern, aus Eitelkeit gab sie dem entsetzlichen falschen Grafen Gehör; diese Eitelkeit wird ihr noch viele Kümmernisse bereiten.

Sie hat jedoch das beste Herz, ist ein Geschöpf voll guter Eigenschaften, besitzt ein so herrliches Talent, daß

es unrecht wäre, sie in einem Augenblicke, in welchem sie so schwer büßt, sinken zu lassen.

Gerade ehrbare Leute müssen sich ihrer annehmen, ihr nicht blos verzeihen, sondern ihr Gelegenheit geben, daß sie sich erhebe und neuen Muth gewinne.

Krones wurde mit Bohrmann in das Haus des Obersten geladen und gewiß verdankte sie nur dieser Familie ihre spätere, bessere Richtung.

Zehntes Capitel.

Die Sache Jarosinski kam durch sein Geständniß schnell zu Ende. Er wurde zum Tode mittelst des Stranges verurtheilt.

Jazeck wurde schon früher entlassen. Er erhielt ein Zeugniß seiner gänzlichen Schuldlosigkeit.

Das Todesurtheil Jarosinkis wurde ihm am 27. August 1827 im großen Sitzungssaale des Criminalgerichtshauses vorgelesen.

Diesen großen Saal wählte man hiezu, weil sich eine solche Menge hochstehender Personen als Zuhörer der Publication melden ließen, daß kein Zimmer im ganzen Hause sie hätte fassen können.

Es fanden sich hiezu auch Damen aus den höheren Ständen ein. Der Rathssaal glich durch die Aufstellung der Stühle einem Concertsaale.

Den obersten Raum nahm der mit grünem Tuche überzogene Rathstisch ein.

An demselben saßen die jüngsten sechs Criminalräthe.

Der Criminalrath Spandl präsidirte.

Ihm übertrug der Vicebürgermeister und Vorstand des Criminalgerichts die Publication des Todesurtheils.

Mit dem Schlage neun Uhr öffnete sich eine Seitenthüre und — Jarosinski wurde hereingeführt.

Er trug denselben Frack, dasselbe Beinkleid, dieselbe Weste, welche er bei der Ausübung des Mordes getragen.

Der Frack war stahlgrün mit hellen Metallknöpfen das Beinkleid schwarz, die Weste grau mit einer Vorbüre nach der damaligen Mode. Sein Haar war nett gekämmt, sein sonst struppiger Bart gekräuselt; Jarosinski hatte vollkommen Toilette gemacht. Hätte er nicht eine schwere Kette an der rechten Hand und dem linken Fuße mitgeschleppt, er würde in seinem eleganten Anzuge keine, noch so gewählte Gesellschaft verunziert haben.

Als er die ausgezeichnete Versammlung erblickte, stutzte er. Immer galant gegen die Damen, verneigte er sich äußerst gewandt und zierlich gegen sie.

Die Damen nahmen die sechs ersten Reihen der aufgestellten Stühle ein.

Der Criminal-Rath Spandl richtete folgende Worte an Jarosinski:

„Uiber die, über ihr Verbrechen hierorts abgeführte Criminal-Untersuchung ist das, von dem Senate in peinlichen Gerichtsverhandlungen geschöpfte Urtheil von den hohen und höchsten Behörden bestätigt worden. Es wird Ihnen hiermit kundgemacht."

Hierauf las Rath Spandl folgendes nach dem gedruckten Erlasse treu copirte Todesurtheil vor:

„Thatbestand.

„Severin v. J****, fälschlich Graf v. J****, 34 „Jahre alt, im kaiserl. russischen Gouvernement Podo„lien geboren, katholischer Religion, verheyrathet, „Güterbesitzer, war schon in seiner frühern Jugend,

„auf seine äußern Glücksgüter sich stützend, voll Hoch-
„muth und Stolz, und nicht gewohnt, den ihm er-
„theilten Ermahnungen Folge zu leisten.“

„Im Juny v. J. kam er Vergnügens halber aus
„seiner Heimath hier in Wien an.“

„Ungeachtet seine hieher gebrachte Baarschaft
„nicht unbedeutend war, und er dieselbe überdieß
„hier im Kartenspiele bedeutend zu vermehren wußte:
„gerieth er doch bei seiner regellosen Lebensart, und
„gewohnten Verschwendung bald in eine solche Geld-
„verlegenheit, daß er schon im September zum Geld-
„borgen Zuflucht nehmen mußte.“

„Aber auch jetzt wußte er sich nicht einzuschrän-
„ken, setzte seine gewohnte Lebensart fort, verschleu-
„derte in Wollust und fortgesetztem Spiel bedeu-
„tende Summen, und kam so weit herab, einige
„fast unentbehrliche Gegenstände verpfänden zu
„müssen.“

„In dieser seiner auf das Höchste gestiegenen Geld-
„noth erhielt er gegen Ende Jänner d. J. von sei-
„ner Regierung den ernstgemessenen Befehl zur
„Rückkehr in sein Vaterland, mit dem Beifügen, daß
„er noch über die Führung des von ihm zuletzt be-
„kleideten Amtes Rechenschaft abzulegen, und
„in Bezug auf dieses eine bedeutende Zahlung zu
„leisten habe.“

„In diesem Zustande, und abgehalten durch einen
„falschen Ehrgeiz, sich Jemanden zu entdecken, faßte
„er sogleich den gräßlichen Gedanken, den Professor
„Plank, seinen ehemaligen Lehrer, und einen in
„jeder Hinsicht achtbaren 70jährigen Greis zu er-
„morden, und sich seines Geldes zu bemächtigen, weil
„er wußte, daß Plank allein wohne, und Vermögen
„besitze.“

„Schon in dieser Absicht erkaufte er am 5. Februar

„ein großes starkes Küchenmesser, lud den Professor
„Plank am 9. darauf, um ihn genauer über sein
„Vermögen auszuforschen, zum Mittagsmahle ein,
„und als er erfuhr, daß jenes Vermögen in Obli-
„gationen bestehe, richtete er seine Absicht auf
„diese.“

„Nachdem er noch vorher aus Vorsicht über die
„Natur und Art der Veräußerung dieser ihm frem-
„den Papiere an einem andern Orte die nöthige Er-
„kundigung eingezogen, suchte er den Professor
„Plank zum Vorzeigen derselben unter dem Vor-
„wande zu bestimmen, daß auch er derlei Staats-
„papiere sich anschaffen, dieselben aber noch vorläufig
„wegen einer zu befürchtenden Uebervortheilung ken-
„nen lernen möchte.“

„Er erhielt auch dazu das Versprechen, und schon
„am 12. darauf begab er sich, mit dem Messer verse-
„hen, in mörderischer Absicht in die Wohnung des
„Professors.“

„Weil ihm aber dieser blos Obligationen von ge-
„ringem Betrage zeigte, so verschob er die Ausfüh-
„rung seiner Absicht bis auf den kommenden Tag,
„an welchem ihm Plank Obligationen von höherem
„Betrage mit der Eröffnung vorzuzeigen versprach,
„daß er solche gegenwärtig außer Hause habe, und erst
„holen müsse.“

„An diesem 13. Februar gegen 1 Uhr Mittags
„ging v. J****, das Küchenmesser in seiner Rock-
„tasche tragend, wieder in die Wohnung des Pro-
„fessors Plank. Dieser zeigte ihm nun wirklich 8
„Stücke fünfpercentige Obligationen im Gesammtbe-
„trage von 6100 fl. Conv. Münze vor, und wäh-
„rend dieselben auf dem Tische lagen, und Plank,
„um etwas zu suchen, aufstand, trat v. J**** hin-
„ter ihn, zog rasch das Messer hervor, und führte

„mit demselben auf dessen Hinterhaupt einen sol-
„chen Hieb, daß Blank auf der Stelle zu Boden
„stürzte.“

„Um die Möglichkeit des Schreyens zu verhüten,
„versetzte von J**** gleich darauf dem schon am
„Boden Liegenden, mit eben diesem Messer, noch
„mehrere Hiebe auf den Kopf und mehrere Stiche
„in die Brust und in den Unterleib; raffte dann die
„Obligationen zusammen, und eilte in seine Woh-
„nung.“

„Gleich darauf ging er aus, verkaufte die geraub-
„ten Staatspapiere, und schwelgte von diesem ge-
„raubten Gute wie vorher bis zum 17. Februar, an
„welchem Tage er, als dieser That beinzichtigt, in Ver-
„haft genommen wurde.“

„Während der mit ihm geführten Untersuchung
„bekannte v. J**** nach längerem hartnäckigen
„Läugnen die Verübung dieser That, in Ueber-
„einstimmung mit den gerichtlich erhobenen Um-
„ständen.“

„Der Ermordete wurde auf gerichtliche Veran-
„lassung, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, ärztlich
„untersucht, und dabei befunden, daß demselben
„mit dem, noch bei dem v. J**** vorgefundenen
„Küchenmesser am Kopfe 7 Hiebwunden, dann in
„die Brust 2, und in den Unterleib 5 Stichwunden
„mit einer besonderen Gewalt, indem ein Stich
„sogar den ganzen Körper durchdrang, beigebracht
„worden sind, und daß diese Wunden, schon einzeln
„betrachtet, nothwendig den Tod herbeygeführt haben
„mußten.“

„Urtheil.

„Der Severin v. J****, fälschlich Graf v. J****,
„ist des Verbrechens des meuchlerischen Raubmor-
„des schuldig, und soll deßhalb nebst dem Verluste

„seines Adels, und der damit für seine Person ver„bundenen Rechte in den k. k. österreichischen Erb„staaten nach Vorschrift des §. 119. des Gesetzbu„ches über Verbrechen, mit dem Tode bestraft, „und diese Strafe an demselben, gemäß des 10. §. „eben daselbst, mit dem Strange vollzogen werden."

Als der Rath zu der Stelle kam:

„mit dem Tode bestraft —"

unterbrach Jarosinski den Vorleser und rief:

Wie? — Sterben soll ich? Der Tod soll mein Los sein? —

Der Rath ermahnte Jarosinski das Ende des Urtheils ruhig abzuwarten.

Jarosinski fügte sich mit großer Fassung und hörte den Schluß des Urtheils an.

Nur bei der Beklommenheit, welche die Damen zeigten, bei den ängstlichen Ausrufen, die mehreren Frauen entschlüpften, faßte Jarosinski krampfhaft die Lehne eines Stuhles, ermannte sich aber auch hier bald wieder.

Hierauf kündigte ihm der Präses der Rathsversammlung an, daß er nun vor dem Criminal-Gerichtsgebäude auf öffentlichem Platze dasselbe Urtheil vor dem versammelten Volke noch einmal, und zwar vom Balcone des Criminalhauses herab, sich vorlesen lassen müsse.

Jarosinski protestirte dagegen mit den Worten:

Nein! nein! Diese Demüthigung wird man mir ersparen;

Das wäre gegen das Gesetz, und das Vorlesen des Todesurtheils vor dem Volke darf nicht unterbleiben, erwiederte der Rath. Sie sind ja ein gebildeter Mann, Sie werden das Gericht nicht zu Gewaltmitteln schreiten lassen; Sie werden sich gewiß fügen.

Hierauf antwortete Jarosinski: Weiß hievon

Die Proclamation war zu Ende. Der Delinquent wurde von der Schandbühne herabgeführt.

Nun begann erst ein Drängen und Ringen der Zunächststehenden. Ein Jeder wollte erspähen, was er jetzt beginnen, wollte hören, was er sprechen würde, da er noch immer an die Gerichtsdiener sich wendete. Einige behaupteten, er hätte gelacht und sich über das Volk lustig gemacht, allein das war nicht der Fall. Alles, was er während des Herabführens vom Pranger sprach, war:

Endlich ist dies auch vorüber!

Jarosinski wurde wieder in den großen Gerichtssaal geführt.

Seine Frechheit hatte ihn noch nicht verlassen.

Jetzt verneigte er sich nicht mehr vor den Räthen und den versammelten Personen, die während der Scene vor dem Gerichtshause an die Fenster geeilt waren und nun auf ihre Plätze zurücktraten.

Jarosinski blieb trotzig stehen und fragte gleichsam mit den Blicken, was nun mit ihm geschehen werde?

Zwei Priester der Congregation des heiligen Liguori näherten sich ihm.

Rath Spandl sagte ihm, daß diese die letzten Tage seines Lebens ihn umgeben und ihn mit den Tröstungen der Religion versehen würden.

Jarosinski betrachtete sie auf eine verletzende Weise.

Ich wünsche einen Priester, welcher polnisch spricht, erwiederte er.

Einer der beiden Priester antwortete:

„In unserer Congregation befindet sich keiner, der diese Sprache spricht.“ —

„Aber französisch sprechen wir, fügte der andere Geistliche hinzu. Wenn Sie französisch sprechen — so —“

Jarosinski ließ diesem Priester den Nachsatz nicht sagen. Er maß ihn mit verächtlichen Blicken vom Scheitel bis zur Zehe und versetzte mit Hohn: Ob ich französisch spreche, meinen Sie? Auf jeden Fall spreche ich besser französisch als Sie!

Jarosinski wendete ihm den Rücken.

Nun trat der erstere Priester wieder herzu und fragte Jarosinski:

„Haben Sie gelernt, „das Vaterunser zu beten?"

Jarosinski entbrannte über diese Frage in Wuth. Er antwortete:

Ich bin Cavalier und in Wien erzogen! — Ich bitte die Herren, sich zu entfernen. Ich habe einen Freund, der französischer Abbé ist, diesen wünsche ich in meinen letzten Stunden; die beiden Herren Liguorianer wünsche ich nicht. —

Allein der französische Abbé mochte vorausgesehen haben, daß Jarosinski's Wahl auf ihn fallen könnte. Er schrieb an den Criminal-Senat, daß für den Fall, daß er von Jarosinski ersucht werden sollte, bei ihm zu erscheinen, möchte er wegen plötzlichem Unwohlsein entschuldigt werden.

Jarosinski wurde hievon benachrichtigt.

So will ich gar keinen Priester! rief Jarosinski.

Die beiden Geistlichen verließen ihn aber nicht, sie begleiteten ihn nach dem sogenannten „Aussetzzimmer," (also benannt, weil hier ein Delinquent den Blikken des Volkes ausgesetzt wird, was sich aber Jarosinski verbat) und speisten in diesem Zimmer mit ihm zu Mittag, welches ihn jedoch nicht hinderte, schweigsam zu bleiben, und den Ligourianern jede Erwiederung auf ihre Gespräche, zu versagen.

Unwillig über die Verstocktheit Jarosinski's, verfügten sich die beiden Geistlichen zum Vicebürger-

meister, und referirten über die Reuelosigkeit und Ungezogenheit des „armen Sünders.“

Als die Priester sich entfernt hatten, ersuchte Jarosinski den Gefangenwärter, den Amtsdiener Nagel zu ihm kommen zu lassen.

Nagel, derselbe, welcher die zwölf verhängnißvollen Stockstreiche zu appliciren hatte, trat ein.

Daß ich so weit gekommen bin, daß ich zum Tode verurtheilt worden, ist gewissermaßen ihr Werk, redete ihn Jarosinski an.

Mein Werk? fragte Nagel befrembet. Ich glaube, daß Sie selbst —

Ich hätte fort und fort geläugnet. Nach den österreichischen Gesetzen muß das Geständniß bei ähnlichen Anklagen erfolgen; auf mein Geständniß hätte ich aber noch lange warten lassen können, wenn eine neue Züchtigung mir nicht in Aussicht gestellt worden wäre. Die Züchtigung von Ihnen scheute ich. Daher war es Ihr Werk. —

O mein Herr Graf, versetzte Nagel, die zwölf Stockstreiche waren es wohl nicht, die sie anderen Sinnes machten, aber, wie ich höre, gab es für Sie keinen andern Ausweg mehr als zu gestehen; es war ja das ganze schwere Verbrechen schon so bewiesen, daß Sie „ein Senat von lauter Kindern“ hätte verurtheilen müssen.

Reden wir nicht weiter davon; ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, aber da Sie so ziemlich Alles genau wissen, was man mit mir vorhat, so bitte ich Sie mir zu sagen, wie weit man mit mir in der Strafe vorgehen wird. — Nicht wahr, man läßt mich die Todesangst ausstehen, begnadigt mich, und liefert mich dann an die russische Regierung aus?

Davon habe ich nichts gehört.

Doch! doch! Sie wollen es mir nur nicht sagen. —

Ich habe nichts gehört von einer Begnadigung, von einer Auslieferung! Wie käme ich in meiner höchst untergeordneten Stellung dazu, solche Amtsgeheimnisse zu erfahren? —

Bekümmern Sie sich darum, ich bitte, ich beschwöre Sie. Sie wissen vielleicht, daß ich reich, sehr reich bin. Ich dagegen weiß, daß Sie diesen gemeinen Schergendienst höchst ungern und nur aus Noth verrichten. Lieber Nagel, ich bezahle Ihnen das Zehnfache, was Ihnen der Wiener Magistrat für Ihre Profosenbeschäftigung auswirft. Trachten Sie, zu erfahren, was man mit mir zu thun Willens ist! Sollte man mich an Rußland ausliefern, und würde mich mein Kaiser auf zwanzig Jahre nach Sibirien senden, so haben Sie von meiner Familie jährlich 500 Silberrubel; Sie können davon auf meinen Gütern leben, haben frei den Tisch, frei die Wohnung, frei Alles was Sie brauchen, und frei den Doctor und die Apotheke, wenn Sie krank werden sollten.

Aber Herr Graf. —

Kein Aber. —

Ihnen Begnadigung zu melden, liegt ja nicht in meiner Macht. —

Die Begnadigung ist da, die Auslieferung ist beschlossen, nur ich soll davon zur Zeit noch nichts wissen. —

Wenn dies so sicher ist, weshalb soll ich noch eine Bestätigung darüber bringen?

Um mich vollkommen zu beruhigen. — Ich war neulich gerade bei einem Verhör, nach welchem Sie von dem Rathe Carhan beauftragt wurden, einen Pack Actenstücke dem Herrn Vicebürgermeister zu überbringen. Mein Proceß ist zu Ende, nun werden die Acten wahrscheinlich von dem Ober- oder Apellationsgericht nach der Registratur des Criminalgerichts transportirt,

Sie werden damit ohne Zweifel beauftragt; öffnen Sie den Fascikel und unterrichten Sie sich aus den Acten, oder machen Sie sich im Bureau des Rathes Etwas zu schaffen, damit Sie mein Schicksal erfahren. Sie können leicht von dem, was über mich beschlossen wurde, Nachricht erhalten. Sprechen Sie mit dem Actuar, das ist ein sehr guter Mensch, oder mit den Gerichtsbeisitzern die sind treuherzig; Nagel, lieber Nagel, bringen Sie mir Nachricht; Ihre ewige Versorgung hängt davon ab!

Herr Graf, ich war einmal Soldat, bin also ein gerader offener Mann. Ist Etwas Anderes über Sie beschlossen worden, als Ihnen bisher bekannt, so gehört dies zu den Amtsgeheimnissen; sie zu erforschen und Ihnen wieder zu sagen, würde gegen meinen Eid ein. Gegen tausend noch glänzendere Versprechungen, als Sie mir jetzt gemacht, würde ich meinen Eid nicht verletzen.

Aber ich verzweifle ja, wenn ich keine Beruhigung erhalte. —

Sie verzweifeln nicht, wenn Sie an Gott denken! Gott allein muß ihre Zuflucht sein! So lange Sie seine Priester kränken, so lange Sie in ihrem Stolz, Ihrem Hochmuth verharren, so lange Sie in ihren Sünden versunken bleiben und keine Reue zeigen, so lange wird die Verzweiflung nicht von Ihnen ferne bleiben. — Versöhnen Sie sich mit dem Himmel, Herr Graf, kommt dann die Begnadigung, so wird sie Sie doppelt glücklich machen. — Gott verleihe Ihnen Demuth, Reue und Ergebenheit. Gott sei mit Ihnen, Herr Graf!

Mit diesen Worten verließ Nagel das „Aussetzzimmer."

Er ist bereits davon unterrichtet, daß ich begnadigt bin, rief sich Jarosinski zu. Er will es mir, ja er

darf es mir nicht mittheilen! — Sagte er nicht: Versöhnen Sie sich mit Gott und kommt dann die Begnadigung, so werden Sie doppelt glücklich sein? — Ich werde mich mit Gott versöhnen, aber durch andere Priester, die Ligourianer sind nicht meine Leute!

Was wir jetzt den Lesern mitzutheilen haben, entnehmen wir dem Tagebuche eines wackern Geistlichen, dem gewesenen Pfarrer des n. ö. Provinzial-Strafhauses in Wien, seinem Tagebuche, das im Manuscript vor uns liegt, und nach welchem es diesem trefflichen Geistlichen gelang, Jarosinski reumüthig und seinem Schicksale unterwürfig zu machen.

Er schreibt:

„Am 27. August 1827 erschien ein Gerichtscommissär in meiner Wohnung und kündigte mir an, der Herr Bürgermeister von Wien hätte ihm mitgetheilt, daß Severin Jarosinski die Liguorianer fortgeschickt und von keinem Geistlichen Etwas wissen wolle. — Der Commissär fragte mich nun, ob ich nicht einen Versuch bei dem Delinquenten machen und ihn auf andere Gedanken bringen wollte. — Ich zeigte mich hiezu bereit und verfügte mich zu dem Herrn Rath Carhan, um mich über den Charakter des Verurtheilten genau zu erkundigen. Ich erfuhr, was ich zu wissen nöthig hatte. Hierauf führte mich Rath Carhan zu Jarosinski.

Bei meinem Eintritte stand Jarosinski von dem Tische, an welchem er saß, auf.

Er bot dem Rathe und mir Stühle an.

Der Rath stellte mich ihm vor.

Sie sind ein Priester, nahm Jarosinski das Wort. Ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir.

Ich liebe die Ligourianer nicht, fuhr Jarosinski fort, weil sie aus meinem Vaterlande verbannt wurden, und weil sie mich nicht wie einen Cavalier, sondern wie einen Bauer behandelt haben. — Sie ver-

letzten mich auch durch ihr Benehmen am Mittagstische. Sie bezeigten mir keine Theilnahme, und es war mir, als ob sie einander zugelächelt hätten. Dies beleidigte mich.

Ich versprach, bei Jarosinski zu bleiben, und ihm in seinen letzten Lebensstunden beizustehen.

Rath Carhan entfernte sich hierauf.

Im Verlauf der Unterredung sprach ich ihn mit dem simplen „Herr von Jarosinski" an, worauf er empfindlich erwiederte:

Ich bin Graf Jarosinski, und ersuche, mir meinen Titel nicht zu entziehen.

Ich nannte ihn nun immer „Graf," was mir seine Zuneigung im hohen Grade gewann.

Um sechs Uhr Abends kam der Kirchendiener des Criminalgerichtshauses und fragte mich, um wie viel Uhr Morgens die heilige Messe sollte gelesen werden.

Ich wendete mich an Jarosinski und sprach: Herr Graf, um welche Zeit wollen Sie morgen der heiligen Messe beiwohnen?

Um sieben Uhr, war seine Antwort.

Nachdem der Kirchendiener diesen Bescheid vernommen, erkundigte sich Jarosinski nach meinen Verhältnissen. Ich gab ihm getreue Auskunft.

Um halb acht Uhr verfügten wir uns zum Abendessen.

Nach zehn Minuten kehrten wir in das „Aussetzzimmer" zurück. Hier ließ er mich einen Blick in sein Inneres werfen.

Er fing damit an, mir seine Glaubenszweifel mitzutheilen. Er sprach über seinen Gewissenszustand. Er hatte die Lehren, deren der Unglaube sich bedient, eingesogen. Er sprach über menschliche Freiheit, über das irdische Leben, dann ging er auf sein Verbrechen über. Wir saßen beisammen bis ein Uhr Nachts. Endlich bat

er mich, mein Lager aufzusuchen und mich zur Ruhe zu begeben.

Am andern Tage um fünf Uhr Morgens, schreibt der Pfarrer aus dem n. ö. Strafhause in seinem Tagebuche, ließ mich Jarosinski rufen. Er kam auf dieselben Gegenstände, welche er am Abend vorher berührt hatte, zurück. Er schilderte auch seinen Lebenswandel. Er sprach ausführlich über sein Verbrechen. Es war eine aufrichtige Beichte.

Um sieben Uhr gingen wir zur Messe.

Als wir aus der Kirche treten wollten, bat er mich, seine Morgenbeichte zu hören.

Bald darauf kamen die beiden Liguorianer wieder.

Jarosinski behandelte sie abermals kalt und zurückweisend.

Sie entfernten sich.

Jarosinski erblickte vor der Thüre des „Aussetzzimmers" eine Anzahl Polizeisoldaten als Wachen.

Er sprach sie an.

Er fragte Jeden, wie lange er im Militär gedient, welche Feldzüge er mitgemacht habe.

Diejenigen, welche in den Jahren 1805 bis 1815 gefochten, klopfte er auf die Schulter und nannte sie „Kameraden."

Er traf mehrere unter diesen Soldaten, welche ihm im Kampfe gegenüber gestanden.

Nicht wahr? sagte er zu ihnen: Wir haben Euch warm gemacht. Er vertheilte seinen Rauchtabak an diese Leute. Er selbst rauchte den ganzen Tag.

Um ein Uhr wurde zu Tische gegangen.

Er trank ein Glas Schnaps und aß eine Semmel. Mich forderte er auf, wacker zuzugreifen.

Ich antwortete ihm, daß ich sehr leidend, daß ich krank sei. Er beklagte mich, sprang dann vom Tische auf und verfügte sich rasch in das „Aussetzzimmer."

Ich folgte ihm.

Dort fragte er mich, weshalb Gerichtsdiener und Gefangenwärter, so oft sie ihn erblickten, sich in die Ohren zischelten. Er nannte dies höchst ungezogen.

Ich untersagte es.

Nun traten wieder zwei Liguorianer ein.

Ich komme so eben von einem Kranken, erzälte der eine.

Jarosinski erlaubte sich eine unanständige Bemerkung.

Ich machte ihm hierüber Vorwürfe. Jarosinski war darüber betroffen und widersprach, daß er es böse gemeint. Er bat mich, zu sorgen, daß diese „Herren" nicht mehr zu ihm kämen. Ich werde zu Gewaltmitteln schreiten, wenn sie mich nicht in Ruhe lassen.

Diese Drohung verwies ich ihm ernstlich; ich hatte aber lange zu thun, bis ich seinen Haß zu bekämpfen vermochte.

Bei dem Nachtmahle war sein Benehmen wie bei dem Mittagmahle. Wir sprachen bis zwölf Uhr mit einander, dann bat er, mich zur Ruhe zu begeben. Er wünschte am andern Tage wieder zu beichten. Ich sagte ihm Worte des Trostes und ging in mein Zimmer.

Um drei Uhr Morgens hörte ich ihn, schon wieder mit den Wachen reden.

Ich ging zu ihm und ermahnte ihn, sich doch auch zu Bette zu legen.

Er that es, schlief aber nur sehr kurze Zeit. Um 6 Uhr stand er auf. Bald darauf ließ er mich zu sich bitten.

Es war am 29. August.

Wir sprachen bis 7 Uhr von der Beichte.

Ich ließ ihm Tags zuvor die Eisen abnehmen, weil er sagte:

Ich finde es unanständig, vor Gott wie ein Hund mit einer Kette zu erscheinen.

Nach beendigter Beichte küßte er mir die Hand und die Stirne und unter einem Strom von Thränen ersuchte er mich mit „gefalteten" Händen: Heute nicht communiciren zu dürfen, weil er befürchte, daß ihm „alle seine Sünden" nicht eingefallen seien und deshalb morgen noch ein Mahl zu beichten wünsche.

Ich sagte ihm dies zu.

Nach dem Gottesdienste saßen wir beisammen und ich bemerkte, daß er bis ins Innerste erschüttert war.

Ich sprach mit ihm von der Gnade und Gerechtigkeit Gottes.

Jarosinski weinte laut, da öffnete sich die Thüre und wieder trat ein Liguorianer herein.

Ich stand auf und reichte diesem einen Stuhl.

Er besprach sich mit Jarosinski in französischer Sprache.

Das Gespräch wurde von beiden Seiten äußerst heftig geführt. Endlich rief Jarosinski in deutscher Sprache aus:

„Aus welchen Gründen kommen Sie hieher? Um mir die bittersten Kränkungen zu sagen? — Sie behaupten, mein Großvater sei ein Rebell gewesen, Sie nennen ihn einen Unmenschen ohne gleichen, schelten ihn einen Tirannen, der seine Unterthanen zu Tode prügeln ließ? — Ich kann nichts für meinen Großvater; ich kannte ihn nicht; ich wußte nicht einmal wie er aussah! — Ich habe kaum mehr vierundzwanzig Stunden zu leben, und Sie vergällen mir diese so sehr? — Sie hätten hieher kommen sollen, mich zu trösten und aufzurichten, und Sie beugen mich so tief? Entfernen Sie sich augenblicklich Sie unbarmherziger Mann!"

Es ist meine Schuldigkeit bei Ihnen zu bleiben! erwiederte dieser.

Wenn es ihre Schuldigkeit ist, hier zu bleiben, entgegnete Jarosinski, so bleiben Sie!

Jarosinski stand auf, nahm mich am Arme, ging mit mir in äußerster Bewegung im Zimmer auf und nieder, endlich rief er den Obergefangenenwärter Wilschko.

Als dieser erschien, redete er ihn an:

„Gehen Sie hinab zu dem Herrn Vicebürgermeister und sagen Sie ihm: Er möge mir die schwersten Eisen anlegen lassen, nur wolle er mich von diesem Manne befreien!"

Wilschko vollzog diesen Auftrag.

Indeß betete der Geistliche.

Wilschko kam wieder zurück und lud den Liguorianer ein, sich zu dem Herrn Vicebürgermeister zu verfügen.

Dieser ging sogleich, ließ aber seinen Hut zurück.

Der Vicebürgermeister sprach den Liguorianer folgendermassen an:

Geistlicher Herr, verlassen Sie den Delinquenten. Er läßt mich bitten, ihn mit Ihren Vorwürfen zu verschonen.

Ich muß meiner Pflicht nachkommen, erwiederte derselbe.

Aufrichtig gesagt, haben Sie bei dem Delinquenten nichts zu thun. —

Wir sind hier angestellt. —

Sie, für ihre Person nicht. Senden Sie mir ihren Herrn Rector, der ist hier angestellt, Sie aber nicht, und selbst ihr Herr Rector nur für den gewöhnlichen Dienst. Das Gesetz gestattet dem Delinquenten sich einen Priester zu wählen, und dies hat er bereits gethan. — Sie aber machen mir den Unglücklichen noch ganz desperat!

Der Mann, der aus zu großem Eifer, und wahr-

scheinlich entrüstet über das entsetzliche Verbrechen, zu weit ging, holte seinen Hut aus dem „Aussetzzimmer" und entfernte sich, ohne weder den Pfarrer noch Jarosinski anzusehen.

Wir lassen hier das Tagebuch einen Augenblick außer Acht und bringen eine Episode, welche uns sehr interessant erscheint.

Der Criminal-Gerichtsarzt Kölbinger, der Jarosinski täglich zu besuchen und sich um seine Gesundheit zu erkundigen beauftragt war, erzälte Folgendes:

Als Kölbinger am 29. August in das Aussetzzimmer trat, fragte er Jarosinski: „Wie er sich befinde?"

Beklommen, sehr beklommen! der Verzweiflung nahe! antwortete dieser. Wenn ich mich nur ein Viertelstündchen meiner entsetzlichen Stimmung entledigen könnte. Ich habe so gerne Whist gespielt, vielleicht zerstreue ich mich, wenn ich noch ein par Robber spiele. Doctor, wollten Sie mir eine Partie rangiren? Mein Beichtvater ist krank und schlummert ein Stündchen. Schaffen Sie mir ein Par Spieler. Sie und ich bilden dann die Partie.

Kölbinger versprach zwei Whist-Spieler zu bringen.

Kölbinger verfügte sich in „Wirschmitts Caffeehaus," welches er täglich zu besuchen pflegte.

Er trug die seltsamste Whistpartie, die noch je gespielt wurde, an.

Ein Hofschauspieler, der nun schon gestorben ist, und einer der bekanntesten Dichter, der aber noch lebt, zeigten sich zu dieser Partie geneigt.

Aus psichologischen Gründen, bemerkte der sehr bekannte Dichter, bin ich dabei. —

Ich kann auch Studien als Schauspieler an einem

Manne machen, der morgen um diese Stunde nicht mehr lebt, setzte das Hoftheatermitglied hinzu, und bin der vierte Mann. —

So beeilen wir uns, erwiederte Kölbinger, denn vor dem Geistlichen, der jetzt schläft, würde sich ein Kartenspiel nicht verantworten lassen.

Kölbinger steckte Whist-Karten zu sich und alle Drei traten bei Jarosinski ein.

Er empfing die Herren mit sichtbarer Freude.

Sie bereiten einen zum Tode Verurtheilten eine heitere Stunde; dies mag Sie für das Unangenehme entschädigen, welches Sie sich durch eine Partie Whist mit mir aufbürden.

Kölbinger führte die Herren mit Namen und Charakter auf. —

Ich habe das Glück, die Herren ohnehin zu kennen, erwiederte Jarosinski. Sie ergötzen das Publikum das ganze Jahr, Sie ergötzen heute eine Stunde lang, mich, nur eine Stunde, nicht länger, dafür widmet Ihnen einer dem Tode Verfallener seinen Dank.

Man setzte sich an einen Tisch.

Die Karten wurden herum gegeben.

Das Spiel begann.

Der Arzt und der Schauspieler, Jarosinski und der Dichter saßen sich gegenüber.

Der Dichter, der, wie bemerkt, noch lebt, den Verfasser dieses Romans aber ausdrücklich ersucht hat, seinen Namen nicht zu nennen, versichert, daß ihm nicht viel weniger bange zu Muthe war als Jarosinski selbst, dessen Partner er gewesen.

Der erste Robber wurde zu Ende gespielt.

Jarosinski und der Dichter gewannen ihn.

Die Plätze wurden gewechselt. Der Hofschauspieler und Jarosinski saßen sich gegenüber.

Als die erste Partie zu Ende war, griff sich Jarosinski heftig ans Herz.

Ich kann nicht weiter spielen! Mir droht die Brust zu zerspringen. Ich habe ein Gefühl, als wenn mich ein Schlagfluß berühren müßte. Er sagte dies und warf die Karten auf den Tisch.

Der Zufall wollte, daß drei Damen neben einander auf der Tischplatte sichtbar wurden.

Drei Damen! rief Jarosinski. Ach, meine Herren, die Damen und die Karten sind Schuld an meinem Elende! Damen und Karten verursachten mein Verbrechen! Hätte es nie Damen und nie Karten gegeben, ich säße nicht hier! —

Ich danke, meine Herren! Ich danke Ihnen! fuhr er fort. Vergeben Sie, daß ich mir einbildete, ich vermöchte mich zu zerstreuen! Einen Ausgesetzten zerstreut nichts mehr! Die Todesangst läßt sich nicht durch ein Spiel verscheuchen! Der Tod, der Tod, der schimpflichste Tod grinst mir überall entgegen. Wo ist mein Geistlicher! Ich will mit ihm beten!

Die Herren entfernten sich mit einer Empfindung, die sich nicht schildern läßt.

Als sie die Straße erreichten, sagte der Schauspieler zum Dichter:

Schreiben Sie ein Stück und bringen Sie diese Scene an. Ich copiere den Delinquenten.

Das werde ich bleiben lassen! erwiederte der Dichter; ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich diese fürchterlichen Eindrücke vergessen lerne.

Zwölftes Capitel.

Jarosinski betete mit seinem Beichtvater, und die religiösen Tröstungen, welche dieser würdige Priester ihm spendete, erhoben seine Seele so mächtig, daß er sich vollkommen gestärkt fühlte, und den edlen Geistlichen, dessen physisches Leiden immer heftiger wurde, ersuchte, sich wieder in sein Zimmer zu begeben, und den Anordnungen des Doctor Kölbinger zu folgen, der ihm vor Allem Ruhe empfahl.

Der wackere Pfarrer zog sich auf eine Stunde zurück.

Diese benützte Doctor Kölbinger, um Jarosinski zu bitten, einen Freund ihm vorstellen zu dürfen, welcher Jarosinski gar so gerne sehen und sprechen wolle.

Wer ist ihr Freund? fragte der Delinquent den Doctor.

Der Doctor konnte den Namen und Stand seines vorgeblichen Freundes nicht wohl sagen. Er besann sich; endlich platzte er mit der Antwort heraus:

Mein Freund ist — ebenfalls ein Doctor. —

Ein Arzt? oder ein Doctor der Rechte?

Ein Arzt, antwortete Kölbinger.

Was will er bei mir? — Mir beistehen? Mir das Leben erhalten? „O mein lieber Kölbinger, gegen meinen Tod, gibt es kein Medicament in der Apotheke!“ (Buchstäblich wahr.)

Sie wünschen jedoch, daß ich ihren Freund annehme? — Er soll mir willkommen sein!

Mit diesem Freunde Kölbingers hatte es eine eigene Bewandtniß. Dieser vorgebliche Freund war kein Arzt, sondern der — Scharfrichter.

Es ist bekannt, daß sich die Scharfrichter, ehe sie zu

einer Execution schreiten, ihr Opfer genau betrachten. Ob diese Opfer nun zum Schwerte, zum Beil, zum Rade oder zum Galgen verurtheilt werden, der Scharfrichter will früher den Delinquenten in der Nähe besehen; er will sich über die physische Beschaffenheit des, ihm Verfallenen unterrichten. Der Henker betrachtet am liebsten den Hals, er richtet seine Manipulation darnach ein. Rabel, so hieß der Scharfrichter, besuchte unter irgend einem Vorwande, Jeden seiner „Clienten," wie er sie nannte. — Da er hörte, daß Jarosinski „kurzhalsig," und mit „starken Halsknochen" versehen sei, so mußte sich Rabel einen Tag vor der Hinrichtung von seiner Constitution informiren.

Rabel trat in das „Aussetzzimmer."

Herr Dcctor, redete ihn Jarosinski an, ich bin nicht krank, Sie können mir nichts verschreiben; ich muß sterben bei gesundem Leibe. Sie können mich also nur aus Neugierde besuchen. Gewährt Ihnen der Anblick eines Unglücklichen Vergnügen?

Vergnügen? erwiederte Rabel, wem könnte es ein Vergnügen machen, einen Mann zu sehen, welcher in des Scharfrichters Hände fällt?

Wissen Sie dies gewiß? fragte Jarosinski, der wie bemerkt, immer die Hoffnung hegte, begnadigt zu werden, ganz kleinlaut.

So heißt es.

So heißt es? Das ist keine Antwort. Sie müssen auf diese Frage, entweder meine Hoffnungen erheben, oder — ganz vernichten.

Die Hoffnung hat Gott in des Menschen Herz gepflanzt, die Hoffnung ist sein höchstes irdisches Gut. — Warum betrachten Sie mich so genau?

Rabel wurde über seine auffallende Musterung der

Person des Delinquenten so verlegen, daß er, um Etwas zu sagen, entgegnete:

Weil ich Sie schon einmal gesehen habe, nur weiß ich nicht mehr, wo?

Ich will Ihnen aus dem Traume helfen, erwiederte Jarosinski; ich erinnere mich jetzt an Sie ganz gut.

Ich bitte Sie, mir zu sagen, wo wir zusammen kamen?

Als ich im Juni v. J. nach Wien kam, besuchte ich den „Sperl-Garten.“ Dieser Garten war sehr voll; alle Tische waren besetzt. Nur ein kleines Tischchen, an dem Sie allein und gleichsam verlassen saßen, bot noch Raum. — Ich fragte Sie: „Ist es erlaubt, hier Platz zu nehmen?“ — Sie antworteten: „Mit Vergnügen!“ — Ich setzte mich zu Ihnen. — Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen. — Plötzlich trat ein Freund zu mir hin und zischelte mir in die Ohren. Er sagte: „Severin, wie kommst Du in diese Gesellschaft? Weißt Du, wer dein Tischgenosse ist?“ — Ich verneinte es. — „Es ist der Scharfrichter von Wien. Verlasse seine Gesellschaft! Alle Augen sehen nach Dir!“ — Ich aber blieb sitzen. Erinnern Sie sich noch?

In der That, Sie sind es, der damals den Bemerkungen der Garten-Gäste Trotz bot.

Wir finden uns nun hier wieder! Setzen Sie sich an meinen Tisch, wie ich damals an dem ihrigen saß. Kommen Sie, trinken wir ein Glas Wein zusammen.

Der Scharfrichter verlor völlig seine Fassung.

Ich will Ihnen auch sagen: Was Sie zu mir führt. Doctor Kölbinger hat mich betrogen, als er sagte: Sie wären ein Arzt. Er wollte mich nicht erschrecken. Ich danke ihm für seine Schonung. Ja, mein Herr, Sie sind ein Arzt, doch ein solcher, der nie den Kranken mit falschen Vorspiegelungen, etwa mit der Rettung aus

einer Lebensgefahr hintergeht. Wo Sie erscheinen, ist der Tod gewiß, und dazu bedürfen Sie nicht einmal irgend einer Arzenei! — Damit ich sicher und schnell sterbe, wollen Sie meinen Hals betrachten. Befühlen Sie ihn, ich bitte darum.

Jarosinski riß bei diesen Worten sein Tuch vom Halse und zog seinen Frack und seine Weste aus.

Werden Sie lange brauchen, um mir den Athem zu nehmen? fragte Severin.

Der Scharfrichter und Kölbinger sahen sich starr an.

Herr Graf, stöhnte Rabel, ihre Fassung bringt mich aus der Fassung. Wenn Sie so am Hochgerichte sprechen, so erschweren Sie mir meine traurige Pflicht. —

Vorausgesetzt, daß es noch nöthig ist, sie zu erfüllen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß, seit ich gebetet, wieder mit der Zuversicht erfüllt bin, ich werde nicht am Galgen enden. Ich werde Sie nicht wieder sehen. Dies glaube ich. Mit den beiden tête à têtes im Sperl und hier wird es abgethan sein! Und nun leeren Sie ihr Glas: „Auf nimmer wiedersehen!“ —

Der Scharfrichter stieß darauf an.

Ja, „Auf nimmer wiedersehen!“ sprach er. Gott weiß es, wenn dies möglich ist, so will ich die Stunde feiern, in der ich hieher kam. Gott befohlen! Gott befohlen! Herr Graf.

Der Scharfrichter eilte fort. Doctor Kölbinger schlich ihm nach, eben so verlegen, eben so ergriffen, wie der „falsche Arzt,“ den er Jarosinski aufführte.

* *
*

Kaum waren diese Beiden fortgegangen, so traten der Pfarrer und der Rector der Liguorianer bei Jarosinski ein.

Das „Tagebuch" meldet hierüber Folgendes:

Der Herr Rector der Liguorianer! sagte der Beichtvater des Delinquenten.

Der Rector war sichtbar verlegen. Er wußte nicht, was er reden sollte.

Jarosinski sah ihn mit finsteren Blicken an.

Endlich öffnete der Rector die Lippen und sprach:

„Heute haben wir ein schönes Wetter!"

Jarosinski lachte laut auf und erwiederte:

Was kümmert mich das Wetter! — Ich sitze hier, den Tod in Aussicht; in meiner engen, häßlichen Zelle, umgeben von Wachen und Schergen, ist es mir gleichgiltig, ob die Sonne scheint oder ob es hagelt.

Aber im Himmel wird es schön sein! versetzte der Rector.

Kommen Sie von dort her? — fragte ihn Jarosinski.

Der Rector gab keine Antwort und ging.

Später trat er in das Zimmer, welches dem Pfarrer angewiesen war.

Das ist ein entsetzlicher Mensch! sagte der Rector bei seinem Eintritte. Es ist mit ihm nichts anzufangen!

Ich antwortete, schreibt der Pfarrer in seinem Tagebuche:

Es ist nichts mit ihm anzufangen, wenn Sie so fortfahren, ihn auf eine Weise zu behandeln, welche nicht die rechte ist. Sagen Sie mir, wie ist es möglich, mit einem Manne, der morgen hingerichtet wird, heute vom „schönen Wetter" zu sprechen? Wie kann man ihn, der in Wien in einem katholischen Institute erzogen wurde, fragen: Ob er das „Vaterunser" zu beten gelernt habe? Wie kann man ihm endlich über Vergehen seines Großvaters Vorwürfe machen?

Sie haben Recht, erwiederte der Rector; es war dies nicht gut; ich bitte Sie daher, Herr Pfarrer, nehmen

Sie meine Stelle bei dem Delinquenten ein. Aus meinem Orden wird kein Priester mehr zu ihm kommen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Rector.

Bald darauf kam ein Commissär der Liguorianer und brachte mir das heilige Oel zur „letzten Oelung.“

Meine Krankheit wuchs mit jeder Stunde, und ich mußte neuerdings den Arzt rufen lassen und um Arzneien bitten.

Jarosinski ging mein anhaltendes Leiden sehr nahe und er äußerte sich:

Sie sind meinetwegen krank geworden und meinetwegen, versagen Sie sich die nöthige Hilfe. Ach! hochwürdiger Herr, setzte er hinzu: hätte ich Sie und den Rath Carhan früher kennen gelernt, so wäre ich ein guter Mensch geblieben und hätte die entsetzliche Strafe nicht auszustehen!

Sein Muth brach wieder. So herzhaft er mit dem Scharfrichter gesprochen, so kleinmüthig wurde er.

Bei solchen Gesprächen hielt ich gewöhnlich seine Hand in der meinigen. In diesem Momente zog er sie plötzlich zurück und rief:

Nein, ich bin nicht würdig, daß meine Hand in der ihrigen ruhe, denn an der meinigen klebt Blut. — —

Wir wurden zum Abendessen gerufen, und zwar zum letzten.

Ich zwang mich, Etwas zu genießen, und forderte ihn auf, ebenfalls Etwas zu sich zu nehmen; allein sein Mund schien völlig krampfhaft verschlossen zu sein. Jarosinski aß nichts, endlich verlangte er ein Glas Bier, von welchem er in Zwischenräumen trank.

Wir traten wieder in das „Aussetzzimmer.“ Hier überfiel ihn eine unbeschreibliche Angst.

Ich habe eine Empfindung in mir, versicherte er, die

schrecklich ist. Mich überfällt eine furchtbare Beängstigung, aber nicht deshalb, weil ich sterben muß, sondern meiner Familie wegen, die durch mich, unschuldig Schande und Verachtung trifft. An meinem Leben liegt mir nichts; ich gebe es hin, um die durch mein Verbrechen beleidigte Welt mit mir zu versöhnen, um dem Gesetze Genugthuung zu geben, das ich gröblich beleidigte, aber meine Frau, meine Kinder, meine Verwandten, die meinen Namen tragen, wie versöhne ich diese mit mir?

Hochwürdiger Herr, redete mich Severin an: Haben Sie nicht erfahren, ob irgend Jemand von meiner Familie, während meiner Verhaftung, in Wien gewesen?

Ich antwortete:

Davon habe ich nichts gehört!

Nichts gehört? wiederholte Jarosinski mit dumpfer Stimme. Nichts gehört? — Es sollte die Gattin, es sollten die Kinder nicht um das Leben des Gatten, des Vaters gebeten haben? — Das wäre schrecklich! entsetzlich! fürchterlich! — Vielleicht war meine Mutter in Wien! Meine arme, unglückliche Mutter! Meine Mutter war gewiß in Wien! Eine Mutter liebt ja auch dann noch ihr Kind, wenn andere Menschen längst schon den Stab über dasselbe gebrochen haben! — — —

Neuerdings brach er in einen Strom von Thränen aus.

Sein Schluchzen war herzzerreißend.

Nach einer langen Pause fragte er:

Zu welcher Stunde wird mir der Kopf abgeschlagen werden?

Der Priester antwortete:

Der Kopf wird Ihnen nicht abgeschlagen; Sie werden durch den Strang hingerichtet.

Ja, ja, ich erinnere mich. Ich bin so verwirrt, daß

ich an die Art der Hinrichtung nicht mehr dachte! Gehangen werde ich, gehangen! Wie lange dauert es, bis man todt ist?

Eine Minute, antwortete der Geistliche.

Eine Minute! Dies ist lange! — Werden Sie eine Rede halten? werden Sie zum Volke sprechen auf der Richtstätte?

Ja; aber nicht vor, sondern nach der Hinrichtung.

Bis hieher das „Tagebuch."

Da blickte Jarosinski plötzlich, ganz zufällig auf, und sah über der Thüre des Aussetzzimmers an dem kleinen Fenster, einen Mann, der sich bemühte, den Unglücklichen zu beschauen und seine neugierigen Blicke auf ihn haften ließ.

Der Mann war ein reicher israelitischer Großhändler.

Da sehen Sie hin! sagte Jarosinski zu seinem Beichtvater; da hat sich Jemand die Mühe genommen, hinauf zu klettern, um mich in meinen letzten Stunden noch zu beobachten! Ich will dem Herrn die Mühe erleichtern.

Jarosinski stand auf und öffnete die Thüre.

Der Mann, welcher sich an der Thüre festgehalten hatte, plumpfte herab.

Erschreckt rafft er sich auf und wollte entfliehen.

Bleiben Sie! redete ihn Jarosinski an. Haben Sie sich beschädigt bei ihrem Falle?

Der Großhändler zitterte, als ob er eine Missethat begangen.

Was wünschen Sie von mir?

Verzeihen Sie, stammelte der Fremde.

Ich wollte Ihnen eine Erquickung bringen. Unten im Wachzimmer, habe ich ein par Flaschen Bordeaux hingestellt, wenn Sie nichts dagegen haben, so verehre ich sie Ihnen zur Herzstärkung.

Mein Herz stärkt nichts mehr! — Ich danke Ihnen. Behalten Sie ihren Wein, oder schenken Sie ihn den Polizeisoldaten, die mich bewachen.

Etwas Bordeaux sollten Sie doch nehmen, versetzte der Mann, jetzt schon muthiger geworden.

Ich nehme nichts mehr in dieser Nacht. — Was werden Sie beginnen, wenn Sie jetzt von mir gehen? — Werden Sie einen Gasthof oder ein Caffeehaus besuchen und erzälen, daß Sie mich gesprochen?

Auf Ehre! das werd' ich thun!

Dann erzälen Sie auch, daß ich reumüthig sterben werde und meine Verbrechen verwünsche.

Ich werde es überall sagen.

Haben Sie mich früher, ich meine, ehe ich noch — — als ich nämlich noch kein Verbrechen beging, gesehen?

Nie!

Es trieb Sie also bloß Neugierde hieher?

Nein, nicht Neugierde; Theilnahme an dem Schicksal eines Verirrten. Sie sind reumüthig. Ich sehe es Ihnen an. Ich werde Allen widersprechen, die da ausschreien: Sie wären nicht reumüthig! — Meinen Bordeaux wollen Sie nicht? Ich werde ihn der Wache geben, und sende wohl noch einige Flaschen dazu. — Nehmen Sie es nicht übel, daß ich, ohne ihre Erlaubniß hieher gekommen, aber es wird seinen Nutzen haben, ich werde verkünden, daß Sie reumüthig sind. Dies gefällt Gott und den Menschen. Gott verleihe Ihnen Stärke auf ihrem letzten Gange. — Gute Nacht!

Der Israelite ging.

Wie heißt dieser Mann? fragte Jarosinski seinen Priester.

Ich kenne ihn nicht, antwortete dieser, aber er ist ein

Ehrenmann. Was er gesagt, ist gut, und zeigt von wahrer Theilnahme an Ihrem Unglücke.

Reumüthig sterben versöhnt Gott und die Menschen! wiederholte Jarosinski. Ich werde reumüthig sterben.

Dreizehntes Capitel.

Man kann sich in einer Stadt wie Wien die Aufregung während der letzten drei Tage, welche Jarosinski noch zu leben hatte, denken. — Der Hohemarkt wurde förmlich belagert. Trotz eines zeitweise heftigen Regens, strömte Jung und Alt vor das Criminal-Gerichtshaus und die „steinerne Gerechtigkeit," die damals noch als Statue im Hintergrunde des Balcons stand, wurde nie so oft betrachtet und beschworen, ihr Amt doch endlich zu handeln, wie in jenen Tagen.

Und die Märchen, welche sich die Leute erzälten!

Einige wollten es ganz verläßlich gehört haben, daß Jarosinski Gift genommen, und in den letzten Zügen liege.

Andere behaupteten, er sei in der Nacht, nach dem Verkünden des Urtheils in einen Wagen gepackt, und nach Rußland geführt worden.

Wieder Andere behaupteten, seine Frau und Kinder hätten „sein Leben erbeten," und er käme „auf hundert Jahre auf den Spielberg."

Es war, als wenn lauter Tollhäusler mit einander schwätzten. Dabei hagelte es Spottlieder. Die Harfenisten in den Bierhäusern sangen diese bei großem Halloh der Zuhörer, aus welchen das nach der Melodie des „Aschenliedes"

„Ein Pole kam daher
„An Schulden ist er schwer!" u. s. w.

so ins Volk drang, daß es die Schusterjungen auf der Gasse sangen.

An schimpflichen Liedern gegen die Krones fehlte es natürlich ebenfalls nicht, aus welcher das:

»Mamsell Krones, war's der Müh' werth,
„Daß Sie den polnischen »Rauber« erhört?»

das giftigste und gröbste war.

Die Bosheit gewisser Leute war so groß, daß der armen Krones jedes dieser Pasquille, ja oft in mehreren Abschriften, anonim ins Haus geschickt wurde, so daß sie mehrere Monate durch die „kleine Post" kein Schreiben mehr annahm, und abermals ihre Darstellungen auf dem Theater für einige Wochen unterbrach.

Das ewige Geschwätz über den Mörder wurde ihr zur Höllenpein.

„Ich verlasse Wien," sagte sie eines Tages zu Raimund. Ich habe genug gebüßt, genug gelitten, Kummer und Angst haben meine Gesundheit untergraben, an dem letzten Tage der Aussetzung des schändlichen Menschen, an dem Tage, an welchem er hingerichtet wird, und einen Tag nach derselben, soll kein Mensch erfahren, wohin ich mich geflüchtet; „ich verkrieche mich in die Gebirge," vielleicht komme ich gar nicht mehr zurück; einem Bauer auf dem Lande als Kühmagd zu dienen, um vor diesen schmähsüchtigen, Wuth-, Geifer- und Giftspeienden Wiener Klatschern sicher zu sein, ist mehr werth als das beste Los, das mir mein Talent bieten kann.

Gehen Sie nach Gutenstein, versetzte Raimund. Ich ziehe dieses Thal allen Landaufenthaltsorten in Oesterreich vor. Ich werde mir dort nächstens ein Haus kaufen; die Menschen, die dort hausen, sind herzensgut und freundlich.

Wohin ich mich begeben werde, antwortete Therese, sage ich nicht einmal Ihnen. Ich nehme auch Niemand

mit als meine Madeleine, selbst Bohrmann soll nicht erfahren, wo ich hingekommen.

Krones ließ durch Madeleine, einen Fiaker und zwar aus der entfernten Vorstadt Wieden mieten. Die Fiaker in der Leopoldstadt, und in der inneren Stadt kannten sie alle. Sie accordirte mit ihm für vier Tage, stieg im „tiefen Graben" in seinen Wagen und fuhr in der Nacht vom 29. auf den 30. August nach Sparbach, welches auf dem Wege von Mödling nach Heiligenkreuz liegt.

Als sie außer der Matzleinsdorfer Linie nach der „Spinnerin am Kreuze" fuhr, bemerkte sie viele Menschen mit Fackeln und großen Laternen auf einem Platze versammelt und arbeiten.

Der Fiaker wendete sich von seinem Bocksitze gegen Therese.

Euer Gnaden, sagte er, wissen Sie, was hier geschieht? Das Jarosinski-Monument schlagen sie hier auf; die Galgen-Säulen wird errichtet!

Der Fiaker lachte über seinen Witz.

Krones sank wie ohnmächtig in den Wagen zurück.

Fahre schnell hier vorüber! rief Madeleine dem Fiaker zu. Wir haben kein Vergnügen an einem solchen Anblicke.

Es ist zum Rasendwerden! rief Krones! Ich habe nicht daran gedacht, daß wir an der Richtstätte vorüber müssen; schnell, schnell fort! Die Luft hier, beengt mir die Brust.

Der Fiaker fuhr so rasch als möglich.

Um Mitternacht gelangte Therese nach Sparbach.

Alles lag in tiefem Schlafe.

Der Fiaker hatte zu thun, die Leute in dem dortigen Wirthshause aus ihren Träumen zu wecken.

Das Thor des Hauses wurde aufgeschlossen.

da meiner Madeleine bringen Sie, was Sie haben und bereiten können.

Während dieses Gespräches fiel ein heftiger Regen ein und schlug seine Wasserfluthen an die Fenster.

Dorothea rief erschreckt:

Jetzt gießt es, wie mit „Schaffeln." Wenn es in Wien auch so regnet, und etwa bis morgen anhält, da werden meine arme Schwester und ihr Mann tüchtig naß werden. Dem Spitzbuben schadet es freilich nichts, aber den ehrlichen Leuten, die ihn hängen sehen wollen, die können übel wegkommen.

Das Mädchen ging nach der Küche.

Ich finde, daß wir vom Regen in die Traufe gerathen sind, sprach Therese; ich glaube, daß wenn wir nach Amerika geflohen wären, so hätte man dort auch von Jarosinski gesprochen.

Ei was! versetzte Madeleine. Sie müssen sich das nicht so zu Herzen nehmen. Hier auf dem Lande kann das Geschwätz doch nicht so toll sein, wie in der Stadt. — Ich ersuche Sie, Fräulein, nicht so kleinmüthig zu bleiben; zeigen Sie nicht, daß Ihnen diese Geschichte so nahe geht. —

Wenn nur schon der 30. August vorüber wäre!

Morgen um diese Zeit gibt es keinen 30. August mehr.

Aber von Jarosinski wird man noch in 30 Jahren sprechen, und von mir auch, wenn man seiner erwähnt. Es sprechen ja die Wiener noch von Zahlheim, der im Jahre 1786 gerädert wurde! — —

Sonderbar! sagte Therese nach einer Pause, während zwei Menschen nach Sparbach entfliehen, um von der entsetzlichen Execution nichts zu hören, beeilen sich zwei Menschen aus demselben Sparbach nach Wien zu kommen, um diese Execution zu sehen, und wir schlafen in den Betten dieser Leute, ja, wir hätten

nicht einmal ein Nachtquartier, wenn Wirth und Wirthin nicht zu dieser Execution ausgezogen wären.

Es ist gräßlich, fuhr Therese in ihren Betrachtungen fort, zu welchen Qualen ich, dieses verruchten Menschen wegen, fortwährend verurtheilt bin! — Gleich einige Schritte „außer der Linie" muß ich auf die Richtstätte aufmerksam gemacht werden. Das erste Wort, daß ich in Sparbach sprechen höre, betrifft die Execution und das letzte, welches das Mädchen so eben gesprochen, ist wieder die Execution, ein Dolchstich für mich! — Ich will mich zu Bette begeben, und die Decke über die Ohren ziehen, sonst schwätzt die Gans bis zum Grauen des Tages von Jarosinski. Es ist eine Höllenqual!

Sie werden morgen Marie und ihren Gatten besuchen; bei ihr bleiben können, und die Schwätzerin nicht mehr sehen!

Meinst Du? — Morgen wird es erst recht angehen! Der Wirth und sein Weib kommen von Wien zurück. Die werden eine Schilderung ohne Ende von der Hinrichtung machen, das Todesurtheil mitbringen, und in allen Räumen circuliren lassen. — Das Todesurtheil! Mir wird eiskalt zu Muthe! — Am Ende kommt gar mein Name darin vor, oder nur Th.....
K....s. Das sage ich, wenn ich darin bezeichnet werde, so lege ich Hand an mich! Diese Schmach, diese Beschimpfung würde ich nicht ertragen.

Warum nicht gar! — Was Sie sich alles in den Kopf setzen! Wie käme denn Ihr Name dazu! Waren Sie seine Mitschuldige?

Ich war aber bei seiner Verhaftung. —

Das waren Andere auch! Ich habe immer gehört in einem Todesurtheil steht das Verbrechen, und die Strafe, und sonst nichts. Sinnen Sie doch nicht so schauderhaften Grillen nach.

Dorothea trat nun wieder ein, deckte den Tisch, brachte die Suppe und eine Eierspeise.

Ein gebratenes „Händl," meldete sie, kommt auch, und Salat kommt, und es kommen Mandelbögen, die weder in Wien noch in Baden und Gaden so gut gemacht werden, wie bei uns. Den „Gumpoldskirchner" Wein habe ich aus dem Fasse gehoben. Es ist derselbe Wein, den mein Schwager dem Verwalter vorsetzt. Zwei Gedecke habe ich auch mitgebracht, falls Sie, Fräulein Krones, Hunger und Durst empfänden! Ich bitte Sie, essen Sie und trinken Sie! Ein schweres Herz und ein hungriger Magen sind zwei zu große Uibel! — Was mich betrifft, so viel ich von Ihrem Malheur weiß, und der Herr Verwalter im „Extrazimmer" davon erzält hat, würde ich diesem elenden Menschen nicht die Ehre anthun, mich zu kränken.— Schimpfen Sie über ihn; schildern Sie den Leuten, wie er Sie getäuscht, und Sie haben die bösesten Zungen auf ihrer Seite. — Zeigen Sie aber Kummer, so glaubt die Welt, Sie grämten sich wegen ihm! Da müßte „mein Herz ein Narr sein," eines schlechten Kerls wegen, mich einer Traurigkeit hinzugeben. — Ich habe im vorigen Jahre auch ein großes Unglück gehabt. Um mich hat ein Kaufmann aus N.... angehalten; er war Witwer und reich. Er hatte mir auch gefallen und die Heirat war schon festgesetzt. — Auf einmal kommt es an den Tag, daß er seine Frau vergiftet hat, um ihr Geld zu erben. — Er wurde eingezogen und ihm geschah im März d. J in N...., was morgen dem Jarosinski geschieht. — Da sind nun die Sparbacher und die Gadner und die Badner und die Mödlinger und die Brühler und sogar die Wiener hieher geeilt, um mich, die Braut des Gehängten, anzugaffen. — Ich aber habe ihnen Stand gehalten, ich bin ihnen nicht ausgewichen, ich habe ihnen erzält von dem jämmer-

lichen Menschen; ich habe ihnen gesagt, ich machte mir nichts daraus, daß er dieses Ende nimmt, er habe es schon um mich verdient! Vielleicht hätte er mich auch umgebracht, sagte ich, und nannte ihn einen Dieb, einen Räuber, einen Mörder! „Sie macht sich nichts daraus!" sagten die Leute. Sie merkten, daß ich mich nicht alterirte, und blieben weg. Auf Michäli heirate ich einen Chirurgen von Pottenstein; ich bekomme einen schönen Mann, einen sehr wohlhabenden Mann, einen braven Mann, einen lieben Mann. Lachen Sie darüber, wenn der „Räuber" dort ist, wo er hingehört, und „lassen Sie keine Traurigkeit spüren."

Wir sind ja Leidensschwestern — erwiederte Therese. —

Was Leidensschwestern, entgegnete Dorothea; es gibt kein Leiden, wenn ein schändlicher Mensch untergeht.

Greifen Sie zu! setzte sie bei. Die Suppe ist vortrefflich, die Eierspeis eben so gut. Das „Händel" bring' ich sogleich. Seien Sie guten Muthes, Fräulein Krones. Es ist nie ein Unglück, wenn ein Schurke stirbt, desto mehr Raum haben die Rechtschaffenen auf der Welt!

Sie ging.

Es ist etwas ganz Eigenes um Lebensansichten und Erfahrungen aus dem Volke. Hätte der Krones dieselben Worte Jemand Anderer als ein Mädchen aus den unteren Classen gesagt, sie wären spurlos an ihrem Ohre vorüber gerauscht, so aber sagten sie ihr eine Person, die in einer ähnlichen Lage war, die ein gleiches Schicksal hatte und gefahrlos an den Klippen, an welchen ihr Glücksschiff hätte scheitern sollen, vorüber kam. Die Wirkung war eine höchst günstige; Therese

richtete sich auf und gestand sich, daß sie sich durch die Umstände zu sehr beugen ließ.

Sie hat recht, wendete sich Therese an Madeleine; das Mädchen hat vollkommen recht; ich hätte mich gleich nach dem ersten Schlage, den ich, dieses gräßlichen Mörders wegen, erdulden mußte, erheben, ich hätte sagen sollen: Was will die Welt von mir, daß sie mich so schändlich zu demüthigen sich erlaubt. — Ich häte auch bei Gericht weniger zerknirscht und vernichtet sein sollen. Daß ich mich von des Verruchten Geburt, von seiner Stellung, seinen Orden blenden ließ, das geht doch eigentlich Niemand etwas an, als mich, und hat mich hierüber Niemand zur Rechenschaft zu ziehen. Ich will es machen wie die Schwägerin des Wirths, „wie die Braut des Gehängten," ich will der Welt so lange meine Flüche auf den Uibelthäter ins Angesicht schleudern, bis sie es überdrüssig und die schauderhafte Geschichte ihr gleichgiltig wird.

Dann will ich lachen, wenn sie mir erzälen, wie verstockt oder reumüthig, beherzt oder kleinlaut er geendet. Man soll auch von mir sagen, „sie macht sich nichts daraus!" Die Schadenfreude hat dann ein Ende und ich finde Ruhe.

Mechanisch setzte sich Krones an den Tisch, aß und trank und begab sich dann zur Ruhe.

Am andern Morgen, — der Sturm im Herzen der Krones ward zum Schweigen gebracht, das Unwetter von Außen hatte nachgelassen, ein schöner heiterer, sonniger Tag begann, — schickte sich Therese an, Marie, die sogenannte falsche Krones, ihre Nachbarin zu besuchen, und sich dieser gefaßt und beherzt zu zeigen; allein Dorothea hatte bereits geplaudert, und Marie kam Theresen zuvor und lud sie zum Frühstücke ein.

Als sich beide Freundinnen in den Armen lagen, und sich des Wiedersehens freuten, rief Marie aus:

Während Sie nach Sparbach fuhren, ging ein Brief von Sparbach an Sie nach Wien. Mein Gatte und ich trugen Ihnen in diesem Briefe, unsere stille Wohnung zur Zufluchtsstätte an. Unser Einladungsschreiben müssen Sie, wenn Sie nach Wien zurückkehren, finden; Sie können sich also die Freude denken, die wir empfanden, als wir erfuhren, daß Sie gleichsam ihr Genius zu uns gebracht.

Sie bleiben nun hier. Wir lassen Sie nicht mehr fort. Wir kennen Ihre Gemüthsleiden genau und wissen, daß Sie der Erholung bedürfen. Möge man in Wien ohne Sie Komödie spielen; möge der unbarmherzige Theil der Wiener, der Sie so unerbittlich verfolgt, seinen Zorn erst dämpfen lassen; mögen Sie, was uns das Liebste wäre, sich gar nicht mehr dem Theater widmen, und Sie bei uns immer bleiben; dem Himmel sei Dank! wir sind reich; mein Gatte und ich wollen für Sie sorgen wie für eine Schwester.

Krones war über diese herzliche Theilnahme so gerührt, daß sie Marien aufs Neue in die Arme fiel und Thränen der Liebe und Dankbarkeit weinte.

Beide gingen zu Mariens Gatten. Dieser war eben so liebenswürdig. Es wurde nun schnell ein Plan gemacht, was zu geschehen habe. Es wurde beschlossen für die nächsten Tage Sparbach zu verlassen und eine kleine Reise nach Gutenstein, wo Raimund so gerne weilte, nach dem Höllenthale und endlich nach der Reichenau anzutreten.

Dort, sagte Mariens Gatte, treffen wir keine Personen, die unverschuldetes Unglück nachtragen; von der Reichenau begeben wir uns nach Maria Zell; in Maria Zell, Therese, erheben Sie Ihr Herz zur Gnaden-Mutter. Noch

nie ist ein gläubiges Gemüth von ihr ohne Erhörung, nie ein krankes Herz ohne Genesung zurückgekehrt.

Die Reise wurde schnell begonnen. Um sieben Uhr Morgens saßen bereits vier Personen, Marie, ihr Gatte, Therese und Madeleine in einer bequemen Calesche, und begaben sich auf den Weg nach Gutenstein.

* * *

An demselben Tage aber, um 2 Uhr Morgens, hörte der Priester, welcher Jarosinski zur Richtstätte begleitete, denselben bereits mit der Wache sprechen.

So leidend der Priester war, so raffte er sich doch von seinem Lager auf und ermahnte den Unglücklichen, sich doch nur ein par Stunden Schlaf zu gönnen.

Schlafen Sie, geistlicher Herr, Sie bedürfen des Schlafes mehr als ich, entgegnete Jarosinski, Sie sind krank, sehr krank; ich bin an ihrer Krankheit Schuld, und Sie werden noch kränker werden, wenn Sie sich nicht schonen.

Der Priester, wirklich an Kräften sehr herabgekommen, verfügte sich in sein Zimmer, befahl aber dem Gefangenwärter und den Wachen, mit Severin jedes Gespräch zu vermeiden, um ihm vielleicht doch zu einem Schlummer, wenn auch nur auf wenige Stunden zu verhelfen.

Jarosinski streckte sich auf sein Bett, und wirklich behauptete die Natur bald ihre Rechte, und er schlief bis nach ein Viertel auf vier Uhr.

Da schreckte er plötzlich vom Lager auf. Ein entsetzlicher Traum quälte ihn. Er setzte sich an den Tisch, auf welchem ein Crucifix und zwei Töpfe mit Blumen standen, er betete, dann stützte er den Kopf auf seine Arme. Die Arme aber versagten ihm den Dienst und er warf sich neuerdings auf sein Lager.

Um halb fünf Uhr raffte er sich wieder auf und rief:

„Ich lasse meinen Geistlichen bitten, zu mir zu kommen!"

Der Priester erschien in derselben Minute.

Ich bitte meine Beichte anzuhören! sagte Jarosinski.

Nur kurze Zeit haben Sie Geduld, erwiederte der Priester. Der Kirchendiener ist noch nicht hier.

Allein Jarosinski ruhte nicht, bis die Kirche geöffnet und alle Kerzen angezündet waren.

Hierauf beichtete Severin. Er weinte unaufhörlich. Nach der Beichte sagte er:

Ich bitte, Euer Hochwürden, an meine Familie zu schreiben. Ich bitte Sie kniefällig um diesen Liebesdienst! Ich ersuche Sie, meine Frau, meine Kinder, meine Mutter in meinem Namen um Verzeihung, meiner Unthat wegen, zu bitten und beizusetzen, daß mir meine Gattin nicht fluchen möge! Oft und schwer habe ich sie beleidigt und gekränkt, ich habe ihr zahllosen Kummer bereitet; ich lasse sie um Gottes und des gekreuzigten Heilandes willen bitten, mir nicht zu fluchen. — Sie möge mir vergeben, so wie ich hoffe, daß mir der Allmächtige vergeben werde!

Nehmen Sie diesen Kuß, fuhr Jarosinski fort, diesen Kuß für meine Kinder! — Er ist der Kuß eines Vaters, der zwar seine Vaterpflichten vergaß, der bald am Hochgerichte stehend, seine Kinder nicht segnen kann; was nützte auch der Segen eines Verbrechers, der Segen, mit einer Hand gegeben, welche den Mordstahl zückte! Aber segnen Sie, geistlicher Herr, meine Kinder; ihr Segen wird sie erheben, erbauen, ihr Segen wird ein heiliger Segen sein! —

Heftiges Weinen erstickte seine Stimme.

Bringen Sie meinen Kindern den letzten Wunsch ihres sterbenden Vaters: Ich lasse sie bitten, sie möchten meine Abschiedsworte nicht vergessen!

Meine Abschiedsworte bestehen darin: „Kinder, zügelt schon in der frühesten Jugend eure Leidenschaften!“

„Kinder, vergeudet eure Kräfte und eure Zeit nicht mit thörichten Dingen!“

„Kinder, bekämpft jede böse Neigung, die Neigung zum Müssiggange, die Neigung zum Spiele, zur Verschwendung; seid nie prunksüchtig, und vor Allem bekämpft Hochmuth und Stolz!“

Meiner Mutter! meiner armen Mutter — fuhr Severin fort.

Hier schluchzte er laut auf. —

„Meiner Mutter, schreiben Sie — doch ich kann nicht sagen, was Sie ihr schreiben sollen. Schreiben Sie, was Ihnen ihr Herz eingibt; Sie waren ein guter Sohn, das weiß ich, Sie verstehen es an eine Mutter in den ergreifendsten Ausdrücken zu schreiben. Meine Mutter wird zwar meinen schimpflichen Tod nicht lange überleben; doch so lange es Gott gefällt, sie dieser Welt zu erhalten, möge sie an meine Reue denken; Jenseits! Jenseits will ich sie selbst um Verzeihung bitten!“

Nach diesen, den Priester tief rührenden Worten, begann die Messe.

Als der Geistliche an den Altar trat, kniete Severin nieder, und betete demüthig und voll Andacht.

Während der Messe communicirte er, und nach Beendigung derselben begaben sich der Priester und Severin in das Aussetzzimmer zurück.

Das Geschrei des versammelten Volkes, die Stimmen der Wachen, die, um Ordnung zu halten, laut

ertönten, das Drängen der Massen und die Angstrufe derjenigen, die im Gewoge gedrückt, gestoßen, getreten wurden, dies war Alles so gewaltig, so unheimlich, daß Jarosinski davor erbebte.

Was ist das für ein schauderhafter Lärm? fragte er, welch' ein furchtbares Toben schlägt an mein Ohr?

Es ist das Volk, das sich vor dem Gerichtshause versammelt hat, Sie zu sehen. —

Mein Gott! mein Gott! seufzte Jarosinski, ganz Wien wird auf den Beinen sein, um dem Mörder zu fluchen und ihn zu beschimpfen.

Beschimpfen wird Sie Niemand, und Ihnen fluchen, wenn Sie reumüthig zum Tode gehen, gewiß eben so wenig!

Hören Sie das wilde Getöse! diese tausend und abermal tausend Stimmen, sie tönen wie ein rasendes Geheul. —

Uiber dieses wilde Geheul wird ihre Stimme um Barmherzigkeit bei dem Allmächtigen nicht verhallen!

Jarosinski betete nun laut und bat Gott um Gnade.

Der Geistliche bereitete sich zur letzten Reise mit dem Delinquenten vor.

Er steckte ein Fläschchen Hoffmanns-Tropfen zu sich, um, falls Severin plötzlich eine Ohnmacht anwandeln sollte, ihm hilfreich beistehen zu können.

Severin verhielt sich sehr ruhig.

Er zeigte sich sogar gefaßt, und bat den Priester, den letzten Gang beschleunigen zu lassen.

Ich beschwöre Sie, hochwürdiger Herr, anzuordnen, daß ich schon jetzt zum Richtplatze geführt werde. Warum zögert man so sehr?

Es ist noch nicht sieben Uhr, erwiederte der Geistliche.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr des Gefangenenhauses die siebente Stunde.

Die drei verhängnißvollen Schläge an die Thür des Aussetzzimmers ertönten.

Der Unterrichter und Criminalgerichts-Commissär, schwarz gekleidet, traten herein.

Ihre Stunde hat geschlagen, sprach der Unterrichter. Das Gericht fordert Sie auf, mir zu folgen und die Ihnen bekannte Strafe zu erleiden.

Ich bin bereit, sprach Jarosinski mit überraschender Fassung. Ich wünsche aber noch eine Wegzehrung! Wer bringt mir Schnapps?

Ein Glas Schnapps wurde gebracht.

Jarosinski fiel dem Gefangenwärter in die Arme; er packte den Mann, der ihm die zwölf Stockstreiche zugezählt hatte, beim Kopfe und küßte ihn; er küßte die sogenannten „Stöckelknechte," er drückte dem Polizei-Feldwebel, dem Polizei-Corporalen und jedem der ihn umgebenden Polizei-Soldaten die Hand.

Lebt wohl, sprach er, lebt alle wohl! —

Jarosinski befürchtete weich zu werden und brach schnell ab. Hierauf ergriff er das Glas mit Schnapps und stürzte es hinunter, stieß es aber auch so heftig auf den Tisch, daß es in Stücke brach.

Der Geistliche nahm ihn nun unter den Arm und führte ihn an die Thüre.

Ich werde Ihnen beweisen, hochwürdiger Herr, daß ich standhaft sein kann, sagte Jarosinski.

Ich wünsche es, versetzte der Priester; glaube es aber nicht, sprach der Seelsorger leise zu dem Gerichts-Commissär.

Der Geistliche, der Gerichts-Commissär und Jarosinski gingen nun über die Stiege, auf deren letz-

ten Stufe dem Delinquenten die Eisen, welche ihm seit der vorletzten Beichte wieder angelegt waren, abgenommen wurden.

Nun öffnete man beide Flügel des Criminalgerichtshauses.

Als Jarosinski die ungeheuere Masse von Menschen erblickte und das entsetzliche Geschrei derselben hörte, fuhr er scheu zurück. —

Als nun erst die Henkersknechte auf ihn zukamen, und ihre infamen Stricke um seine Arme schlangen, und ihn wie ein wildes Thier fesselten, sank er in die Knie.

Seine Kraft wich; er verlor sein Bewußtsein.

Der Geistliche sprach ihm zu.

Jarosinski kam nach einigen Minuten zu sich, erhob sich und sprang auf den gräßlichen Wagen. Da geschah es, daß er sich auf den Platz, der dem Geistlichen angewiesen war, setzte.

Der Gefangenwärter sagte ihm, er müsse zurück sitzen; er dürfe nicht das Gesicht nach den Pferden richten.

Jarosinski begab sich auf den „Armen-Sündersitz," die Henkersknechte postirten sich hinter ihm, faßten die Enden der Stricke, mit welchen sie ihn gebunden, straff an, und behandelten ihn wie ein Schlachtthier, das man nicht mehr von der Leine läßt.

Dessen ungeachtet schwankte der Unglückliche so heftig hin und her, daß der Geistliche Jarosinskis Füsse zwischen die seinigen klemmen mußte, sonst wäre Jarosinski, trotz der Henkersknechte, vom Wagen gestürzt. Die Menschen, welche den Verurtheilten auf dem Galgenwagen vorüberfahren sahen, glaubten, derselbe sei betrunken. Dies war aber nicht der Fall.

Während des Fahrens versuchte Jarosinski zu sprechen, der Priester verstand ihn jedoch nicht. Ja-

rosinskis Mundmuskeln schienen gelähmt und Geifer entfloß seinen Lippen.

Der Priester wollte ihm mit einem Taschentuche zu Hülfe kommen.

Jarosinski beabsichtigte dasselbe.

Er griff nach seinem Taschentuche. Durch das Schaukeln des Wagens flog das Taschentuch aus dem Wagen.

Dies geschah in der Kärntnerstraße, an der Ausmündung der Gasse, in welcher Jarosinski den Mord verübte.

Aus dem Gedränge der Leute, welche sich an der Johannisgasse befanden, trat ein Mann heraus, hob das Taschentuch von der Erde auf und überreichte es dem Geistlichen.

Der Geistliche wies dieses Tuch zurück. Es war ganz mit Gassenkoth besudelt, da es in der vorhergegangenen Nacht stark geregnet hatte.

Der Finder des Tuches behielt nun dasselbe.

An demselben Vormittage verkaufte der Finder das Taschentuch einem Engländer, der im Hotel zum Erzherzog Karl wohnte, für fünfzehn Gulden!

Mittlerweile hatte Severin, dessen rechte Hand der Seelsorger in der seinigen hielt, mit der linken Hand sein Halstuch aufgeknüpft, welches er ebenfalls, als er damit zu Stande gekommen, aus dem Wagen warf.

Vor dem Kärntnerthore angelangt, riß er auf einmal die Augen, die er bisher immer niedergeschlagen hatte, weit auf. Sein finsteres Gesicht erheiterte sich, und er rief mit lauter Stimme:

Da kommt eine Hofequipage, welche mir Pardon bringt!

Es war ein Fiaker, welcher den Criminalrath Carhan führte.

Bei der Paulaner-Kirche angekommen, ermahnte

ihn sein geistlicher Begleiter, keinem thörichten Gedanken nachzuhängen, und hier in der Nähe der Kirche zu beten.

Jarosinski dachte aber nur daran, daß ihm endlich doch Begnadigung zu Theil werden müsse. Er sprach:

Da kommt ein Stabsofficier! Dieser bringt mir sicher Pardon!

Es war ein Militär Feldarzt.

Außer der Matzleinsdorfer-Linie ritten zwei kaiserliche Reitknechte schnell an dem gräßlichen Zuge vorüber.

Der Anblick der kaiserlichen Livrée bestärkte Severin noch mehr in dem Gedanken, die kaiserlichen Reitknechte brächten Pardon!

Diese Hofbedienten bringen den Befehl, mich an Rußland auszuliefern!
sagte er.

„Ich ermahne Sie noch ein Mal," erwiederte der Beichtvater, „keinen thörichten Gedanken Raum zu geben, und Ihr Herz dem Allmächtigen zuzuwenden."

Ich muß an die russische Regierung ausgeliefert werden! entgegnete Jarosinski, man wird es nicht wagen, mich mit dem Tode zu bestrafen, da ich kein österreichischer Unterthan bin.

Die Gesetze machen keine Ausnahme. Wo das Verbrechen begangen wird, dort wird es auch bestraft!

Unter dem Hochgerichte angekommen, zeigte er in dem Augenblicke, als ihn die Henkersknechte ergreifen wollten, eine furchtbare Aufregung.

Geistlicher Herr! rief er, retten Sie mich aus den Händen dieser Scheusale!

Er fuhr bei diesen Worten so heftig zurück, daß er sich gewaltsam an die Galgensäule anstieß, die er aus Angst nicht bemerkt hatte.

„Erdulden Sie Ihr Los standhaft," rief ihm der Priester zu: „Ergeben Sie sich in den Willen des Gesetzes; versöhnen Sie sich mit der Welt, die Sie durch ihr Verbrechen so schwer beleidigten, bereiten Sie sich für Jenseits vor, um als ein reuiger Sünder in die Ewigkeit einzugehen!"

Auf diese Worte ermannte sich Jarosinski wieder. Er schritt mit festem Fuße dem Galgen zu.

Dort ließ er sich ruhig binden und sagte kein Wort, als ihm die Hände und die Arme fest zusammen geschnürt und straff angezogen wurden.

Auch jetzt glaubte er noch, mit der Todesangst werde es abgethan sein, und nun ganz gewiß „Pardon" verkündigt werden.

Jarosinski, dem man eine breite Gurte mit einem eisernen Karabiner um den Leib geschnallt und einen Strick daran befestigt hatte, um ihn zum Querbalken des zweibeinigen Todeswerkzeuges aufzuziehen, stand noch festen Fußes auf dem Boden.

Die Galgenwinde wurde gedreht und Jarosinskis Haupt erschien in der Nähe des verhängnißvollen Balkens.

Der Scharfrichter schlang den Strick um seinen Hals. Nun sah Jarosinski, daß sein Tod beschlossen sei.

Er lästerte auf die empörendste Weise die Gesetze, aber vielleicht nur einige Secunden.

Der Scharfrichter winkte seinen Gesellen.

Der Todesact trat ein.

Jarosinski war nicht mehr.

Der Priester trat unter das Volk und hielt eine ergreifende Rede. — Er sprach von der Macht der Leidenschaften. Er ermahnte die Eltern, in ihren Kindern jeden sündhaften Gedanken zu ersticken und gut zu beherzigen, wie tief, selbst ein Mensch aus den bessern

Ständen sinken könne, wenn er seine Begierden nicht zu zügeln, seiner bösen Neigungen und Gelüste nicht Herr zu werden vermöge.

Leider wurde diese gehaltvolle, ergreifende Rede des geistvollen Priesters nicht gedruckt.

An dem Tage, an welchem die Execution Jarosinskis statt fand, arbeiteten 300,000 Menschen nichts.

Die Fabriken und Werkstätten blieben leer, Männer, Weiber, Kinder, Greise füllten die Straßen und wallten zur Richtstätte hinaus.

Nachdem der Verbrecher an demselben Abende unter dem Galgen begraben worden war und die Menschen in ihre Wohnbezirke zurück wanderten, gingen sie noch nicht in ihre Häuser. Es mußte noch in den Schenken von Jarosinski gesprochen werden bis in die tiefe Nacht. Am andern Tage setzten sie die Galgennummern Jarosinskis: 7, 11, 34 in die Lotterie.

Sehr gute Geschäfte machten an jenem Tage die Würstel- und Branntweinverkäufer unter dem Galgen. Man will wissen, daß damals 300,000 Würstel, eben so viele Semmeln und gewiß 100,000 Gläser Schnapps consumirt wurden.

Sechs hundert Fiaker führten den Pöbel in Federhüten auf den Richtplatz. Wie viele sogenannte Steirer- und andere Wagen sich hier versammelten, läßt sich nicht angeben. Die Linienmauth hat in hundert Jahren nicht so viel Geld eingenommen, und wird in wieder hundert Jahren nicht so viel Geld an einem Tage erhalten.

Wir sprachen von dem „Pöbel in Federhüten.“ Darunter verstehen wir gewisse Damen, welche die Weiblichkeit so sehr bei Seite setzen, daß sie, einen Menschen hängen zu sehen, zu den Ergötz-

lichkeiten rechnen, und in Fiakern zum Richtplatze fahren, wie zu einer Landpartie.

Auch das Leopoldstädter Theater lieferte sein Contingent zu dem Pöbel in Federhüten. An die Spitze desselben stellte sich eine kleine, schwarze, ehemalige Tänzerin, welcher es einfiel, auch Schauspielerin sein zu wollen, und die Krones copirte. Sie war aber wirklich nur der Affe der Krones.

Trotz dem, daß diese kleine, schwarze, ehemalige Tänzerin, ohne die Krones zu copieren, nie eine Schauspielerin, wenn auch eine noch so schlechte, hätte werden können, so haßte sie doch ihr Vorbild.

Jarosinskis unglückliche Geschichte und Theresens Demüthigung war Labsal für die kleine, schwarze Hexe.

„Den Jarosinski mußte sie hängen sehen," um Abends in der Garderobe des Theaters mit allen hämischen Bemerkungen davon erzählen zu können. Sie mietete sich zu diesem Zwecke ein Fiaker-Pirutsch und fuhr damit hinaus zum Galgen.

In dem Momente der Hinrichtung stand sie in ihrem Wagen auf und sah mit einem Perspective nach dem Unglücklichen.

Keine seiner Mienen entging ihr; jede Zuckung betrachtete sie mit gierigen Blicken.

Sie sah den stolzen Geliebten ihrer Feindin, der sie verschmäht hatte, sterben.

Sie triumfirte.

Was sie zu gleichgesinnten Menschen sprach, damit werden wir die Leser verschonen.

Es war arg, denn Ignaz Schuster, dem sie bei ihrer Rückkunft vom Galgen unter höllischem Hohngelächter rapportirte, erwiederte ihr:

So sprechen Sie von einer Collegin? — Doch, was nenne ich Sie eine Collegin der Krones! Mit

ihrer Bildung, ihrem Charakter, ihrem Herzen, wären Sie ja besser eine Collegin Jarosinskis als der Krones zu nennen. — Ich bedauere Sie!

Vierzehntes Capitel.

In Maria-Zell fand Therese, was jedes gläubige Christenherz am Altare der Gnadenmutter finden muß, volle Ruhe in ihrem aufgeregten Herzen, Vertrauen zu sich selbst, die höchste Stärkung nach so schmerzlichen Leiden und die Aussicht auf die baldige Beendigung ihrer bisherigen Kümmernisse und ihres Grames.

Maria-Zell wird besonders im August und bis Mitte September jeden Jahres von zahllosen Pilgern besucht, welche sich keiner Procession anschließen, sondern allein oder in kleinen Gesellschaften kommen, um in der heiligen Kirche daselbst ihre Herzen zu dem gebenedeiten Bilde zu erheben.

Therese kniete täglich in den Morgenstunden vor dem Altare und betete daselbst so innig und so demüthig, daß alle die frommen Christen, die neben ihr knieeten von ihrer tiefgefühlten Andacht erbaut wurden.

Am dritten Tage, wenig Stunden vor ihrer Abreise bemerkte sie in einiger Entfernung von ihr, einen jungen Mann, in Trauerkleidern, sein Auge mit Thränen benetzt, seine Züge von Schmerz erfüllt, seine bebenden Lippen zu einem heißen Gebete bewegend.

Seine innige Andacht erfreute Therese und sie dachte:

„Den hat auch sein Kummer hieher gebracht; er betet wahrscheinlich für den Seelenfrieden einer theuern Mutter oder eines unvergeßlichen Vaters. Auch Du

wirst hier Trost finden! sagte sie, stand auf von den Marmorplatten, auf welche sie hingesunken war, und schickte sich an, die Kirche zu verlassen.

Da erhob sich auch der junge Mann, und eilte nach der Pforte der Wallfahrtskirche.

Krones blickte ihm ins Gesicht und erkannte in ihm — Stephan.

Vor der Kirche blieb Stephan stehen, auch er hatte Therese erkannt. Er eilte zu ihr hin und grüßte sie herzlich.

Stephan, Sie hier? redete ihn Krones an, und allein, und in Trauerkleidern, — was ist geschehen? haben Sie ihre Mutter oder ihren Vater verloren?

Ich habe meine Frau durch den Tod verloren, sprach er; ein Schlagfluß hat ihrem Leben schnell ein Ende gemacht. Ich befinde mich hier auf einer Reise nach Agram, ich erfülle, was meine Frau mir, in ihrem Testamente zur Pflicht gemacht. Heute noch verlasse ich Maria-Zell, um meine Geburtsstadt zu meinem künftigen bleibenden Aufenthaltsorte zu erwählen?

Wie? Sie sind Witwer geworden?

Ja, und ein reicher Witwer, denn meine Frau hat mir ihr ganzes Vermögen vermacht, aber unter der Bedingung, daß ich die Häuser, die sie besessen, nie verkaufe, und in Wien nicht länger als alle Jahre zwei Mal, zur Zinnszeit, und da stets nur acht Tage verweile, dann aber, wenn ich wieder heiraten sollte, nur eine Agramerin erwählen darf.

Ich begreife; dies soll heißen: Es dürfe Ihnen nicht einfallen, mir etwa ihre Hand wieder einmal anzubieten, antwortete Therese. —

Es würde mir auch nicht einfallen, versetzte Stephan treuherzig. Sie denken wohl auch zu billig, mir dies übel zu deuten.

Gewiß nicht! Ich werde nie heiraten, entgegnete Therese, dieses Gelübde habe ich vor der Mutter unseres Heilandes abgelegt, nachdem ich es mir schon längst zugeschworen.

Ich begleite Sie, erwiederte Stephan, Sie sind doch nicht allein in Maria-Zell?

Ich bin mit Marien und ihrem Gatten hier; wir wohnen im Posthause; Marie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen.

Das Posthaus liegt ganz nahe an der Kirche.

Therese und Stephan traten bei Marien ein.

Es war ein freudiger Moment des Wiedersehens.

Tausend Fragen wurden an Stephan gestellt.

Er war mit der Post directe von Wien nach Maria-Zell gereist, daher im Besitze der neuesten Wiener Neuigkeiten.

Stephan hütete sich jedoch sehr, auch nur ein Wort von Jarosinski zu sprechen. Er sprach nur von seiner Frau. Er erwähnte, wie sie von einer auffallenden Ahnung getrieben, 14 Tage vor ihrem Tode durch einen Advocaten ihr Testament hatte abfassen lassen und mit eigener Hand dazu geschrieben, was geschehen solle, wenn Stephan in Wien bleiben und nicht nach Agram übersiedeln, und eine Andere — als eine, die in Agram geboren, heiraten würde.

Und was würde da geschehen? fragte Marie.

Das ganze Vermögen, das meine Frau besaß, fiele dann einem ganz fremden Manne, dem Testaments-Executor, dem Verfasser des Testaments, einem zwar ohnehin reichen, aber geizigen Manne zu. Sie können nun denken, wie dieser mich überwachen lassen wird, damit meine Erbschaft in seinen Besitz kommt. Meine Frau hat aber auch zwei Legate bestimmt. Das erste Legat erhalten Sie, Fräulein Krones, und zwar —

Ich? Ich? Wie komme ich dazu? —

Ich weiß es nicht.

Frau von Oblevits wollte Sie vielleicht für den Verlust entschädigen, den Sie durch die Unmöglichkeit, Stephan je heiraten zu können, erleiden müssen, bemerkte Mariens Gatte.

Ich verzichte, rief Therese hastig, ich verzichte auf dieses Legat, und wenn ich die größten Summen zu erwarten hätte. Hören Sie, Stephan, ich verzichte auf Alles. Ich habe die glänzenden Anträge, die ihre Eltern und ihre Verwandten mir gemacht, zurückgewiesen, — Geld, Geld von Ihnen und aus ihrer Hand, wollte ich nie annehmen, ich nehme es auch nicht von ihrer Frau. — Sprechen Sie nicht weiter von diesem Legate. —

Es ist von keinem Gelde die Rede, versetzte Stephan. Meine Frau hat Ihnen kein Geld, sie hat Ihnen ihr gesammtes Silber als Legat bestimmt.

Das ist viel! Ich kenne das gesammte Silber ihrer seligen Gattin. Nein, das gehöre ihrer künftigen Frau — oder — fuhr Krones freudig auf — wenn es so ist, daß ich dieses werthvolle Silber erben soll, so überliefern Sie dasselbe der Kirche in Maria-Zell.

Diese hat meine Frau ohnehin reichlich bedacht; ihre kostbaren Perlen, ihre Brillanten, ihren gesammten Schmuck hat sie der Kirche der heiligen Gottes Mutter gewidmet. Sie hat mich beauftragt, diese Schätze hier zu übergeben. Dies ist auch der Zweck meiner Reise hieher. — Sehen Sie hier diese Bestätigung von der hochwürdigen Geistlichkeit. Lesen Sie hier das Dankschreiben, welches mir ausgestellt wurde.

Lassen Sie das mir bestimmte Legat dazu schreiben.

Bedenken Sie — wendete Stephan ein, was Sie thun. —

Ich habe nichts zu bedenken — schaffen Sie mir die Abschrift von dem Testamente, und ich will gleich selbst. —

Hier ist das Original, versetzte Stephan. —

Krones warf einen Blick hinein:

„Fünftens“ las sie, „soll Therese Krones zum Zeichen, daß ich ohne Groll im Herzen, aus dieser Welt scheide, mein gesammtes Silber im Gewichte von einem Centner und 48 Pfund als ihr volles Eigenthum erhalten.“

Die edle Frau! rief Therese aus. Sie hat keinen Groll gegen mich hinüber genommen. Eine neue Beruhigung für mich. Ich will ihr aber an guter Gesinnung nicht nachstehen. Dieses Geschenk cedire ich der Kirche. Stephan, wir verfügen uns nach Tische sogleich in die hiesige Amtskanzlei, und ich unterschreibe zu diesem Ende eine rechtsgiltige Cession mit den gehörigen Zeugen.

Vortrefflich! rief Mariens Gatte aus, das ist eine, Gott und den Menschen wohlgefällige Handlung.

Es sei! sagte Stephan. Ich füge mich ihrem Willen.

Und das zweite Legat? fragte Marie etwas neugierig.

Das zweite Legat besteht aus fünfzehn Tausend Gulden CM. Doch wer es erhält, werden Sie nicht errathen.

Wie wäre dies auch möglich, kenne ich doch nicht alle Freunde ihrer Seligen — erwiederte Therese.

Die fünfzehn Tausend Gulden CM. erhält Zeindlmeyer, der alte Handlungsdiener des geizigen Kaufmanns Nosch in der Leopoldstadt. Ich hatte meiner Frau oft erzählt, daß er mir zugeredet, gegen meine Frau über die Art und Weise, wie sie mich zur Verehelichung brachte, nicht Klage zu führen noch auf Scheidung zu bringen, sondern zu ihr zurück zu kehren, und beisetzte: ich würde durch sie glücklich werden. Dies

wollte meine Gattin belohnen. Außerdem hat sie angeordnet, daß ich Zeindlmeyer mit nach Agram nehme, dort ein Materialgeschäft gründe, und diesen ehrlichen Mann lebenslang bei mir behalte. —

Wo ist Herr Zeindlmeier? Noch in Wien?

Nein, ebenfalls hier in Maria-Zell, aber von der Reise und seinem ewigen Husten so angegriffen, daß er sich hier in Maria-Zell pflegen muß, sonst bringe ich ihn todtkrank nach Agram.

Ihre Eltern? Stephan? Ihre Eltern, fragte Therese. — Wie befinden sich diese?

Sie sind beide wohl, bereits auch durch eine eigene Staffette von dem Tode meiner Frau, von meiner Erbschaft und meiner baldigen Ankunft unterrichtet. Sie können sich die Herzensfreude denken, die sie empfinden. —

O Gott, ja! Auch ich will meinem Vater eine solche Freude machen. Sobald ich wieder in Wien eintreffe, lasse ich ihn kommen. Ich bedarf seines Segens. Glücklich kann man jedoch nur werden, wenn man seine Eltern ehrt. Auch mein Bruder soll nach Wien kommen. Ich will für ihn und seine Kinder sorgen.

Und Sie, Herr Oblevits, fragte Marie, auf welche Schöne in Agram werden Sie ihr Auge werfen? Die Wahl wird schwer werden, denn die Agramerinnen, welche des Rufes sich erfreuen, schön und reizend zu sein, werden ihre Netze auswerfen, um den reichen, liebenswürdigen, wienerisirten Agramer zu besitzen.

Ein Jahr hindurch werde ich Witwer bleiben, dies bin ich meiner seligen Gattin schuldig, die ich stets ehren und ihrer dankbar gedenken werde, aber nach einem Jahre heirate ich, ohne auf Geld und etwa auf andere pecuniäre Vortheile zu rechnen.

Sie haben doch nicht etwa gar schon eine Wahl getroffen? fragte Marie abermals.

Ja, ich habe bereits eine Wahl getroffen; dem Mädchen, dem ich meine Hand reiche, bin ich schon lange verpflichtet.

Stephan! rief Therese scherzhaft aus. Schon lange? Sie werden doch nicht eine Geliebte in Agram gehabt haben; während Sie mir noch ihre zärtlichen Gefühle widmeten?

In Agram nicht, aber in Wien, versetzte Stephan.

Sie erschrecken mich! Wie, auch Sie wären ein ganz gewöhnliches Exemplar von einem Manne?

Dies nicht. So lange ich Sie anbetete, betete ich Sie wirklich und allein an; aber dessen ungeachtet eroberte ich ein Herz — ein Herz, das sich mir opferte. —

Wer ist denn dieses Herz? Wie heißt denn dieses Herz? Das Herz, das sich Ihnen opferte? fragte Krones.

Dieses Herz ist das Herz des Stubenmädchens vom schwarzen Adler. Erinnern Sie sich noch, als ich vor sechs Jahren nach Wien kam, war dieses Mädchen es, welche mir Liebe und Theilnahme schenkte. Meine Landsmännin war es, die mir so viele Güte und Aufmerksamkeit bewies, dieselbe, die sich, mir zu gefallen, Ihnen, als ich Sie später im Gasthofe in der Roßau traf, opferte, und die meine Frau gewaltsam aus Wien fortschaffen ließ und bis über die Gränze verfolgte. Dieses Mädchen heirate ich; dasselbe befindet sich jetzt in Agram, bei seiner Mutter. Ich bin dem engelguten Wesen Genugthuung schuldig, ich heirate das Mädchen. Ist das nicht ehrlich, ja sogar meine Schuldigkeit?

Bravo, Stephan, das ist ehrenwerth, erwiederte Krones mit freudigem Tone. Wie Sie von diesem

Geschöpfe geliebt wurden, weiß ich am Besten. Ich selbst wollte damals eine Heirat zwischen Euch Beiden stiften. —

Ja, aber nur um mich loszubringen:

Keine Vorwürfe! antwortete Krones. — Und nun eine Frage. An welchem Tage reisten Sie von Wien ab?

Am 30. August, Abends.

O wehe! rief Therese, und verhüllte sich das Gesicht.

Ich wollte Sie nicht hieran erinnern, versetzte Stephan, aber Sie fragten, und ich platzte mit dem Datum heraus.

Was sprach man in Wien? Nannte man mich noch bei dieser entsetzlichen Geschichte?

Wenigstens mit keinem gehässigen Beisatze mehr.

Was ist noch geschehen? wendete sich Krones neuerdings an Stephan. Was hat sich noch ereignet, was ich etwa wissen darf und kann — ja, was ich wissen soll?

Des Unglücklichen Gattin ist in Wien angekommen. —

Um für ihn um Gnade zu bitten?

Nein, daran dachte sie nicht, es hätte ihr auch nichts genützt. — Sie soll eine ganz eigene, entschlossene Frau sein, mit einem völlig männlichen Charakter. — Sie ist gekommen, um ihres Mannes Schulden zu bezahlen; hat sie diese bezahlt, so reist sie wieder ab.

Krones versank in tiefes Nachdenken, dann sagte sie heftig:

Lassen wir die Cession meines Legats verfassen, dann reisen wir unverzüglich nach Wien. —

Stephan, seien Sie heute mein Gast. —

Nein, unser Gast! bemerkte Mariens Gatte.

Stephan, ich habe mit Ihnen noch viel zu sprechen; bemerkte Therese. Sie müssen mir noch Manches von der Gattin des — „ich will seinen Namen nie mehr nennen" — erzälen. —

Ich weiß sehr wenig.

Doch! doch! Eine Auskunft werden Sie mir noch geben können, diese eine Auskunft, nur diese!

Fünfzehntes Capitel.

Jarosinskis Gattin war nach Wien gereist. Sie unternahm diese Reise nicht, um für ihren unglücklichen Mann um Gnade zu bitten, sie reiste nach Wien, um seine Schulden zu bezahlen.

„Es soll Niemand, der ihm geborgt, Verlust erleiden," sprach der reiche Schwiegervater Jarosinskis, „und die Summe, welche bestimmt war, ihn zu retten, hätte er durch sein entsetzliches Verbrechen nicht die Rettung vereitelt, soll wenigstens dazu dienen, seine Gläubiger zu befriedigen."

Jarosinskis Gattin kam vier und zwanzig Stunden vor der Hinrichtung an. Sie wollte schon gegen Ende Februar in Wien eintreffen, da gelangte aber die Schreckenskunde in ihre Heimat, und vernichtet waren alle ihre Plane. Gram und Verzweiflung warfen sie und ihren alten Vater aufs Krankenlager.

Jarosinskis Mutter tödtete ein Schlagfluß.

Wir müssen den Leser um mehrere Tage zurückführen. Die Scenen, welche wir hier schildern, ereigneten sich am 29., 30. August.

Jarosinski wohnte, wie die Leser wissen, in der vorletzten Epoche seines Lebens, auf dem Graben bei einem sehr ehrenwerthen Kaufmanne. Wir wollen diesen wackern Mann Flieder nennen.

Am Vormittage des 29. August um eilf Uhr ließ sich bei Flieder eine Dame melden.

Eine Dame will mich sprechen?

Eine Dame mit zwei Kindern, in deren Gefolge sich eine Kammerfrau und zwei Diener in polnischer Kleidung befinden, verlangt vorgelassen zu werden, antwortete der Bediente.

Laß sie eintreten.

Der Bediente öffnete die Thüre.

Frau von Jarosinski trat mit ihren zwei Kindern und der Kammerfrau ein.

Frau von Jarosinski wendete sich an den Herrn des Hauses mit den Worten:

Bei Ihnen hat Herr Severin von Jarosinski gewohnt?

Ja, er war mein Mietsmann. Er hatte zwei Zimmer und ein Bedienten-Zimmer zu seiner Verfügung. —

Ist die Wohnung bezahlt?

Ja.

Sie haben ihm auch Geld geliehen?

Nie. Er war vielleicht zu stolz, mich um Geld anzusprechen.

Ich ersuche Sie, dieses Schreiben zu lesen.

Flieder erbrach dasselbe und sagte:

„Von meinem Freunde, dem Rathe Carhan!"

Flieder las:

Ich ersuche Euer Wohlgeboren, die, in Ihrem Hause durch die traurige Katastrofe des polnischen Edelmannes vacant gewordene Wohnung, der Frau von Jarosinski, Gattin Severins, ihren Kindern und ihrer Dienerschaft auf kurze Zeit einzuräumen — —

Flieder blickte über den Brief hinweg auf Frau von Jarosinski, und betrachtete mit Wehmuth die

Kinder; Frau von Jarosinski hielt diese Blicke ruhig aus.

Flieder las weiter:

Und Frau von Jarosinski freundlich aufzunehmen.

Flieder verbeugte sich und sprach:

Diese Wohnung steht Ihnen zu Diensten, gnädige Frau.

Frau von Jarosinski erwiederte nichts.

Flieder las weiter:

Und diese Dame vor allen Zudringlichen und Neugierigen zu schützen. —

Es wird Sie in meinem Hause Niemand incommodiren, Frau Gräfin. —

Ich bin keine Gräfin, antwortete Theofila.

Euer Gnaden haben eine glückliche Reise gehabt? fragte Flieder nach einer Pause.

Eine glückliche Reise, betonte Frau von Jarosinski.

Sie wurde heftig bewegt und sagte schnell:

Da Sie gestatten, daß ich in ihrem Hause mit meinen Kindern und meiner Dienerschaft bleiben dürfe, wofür ich jeden Preis, den Sie fordern, entrichten werde, so —

Welches ich aber nicht annehme, versetzte Flieder, da ihr Herr Gemal schon im Jänner bis Ende September dieses Quartier bezahlt hat. —

So ersuche ich Sie, mir meine Zimmer anzuweisen, auch zu gestatten, daß ich mein Gepäcke aus dem Gasthofe, in welchem ich abgestiegen — (Frau von Jarosinski stieg im Gasthofe zum „Wolfen" am alten Fleischmarkte ab) — hieher bringen lassen dürfe. —

Das versteht sich! erwiederte Flieder.

Wo befinden sich meine Zimmer?

Wenn Euer Gnaden durch dieses Cabinet sich bemühen (er öffnete eine kleine Thüre und ließ Theofila hineinblicken), so kommen Sie in das erste Zimmer.

Sie wollte eintreten; plötzlich blieb sie stehen und sagte:

Der Diener meines Gatten, befindet er sich noch in ihrem Hause?

Er ist erst seit Kurzem wieder in Freiheit gesetzt worden. Er hat mich ersucht, ihn so lange in seiner Stube zu belassen, bis er Gelegenheit finde, in seine Heimat reisen zu können. Ich habe es bewilligt. —

Dafür danke ich Ihnen, erwiederte Theofila. Ich werde Jazeck mit mir nehmen.

Frau von Jarosinski neigte ein wenig das Haupt und ging mit ihren Kindern und der Kammerfrau ernst und ruhig in die ihr angewiesenen Zimmer.

Das ist eine merkwürdige Frau, sprach Flieder für sich. Ihr Mann stirbt morgen am Hochgerichte, und sie thut gerade so, als wenn er sie nichts anginge! — Sie sieht auch nicht sonderlich betrübt aus, sie weint nicht, und da gäbe es doch viel zu weinen! sie zeigt auch keine Gemüthsbewegung! Sie imponirt blos! — Sie hat abgeschlossen mit der Welt und über den Gatten wahrscheinlich selbst den Stab gebrochen.

Plötzlich stürzte Jazeck in das Zimmer Flieders.

Flieder rief ihm entgegen:

Er kommt wie gerufen!

Ich Gott danken! versetzte Jazeck; meine Gräfin hier? Wo? Wo?

Da drin ist sie! Sie wird hier wohnen.

Ich hinein eilen zu ihr; ihr zu Füssen fallen. —

Nur eine Frage? Sie selbst sagte: „Ich bin keine Gräfin,“ und Er nennt sie doch Gräfin.

Sie nie es hören wollen, aber Herr so wollen! O, meine gnädige Gräfin! Jazeck hier sein!

Jazeck wollte in das Cabinet, da trat im Theofila entgegen. —

Jazeck stürzte ihr zu Füssen und rief mit Thränen in den Augen:

O jaki to szczęscie!

Dann setzte er in deutscher Sprache hinzu:

O, meine gnädige Herrin! meine Gebieterin! O Gott! o Gott! Jazeck müssen weinen!

Frau von Jarosinski wendete sich an Flieder: Wollen Sie mich wohl mit diesem Manne einige Augenblicke allein lassen?

Sie wünschen es? Ich entferne mich!

Flieder sprach im Abgehen für sich:

Eine seltsame Frau! Ihr Mund bittet und ihre Augen befehlen! Eine solche Erscheinung ist mir noch nicht vorgekommen.

Er verneigte sich, warf aber noch einen Blick auf die Frau und den vor ihr im Staube liegenden Bedienten.

Frau von Jarosinski befahl jetzt Jazeck aufzustehen.

Er gehorchte.

Ich habe mich selbst auf den Weg gemacht, sagte sie. — Hätte ich deinen Brief nur acht Tage früher erhalten, so — wäre das Gräßliche nicht geschehen. —

Gräfin Alles wissen? —

Schon längst!

Auch, daß morgen? — Hu! — Er verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

Ich weiß Alles. Drei Posten von hier, erzälten Passagiere: Es sei schon vorüber. —

Und Gräfin kehrten nicht sogleich wieder zurück?

Ich bin Mutter; die Kinder muß ich retten! —

Dies ist der Zweck meiner Reise. — Von Sibiriens langjähriger Verweisung wollte ich Severin befreien. Zwar hatte der Kaiser in die Scheidung gewilligt, und ich hätte Severin seinem Schicksale überlassen können, allein mein Vater wurde durch den Tod seines Bruders plötzlich Erbe einer Million, ich beschwor ihn wegen dieses Glücksfalles, den Act meiner Scheidung durch einen Act der Menschenliebe zu beschließen und dem Staate die veruntreuten Krongelder zu ersetzen, Severins Schulden zu tilgen und ihm zu einer Reise ins Ausland zu verhelfen. Severin hat mir vorgegriffen; ich habe jetzt nur an die Kinder zu denken. Er selbst ist unrettbar verloren.

O mein Herr arm sein, sehr arm — armer Sünder sein! — Herr, das Herz der guten Gräfin zerfleischt haben, Jazeck's Herz dazu!

Mein Herz, gehört nur meinen Kindern, mein Herz ist jetzt wieder stark, meine Mutterpflichten stählen es. — Mein erster Schritt geschah zu seinen Richtern. Es sind Ehrenmänner, die eben so edel als gerecht sind. Sie haben meine Absichten gut geheißen. Jetzt will ich zu dem Botschafter. Mit dem Verbrecher hatte er kein Mitleid, für seine unglückliche Gattin und seine unschuldigen Kinder wird er es haben. Er wird sich unser erbarmen! In des Botschafters Macht liegt es, unsere Bitten bei dem Kaiser zu bevorworten, durch ihn werden meine Söhne einen andern Namen erhalten. Ist dies eingeleitet, reise ich zu meiner Schwester nach Frankreich — dort kennt mich und meine Söhne Niemand, dort entdeckt Niemand unsere Schande, unsere Schmach, unsern Jammer! — Dort will ich sterben!

O nicht sterben! Neu leben! für Kinder leben!

Ich war dem Tode schon verfallen. Mein Vater und ich wünschten ihn. Gott hat es anders gewollt.

Ich genas, ich wurde geheilt, von einer entsetzlichen Krankheit geheilt, aber auch von meiner unglücklichen Liebe zu ihm.

Gräfin nicht bitten um Gnade für Ihn?

Für einen Mörder, einen Räuber? Nimmermehr! Mord, Raubmord, Meuchelmord! Es wäre kein Wunder, die Sonne verhüllte sich! Wenn der kräftige Mann den hinfälligen Greis, der Zögling den Lehrer erdolcht, und nur um des erbärmlichen Mammons willen, des Goldes wegen, das schlechte Weiber benöthigen; — der Karten wegen, die vielleicht mehr Unheil gestiftet als Seuchen und Pestilenz, da kann es, da darf es keine Gnade geben, es darf nicht die Gattin für den Gatten, es dürfen nicht die Kinder für den Vater bitten!

Da Jazeck sah, daß seine Herrin die Zumuthung, Gnade für ihren Gatten zu erbitten, heftig entrüstete, so sprach er nicht weiter davon, sondern versuchte es, die Unthat seines Herrn in Etwas zu mildern. Er beschrieb seine Verzweiflung, in welcher er sich durch die dringende Zurückberufung nach Polen befand, und schob alle Schuld auf das Spiel, dem er sich hingab, auf die Wucherer und die leichtfertigen Weiber, die ihn umgarnten.

Theofila hörte ihn gleichgiltig an und erwiederte kein Wort.

Endlich schilderte Jazeck auch seine eigenen Leiden während seiner Verhaftung, und wie er längst hätte frei werden können, wenn sein Herr nicht so häufig auf Jazeck, und immer Unwahres, um sich selbst zu retten, ausgesagt. —

Da ergriff Theofila Jazecks Hand mit großer Theilnahme und Herzlichkeit und versetzte:

Du guter, edler Mensch, Du sollst dafür in meinem Dienste bleiben, so lange Du lebst, Du sollst wie ein

Freund des Hauses gehalten werden; Du sollst auch die Wahl haben, nach Polen zu meinem Vater oder mit mir und meinen Kindern nach Frankreich zu reisen.

Jazeck bei Herrin bleiben! rief er, und Kinder beschützen helfen; Gräfin, wo befinden sich Kinder, daß ich sie sehen und ihnen die Händchen küssen kann. —

Theofila führte den braven, treuen, anhänglichen Diener zu ihren Kindern. Jazeck weinte vor Freude und Wehmuth und herzte die Kinder und küßte sie und gelobte, sie zu bewachen wie sein eigenes Leben.

Frau von Jarosinski war tief ergriffen, ermannte sich aber bald und erkundigte sich nun nach den Schulden ihres Mannes.

Ich habe zwar die, aus den Acten geschöpfte Nachweisungen zu erhalten, an welche Personen mein Gatte Summen zu bezahlen hat. Ich werde Dir das Verzeichniß mittheilen, um es durch Dich ergänzen zu lassen, im Falle sich nicht alle Gläubiger gemeldet hätten.

O! erwiederte Jazeck, viele sich nicht gerührt haben, weil sie Wucherer sind und das Criminalgericht gefürchtet haben; aber seit dem ich frei geworden, mich aufgesucht und mich bestürmt, zu sagen, wenn sie Forderungen an Gräfin stellen, ob kein Mittel sei, zu ihrem Gelde zu gelangen. —

Wie nennen sich diese Menschen, wo sind sie zu finden; ich bezahle Alles, ich will nicht, daß der Reichste verkürzt werde.

O gnädige Gräfin, diese, nur diese nicht bezahlen; es sind alle Diebe, Räuber und wären auch Mörder, wenn sie das Hochgericht nicht fürchteten. Kein Mensch zwingen können, daß Herrin diese Gauner bezahle; Herr ihnen schon längst bezahlt, was er von ihnen erhalten, jetzt nur noch Zinsen von unmenschlichen Zinsen schuldig sein; Herrin diese Wu-

cherer den Gerichten anzeigen und auf Strafe bringen, Jazek Zeuge sein des Betruges, noch mehr Zeugen bringen und Alles beschwören können, was Wucherer gethan.

Nein, mein guter Jazeck, darauf lasse ich mich nicht ein. Auch diesen Elenden sollen ihre Forderungen ausbezahlt werden. Ich habe Schmach und Beschimpfung genug erlebt, ich werde nicht auch noch die Schmach und Beschimpfung dazu gesellen, mit einer Wucherbrut zu verkehren. — Suche diese Menschen auf, Jazeck, erkundige Dich genau nach ihren Schuldscheinen.

O Wucherer geben nichts auf Schuldscheine, nur geben auf Wechsel, und Wechsel nur wegen Wucherern erfunden worden. —

So erkundige Dich nach ihren Wechseln, ich werde diese Wechsel augenblicklich bezahlen. — Nun noch Eins! Die Damen, mit welchen Severin umgegangen, welche aus diesen hat ihn am meisten geplündert?

Frau Tusch. —

Sie war seine Geliebte?

O nein.

Was war sie?

Spielgeberin, Mäklerin, Wucherin; den Grafen schon in ihr Netz gezogen, wie er noch zu Hause in Polen war.

Welche Dame hat ihm noch viel Geld gekostet?

Viele, viele, alle kennen gelernt bei Frau Tusch bis auf Eine, eine Preußin, aber ich gehört haben, auch erwischt worden sein, in Salzburg, Diebin sein, sie und ihr Mann ins Zuchthaus kommen.

Und welche Dame hat ihm noch viel gekostet?

Nicht angeben können dies!

Besinne Dich. Hörtest Du nie von Therese Krones sprechen?

O ja! o ja! gut kennen Therese Krones. —

Diese war sein Ruin, fuhr Theofila heftig auf.

O nein! o nein! Diese höchstens kleine Geschenke erhalten, ein par Mal sie bewirthet, o Therese Krones unverdient in Gerede gekommen, Krones nicht so sein wie Gräfin glauben, Krones beliebte Schauspielerin sein und Herrn nicht ins Unglück gestürzt, Herr, aber sie die gute Krones!

Genug! Ich will nichts weiter wissen. — Bemühe Dich jetzt zu den Wucherern, ich will dieses Volk befriedigt wissen. Die übrigen Gläubiger meines Mannes wird mein Advocat zu sich bestellen; er wird auch ersetzen, was an der Summe fehlt, die dem Abbé Plank — — geraubt wurde. In sichtlicher Aufregung setzte sie hinzu: Ich will diese Angelegenheit vor Allem in Ordnung gebracht wissen, und wenn ich meine Bitten bei dem russischen Botschafter gewährt finde, so schnell als möglich abreisen. Geh, Jazeck. — — — Noch Eins! Wie steht es mit Dir? Hast Du Geld?

Herrin, Jazeck ganz arm sein!

Severin blieb Dir schuldig?

Ich ihm schuldig, er mein guter Herr gewesen.

Das ist nicht wahr! Er blieb Dir schuldig. — Deinen Lohn blieb er Dir schuldig! — Da, nimm dies! treuer Diener!

Frau von Jarosinski warf ihm einen Beutel mit Ducaten hin.

Es ist viel zu wenig für Deine aufopfernde Liebe, viel zu wenig für das, was Du eines schmachlosen Verdachtes wegen erduldet, viel zu wenig für den schimpflichen Arrest; allein so lange ich lebe, werde ich deine Wohlthäterin bleiben!

Sie reichte Jazeck ihre Hand; dieser sank ihr zu Füssen und küßte ihr die Hand, indem er heftig weinte.

Frau von Jarosinski eilte in ihr Zimmer.

Jazeck schluchzte laut auf und entfernte sich.

Am 29. August wurde Frau von Jarosinski nicht mehr sichtbar. Sie schloß sich mit ihren Kindern ein. Von der furchtbaren Gemüthsbewegung ergriffen, von der Reise ermüdet, warf sie sich frühzeitig auf ihr Lager, aber sie schlief nicht; welche Gattin hätte auch in einer solchen Nacht — in der Nacht vor der Hinrichtung ihres Gatten schlafen können, und wäre dieser selbst ein noch weit verworfnerer Mensch gewesen als Jarosinski.

Am andern Morgen um fünf Uhr schreckte sie der Tumult vor ihren Fenstern auf.

Es gab Leute, die sich die Hausthore schon um drei Uhr Morgens aufsperren ließen, um recht zeitlich auf den Hohenmarkt zu kommen, und einen „guten Platz" in der Nähe des Schrannen-Gebäudes zu erhalten.

Frau von Jarosinski riß einen Flügel ihres Fensters auf, um nach der Schwüle einer August-Nacht frische Luft zu schöpfen.

Welch ein Drängen und Laufen über den großen Platz!

Die Personen, welche aus der Dorotheerstraße, der Spiegelgasse, von der andern Seite des Grabens kamen, drängten in das Durchhaus des Trattnerhofes, um auf dem nächsten Wege nach dem Hohenmarkte zu gelangen.

Frau von Jarosinski konnte sich dieses ungestüme Gewoge nicht erklären.

So viele Menschen wälzten sich in wilder Hast in das Haus, das sie bewohnte.

Es befiel sie eine unnennbare Angst.

Sie horchte.

Sie konnte kein Wort, das unten ihren Fenstern gesprochen wurde, verstehen.

Endlich blieben einige Gruppen stehen, und zeigten mit den Fingern nach den Fenstern des zweiten Stockes.

Theofila wich scheu zurück.

Schnell weckte sie ihre Kammerfrau. Diese rief Jazeck.

Jazeck, der ebenfalls die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, war augenblicklich auf den Beinen.

Was geht da vor? fragte Frau von Jarosinski. Was wollen die Volkshaufen, die sich in dieses Haus mit solchem Ungestüm wälzen?

Es ist ein Durchhaus, antwortete Jazeck.

Aber so viele, viele Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise!

Ach Herrin, seufzte Jazeck tief auf. Vom Graben und seinen Seitengassen, dieses der nächste Weg nach dem Hohenmarkte.

Was geschieht dort?

Herrin, Herrin nicht fragen! Nicht zum Fenster gehen! Fenster zumachen, Leute wissen, wer hier gewohnt hat.

Ha! Nun erkläre ich mir das tolle Gaffen nach dem zweiten Stocke! — Schließe die Fenster, Jazeck, lasse die Vorhänge herab! — Mein Gott! mein Gott! Was ist mir eingefallen, an das Fenster zu treten!

Jazeck schloß die Fenster und ließ die Vorhänge fallen.

Jetzt sage mir, was geschieht auf dem Hohenmarkte?

Dort das Gefangenhaus sein! Dort Graf jetzt bald abgeholt werden. —

Abgeholt! fuhr Theofila mit einem Schrei auf. — Und führt man ihn hier vorüber?

O nein!

Gott sei Dank! sagte Frau von Jarosinski mit einem erschütternden Tone.

Gräfin gar nicht wohnen sollen in der Stadt. Gräfin auf einem Dorfe wohnen! Weit! Weit!

Mein Himmel! Ich folgte dem Rathe Carhan. Er meinte, in diesem Hause würde man mich am wenigsten vermuthen, und ich bei Herrn Flieder gut aufgehoben sein. Ich wäre ja im Gasthofe geblieben, wenn man mir nicht augenblicklich den Fremdenrapport zur Unterschrift vorgelegt hätte! Der Name Jarosinski, die Frau des Unglücklichen im Meldzettel, ganz Wien wäre herbei gelaufen! Hier, sagte Rath Carhan, könnte ich sicher sein.

Was hörst Du von Severin, fragte Theofila nach einer Pause. — Ist er so ungestüm wie immer? Bereut er die entsetzliche That?

Er bereut und beweint sie, und hat sich mit Gott ausgesöhnt.

Gepriesen sei der Allmächtige für dieses Wunder. — Und nun nichts mehr! Ich will mich verbergen in dem letzten Winkel dieses Hauses. Ich will meine Augen verhüllen! meine Ohren verstopfen! Ich will mich zwischen den Betten meiner Kinder niederkauern. Sie schlafen! Sie schlafen! Sie verschlafen das Gräßliche, Schauderhafte, Entsetzliche — o, könnte ich es im Grabe verschlafen! — — Folgt mir nicht! Ich gehe zu meinen Kindern.

Sie verließ das Zimmer wie eine Wahnsinnige.

Die arme Frau! sagte die Kammerfrau. Sie hielt sich für stark, als sie in die Thore Wiens einfuhr. Ich machte ihr tausend Vorstellungen, ich warnte sie! — Mein Gott, wenn sie nur nicht den Verstand verliert.

Sie folgte ihrer Gebieterin.

Ich gehe in die Kirche, sagte Jazeck, ich beten für Herrn! Gott seiner Seele gnädig sein!

Jazeck eilte fort.

* * *

Es schlug sieben Uhr.

Jazeck lag in der Stephans-Kirche noch immer auf den Knien.

Er raffte sich auf.

Er betrat die Straße.

Da rückte die Cavallerie bereits heran, welche den Zug anführte.

Jazeck brach durch das Gedränge und wollte durch die Goldschmiedgasse nach dem Trattnerhofe.

Die ungeheueren Menschenmassen ließen ihn nicht durch.

Er versuchte es, über den Stockimeisenplatze zu gelangen.

Die Menschen standen wie die Mauern.

Nein, dachte Jazeck, mein Herr darf mich nicht erblicken und ich ihn auch nicht.

Er wollte gegen die andere Seite des Stephansplatzes, dorthin, wo sich das Haus der jungen Geistlichen befindet.

Auch hier bot sich ihm kein Ausweg.

Indeß kam der Zug mit dem scheußlichen Karren heran.

Jazeck warf unwillkürlich einen Blick auf seinen Herrn.

Es vergingen ihm die Sinne. Mit einem Schrei sank er zu Boden.

Severin, aus seiner Apathie aufgeschreckt, wendete den Kopf nach Jazeck.

Der Galgenwagen ging vorüber; Jazeck lag noch immer bewußtlos am Boden. Man glaubte wahrscheinlich, er sei ein Betrunkener; erst nachdem Jeder der,

den unglücklichen Bedienten umgebenden Gaffer, seine Neugierde befriedigt hatte, sprang man dem Aermsten bei, hob ihn auf und fragte ihn: „Was ihm fehle?"

Jazeck kam zu sich. Er zitterte wie ein Fieberkranker. Er antwortete:

Ein plötzliches Unwohlsein mich ergriffen haben!

Er ließ sich von dem Menschenstrome bis zu dem Hause „beim goldenen Kegel" in der Kärntnerstraße forttragen, dort gelang es ihm aus dem Gewoge zu kommen. Der goldene Kegel hat rückwärts gegen die Seilergasse ein kleines Thor, durch dieses schlüpfte er, und befand sich in fünf Minuten im Trattnerhofe.

Die erste Person, welche ihm entgegen trat, war die Kammerfrau der Frau von Jarosinski.

Wo warst Du? redete sie ihn an.

In der Kirche, antwortete Jazeck, dort gebetet haben für armen Herrn; zu viel Menschen aber auf Straßen gefunden, nicht durchgekommen, indeß der Wagen mit Herrn vorüber, Herrn erblickt auf dem Wagen, und vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen.

Du? hast den Herrn gesehen!

Ja, Ja!

Um Gottes willen! daß dies die Gräfin nicht erfährt.

O ich nichts sagen!

Wie sieht der Herr aus?

Wie, wenn betrunken, hin und her gebaumelt, wie auf Schaukel, Jazeck die Augen geschlossen, und mitten unter die Leute hingestürzt wie Stück Holz.

Ist der Herr gefesselt?

Jazeck nichts gesehen vor Angst und Mitleid. Ein Blick auf Herrn genug gewesen! Herr aussehen wie schon gehangen.

Ich bitte Dich vor der Gräfin nichts zu erwähnen. Wenn ich sie nur von Wien fortbringen könnte! Es

war ein fast frevelhafter Gedanke nach Wien zu reisen! Was wird sie noch erdulden! — Man spricht ja seit sechs Monaten in Wien von nichts Anderem als von dieser Geschichte, und wird noch sechs Monate lang von nichts Anderem sprechen.

Leute sagen, seit vielen hundert Jahren kein solcher Gräuel geschehen, und vielleicht in vielen hundert Jahren nicht wieder vorkommen; Leute gar abscheulich reden Am meisten schmerzt Jazeck, daß Wirth in Nachbarschaft sagen, wenn noch Bedienter Raubmörder gewesen, zu begreifen, — aber Graf selber: schrecklich!

Das sagte der Wirth in der Nachbarschaft.

Ja, ja, in meiner Gegenwart.

Und was hast Du darauf geantwortet?

O ich zu wenig deutsch können, aber doch entgegnet: Das ist gerade so, als wenn ich behauptete: Wenn noch Kellner, Bleizucker-Gift in Wein mischte, gewiß schlecht sein, aber wenn Wirth selber: Pfui Teufel!

Ja so sind gewisse Menschen, erwiederte die Kammerfrau; der ärmeren Classe muthen sie jede Schandthat zu, besonders so ein hochmüthiger, vom Kegel- und Kellnerjungen zum reichen Manne avancirter Bierverderber. In seinem Uibermuthe und in seiner brutalen Frechheit blickt er auf Dürftige herab, als wenn er aus einem bessern Teig geformt wäre. So ein erbärmlicher Wicht kann es gar nicht begreifen, daß der Arme auch ehrlich sein könne!

Ein Commissär vom Criminal-Gericht erschien, und ersuchte, der Frau von Jarosinski seinen Besuch zu melden.

Als ihn Theofila bitten ließ, bei ihr einzutreten, redete sie der Commissär mit folgenden Worten an:

Ich komme, das aus den Acten gezogene Schulden-

verzeichniß Severin Jarosinskis zu überbringen. Einige Schulden werden Sie, gnädige Frau, nicht zu berichtigen haben; sie sind besonders bemerkt, nämlich Forderungen von Juwelieren und Goldarbeitern, welche Frau Tusch und eine aus Berlin nach Wien gelangte junge Frau, die mit ihrem Gatten Betrug und Diebstahl völlig nach einem großartigen Gaunersistem betrieben, gemacht, und die Bezahlung Herrn Jarosinski zugewiesen haben. Frau Tusch und das preußische Ehepar sind eingezogen; man hat bei ihnen eine Masse von Sachen gefunden, welche zurückgestellt werden können; die Gauner sind bereits zu Geständnissen gebracht worden; die Schmucksachen und Bijouteriewaren werden von den Verfertigern derselben zurückgenommen. Somit verringert sich die Schuldsumme des Severin Jarosinski um mehrere Tausend Gulden!

Ich danke dem löblichen Gerichte für diese Mühewaltung; jeder in der Schuldenmasse Severins ersparte Gulden fällt meinen Kindern zu.

O Sie könnten noch viel ersparen, wenn Sie jede einzelne Post der Schulden gerichtlich prüfen, und wie diese Schulden entstanden, untersuchen lassen wollten. Da gibt es Wechsel, die von Spielschulden herrühren, und mit welchen, wenn sie nicht getilgt, auch noch der entsetzlichste Wucher getrieben wurde. Einer der verworfensten falschen Spieler ist im Bade zu Mehadia ergriffen worden und bereits auf dem Wege nach Wien. — Die betreffenden Wechsel sind zwar in dritter Hand, aber dies hindert nicht, den Betrug und Wucher zu verfolgen und die Forderungen zu annulliren. Der Betrüger hat Geld genug, um jeden Nachtheil, den Sie erleiden müßten, zu decken.

So will ich die betreffenden Wechsel nicht bezahlen, und es dem löblichen Gerichte überlassen, die Sache zu ordnen.

Frau von Jarosinski sagte nach einer Pause mit sichtbarer Ueberwindung:

Herr Commissär, nun eine Frage, eine Frage, die an Sie richten zu müssen, mir unendlichen Schmerz bereitet: Ist der furchtbare Act schon vorüber?

Noch nicht. Der Zug bewegt sich auf dem weiten Wege nach der Richtstätte nur äußerst langsam, zudem ist der Andrang von Menschen so ungeheuer, daß der Cavallerie-Escort und der Wagen mit dem Delinquenten nur Schritt für Schritt vorwärts können. — Es sind vielleicht hundert Tausend Menschen, die nicht in Wien heimisch sind, Menschen aus allen Gegenden, vielleicht zwanzig Meilen weit von Wien hiehergeströmt.

Der Commissär hielt inne, da er bemerkte, daß Theofila die Lehne eines Stuhles ergriff und sich an diesen festhielt.

Fahren Sie fort, mir zu erzälen, bat Frau von Jarosinski mit zitternder Stimme. Ich muß Alles wissen, darf es aber nur aus dem Munde einer Gerichtsperson vernehmen, aus jedem anderen Munde würde mich selbst eine, auf die schonendste Weise vorgebrachte Kunde auf das furchtbarste verletzen und demüthigen.

Sie werden von der ganzen Bevölkerung Wiens innig beklagt und bedauert, entgegnete der Commissär; Sie, gnädige Frau, und ihre Kinder werden mit dem innigsten Mitleiden genannt. Man weiß, welch edle, rechtschaffene Frau Sie sind, man weiß genau, wie ihre Ehe seit Jahren die unglücklichste war. — Die Mütter und Frauen Wiens fühlen ihren Jammer und weinen mit Ihnen.

Weinen mit mir? sprach Theofila, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Besitze ich denn noch Thränen? sprach sie. O wie wohlthätig bist Du, Allmächtiger, daß Du mir noch

Thränen gibst! — — — Ich glaubte allen Jammer überwunden zu haben; ich hielt mich für stark; ich bildete mir ein, einen männlichen Charakter zu besitzen; ich brachte es aber leider nur dahin, für einige Augenblicke als eine starke Frau zu erscheinen. Bei meiner ersten Visite bei dem Herrn Rathe Carham besaß ich wol die nöthige Fassung; auch bei der Uibersiedlung in diese Wohnung ermannte ich mich noch — aber heute Morgens am Fenster, dann bei der Erzälung Jazecks — — brach ich zusammen.

Sie sollen sich nichts erzälen lassen und an ihr Unglück gar nicht denken. —

Nicht daran denken, Herr Commissär? Da müßte ich vergessen, daß ich lebe, daß ich athme, sein Weib war, und daß seine Kinder die meinigen sind! – Freilich gäbe es ein Mittel, Alles zu vergessen, es liegt aber nicht in meiner Macht; Gott hält es in seiner Hand! — Wahnsinn, Herr Commissär, Wahnsinn heißt dieses Mittel. Vielleicht ist der Allmächtige so wohlthätig und läßt mich wahnsinnig werden! —

Gnädige Frau, ich will mich entfernen. Sie hängen zu anhaltend ihren düsteren Gedanken nach. Ich will Ihnen einen wackern Priester senden. Die heilige Religion allein ist im Stande, Sie vor Geistesverwirrung zu schützen. — Sie bedürfen ihres hellen Geistes, der Kinder wegen; diese ihre Kinder bedürfen der sorgfältigsten Erziehung, die Kinder Severins müssen die ehrbarsten Menschen der Welt werden, kein Makel, auch nicht der kleinste darf sie einstens beflecken, und dafür zu sorgen, vermag nur eine Mutter, wie Sie, eine Mutter mit hellem Geiste.

Senden Sie mir ihren wackern Geistlichen. — Doch fort lasse ich Sie in diesem Augenblicke nicht! — Seien Sie so menschlich, so milde, so barmherzig bei

mir zu bleiben — bis — bis — Sie mir sagen können: Es ist vorüber!

Besser wäre es, gnädige Frau, Sie verließen heute die Stadt, eilten aufs Land und kehrten erst in — Wochen zurück. —

Das ist unmöglich! Ich habe mich bei dem russischen Botschafter melden lassen; er kann jede Stunde nach mir senden. —

O heute nicht und morgen nicht und nicht in acht Tagen wird er Sie rufen lassen. Der Botschafter ist ein zu feinfühlender Mann, eine Witwe ihrer Art wird er mit besonderer Zartheit behandeln. —

Bin ich schon eine Witwe? fragte Theofila mit einem Blicke, der den Commissär ängstigte.

Der Commissär sah nach der Uhr.

Noch nicht!

Aber bald?

Es wäre möglich!

Geben Sie mir die Zeit an.

Wie vermag ich das? Es können ja unvorhergesehene Verzögerungen eintreten. —

Auch eine Begnadigung?

Eine Begnadigung unmöglich!

Ein Aufschieben der Execution?

Eben so wenig.

Was denn?

Der Freimann müßte erkranken, das würde eine Verzögerung verursachen, aber immer steht ihm ein Reserve-Mann zur Seite. — Heute ist dieser Reserve-Mann der Scharfrichter von Preßburg. Er ist schon vor drei Tage angekommen.

Der Leser wird sich die Aufregung vorstellen können, in welcher sich die tiefbeklagenswerthe Frau während dieses grauenvollen Zweigespräches befand. Seit dem sie den Commissär nach einer an der Wand befestigten

Pendeluhr blicken sah, glaubte sie aus jedem Zucken des Secunden-Zeigers den Moment des Scheidens ihres Gattens aus dieser Welt, erspähen zu können.

Die Uhr, gnädige Frau, zeigt Ihnen nicht, was Sie angezeigt wissen wollen; — kommen Sie mit mir in ein anderes Zimmer.

Weshalb?

Ich sehe nicht ein, aus welchen Gründen Sie sich einer so fürchterlichen Selbstquälerei hingeben? — Die Minute, in welcher der Strafact vorüber sein wird, dürfte heranrücken, ohne daß Sie es ahnen. Was haben Sie für einen Gewinn, wenn Sie diese Minute wissen? —

Gewinn? mein Herr, Gewinn? Was läßt sich da für mich gewinnen! — Dieser ihr Ausdruck könnte ein kränkender, ja ein beleidigender sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß er ihren Lippen, ohne ihn zu erwägen, entwischt sei. Für mich gibt es keinen Gewinn, aber für Ihn! für Ihn! In dem Augenblicke als Sie mir sagen werden: Jetzt ist es vorüber! — öffne ich die Thüre; meine Kinder erscheinen; wir werfen uns vor dem Allmächtigen in den Staub und bitten Ihn, den Allbarmherzigen um Gnade; — sein, im tiefsten Herzen zerfleischtes Weib, seine, durch das Verbrechen des Vaters gebeugten Kinder, bitten Gott um Gnade; die Unschuld fleht, daß der Schuld verziehen werde, — solchen Bitten wird Gewährung werden.

Wenn es dies ist, erwiederte der Commissär, so gestatten Sie mir, daß ich ein Fenster öffne. Der Thurmwächter von St. Stephan gibt ein Zeichen, wenn die Hinrichtung vor sich gegangen. In diesem Momente ertönt das „Zügenglöcklein" bei St. Stephan, und nicht nur Sie und ihre Kinder, gnädige Frau, Tausende von guten Christen beten ein Vaterunser für den „armen Sünder;" jede Kirche zählt in dieser Stunde

viele viele Andächtige, die bei solchen Anläßen dahin geeilt sind, den allgütigen Richter da Oben, um Erbarmen anzuflehen.

Frau von Jarosinski öffnete selbst das Fenster. Sie ging in das Nebenzimmer und rief ihre Kinder.

Die Kammerfrau führte sie herein.

Jazeck folgte.

Theofila sprach kein Wort.

Ihr Anblick erregte Schrecken und Entsetzen.

Sie glich einer wandernden Leiche.

Da sie immer in ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung den Kopf mit beiden Händen betastete, so löste sich ihr langes schwarzes Haar auf, und hing in breiten Schichten über ihr Antlitz. — Ihr Auge schien verglast, ihren Mund verzog ein krampfhaftes Zucken; dennoch blieb sie schön, selbst der unheimliche Gram und die fürchterlichste Angst vermochten ihre edlen Züge nicht zu verwischen.

Der Commissär stand in lauschender Stellung am Fenster.

Man hörte jetzt das „Zügenglöcklein" läuten.

Theofila stürzte auf die Knie.

Sie faßte ihre Kinder.

Diese knieten vor ihr, die Kammerfrau und Jazeck sanken im Hintergrunde nieder.

Jazeck betete laut.

Seine Stimme war gebrochen, sein Wehklagen erschütternd, sein Flehen zu Gott ergreifend.

Der Commissär faltete die Hände und überblickte die herzzerreißende Gruppe.

Die Kinder hoben die kleinen Händchen zum Himmel.

Gnade! Gnade! Allbarmherziger! flehte Theofila, Gnade, Gnade! dem Gefallenen!

Gnade! Gnade! für den armen unglücklichen Vater! lallten die Kinder.

Auf der Straße ertönte ein monotones Geschrei; Es rührte von den gemeinen Weibern her, die aus dem Verkaufe öffentlicher Plakate ein Geschäft machen *). „Das Todes-Urtheil, schrien sie, das wir so

*) Die gemeinen Weiber, welche in früheren Jahren sich noch das Recht anmaßten, bei vorkommenden Todesstrafen an Personen aus dem Civilstande, also bei Allen, welche zunächst der „Spinnerin am Kreuz“ hingerichtet wurden, die gedruckten Todesurtheile zu verkaufen, machten bei solchen Anlässen sehr vortheilhafte Geschäfte. Diejenigen dieser Weiber, welche so glücklich waren, zuerst in den Besitz solcher Verlautbarungen zu kommen, erhielten häufig für einen halben Bogen eines auf dem elendesten Papier abgedruckten Urtheils, für den sie dem Buchdrucker 1 kr. bezahlten, 30—40 kr., ja sogar 1 fl. — für ein Exemplar. Unter dem Galgen diese Urtheile nach 15, 20 Minuten feil bieten zu können, warf den größten Gewinn ab. Dies bewog die Weiber, zu allerlei Mitteln zu schreiten, um nur recht schnell zu diesen Drucksachen zu gelangen. Zu diesem Zwecke bezahlten sie schon der Schmiedbauerschen Buchdruckerei im Bürgerspitale das Sechs- und Siebenfache des Preises, bestachen die Buchdruckergesellen, ihren Bedarf gleich von der Presse weg nehmen zu dürfen, nahmen die Hausknechte der Buchdruckerei in ihren Sold und beschenkten sogar die Buchdruckerlehrjungen, um Maculaturen zu erhaschen. Als am 17. Juni 1830 der entsetzliche Raubmörder Josef König zum Tode geführt wurde, kamen ein Dutzend Weiber, in den Besitz von dem gedruckten Todesurtheil, und rief dasselbe neben dem Wagen des Delinquenten aus, so daß er hören mußte, was erst nach seinem Tode zu verlautbaren war.

Dieses sehr komische Stück, in welchem Therese die Hauptrolle spielte, hieß „Sylphide, das Seefräulein,“ und Raimund, welcher darin ebenfalls eine Hauptrolle übernommen hatte, setzte es mit einem Fleiße, einer Aufmerksamkeit für seine Collegin in die Scene, wie er diese nur seinen eigenen Stücken zu zu wenden pflegte.

Die Krones bei den Proben dieses Stückes zu sehen, war wahrhaft komisch.

Sie wollte durchaus bei der ganzen Gesellschaft als Dichterin gelten, und hatte nur ihre Rolle inne, wußte aber von den übrigen Rollen und scenischen Vorschriften kaum so viel als alle anderen Mitglieder, die eben nur das Stück von der Leseprobe her, kannten.

Korntheuer, welcher einen Schulmeister spielte, setzte die arme Dichterin in zahllose Verlegenheiten. Er fragte unaufhörlich: „Wie wollen Sie Dies gesagt wissen und Jenes, und wie haben Sie diese Scene sich gedacht und jene? Könnte man nicht hier einige Worte streichen? Hier ein par Reden zusammenziehen? — Von welcher Seite soll ich kommen, nach welcher abgehen? Wie wünschen Sie den Actschluß? Wie wünschen Sie, daß ich mich costumire? Holde Dichterin, geben Sie doch Antwort.

Krones merkte die Neckereien Korntheuers ignorirte sie aber, oder sie antwortete ausweichend.

Bei dem Zusammenstreichen allzulanger Scenen kam Krones in große Verlegenheit. Obgleich sie einen langen Bleistift wie eine Schreibfeder hinter dem Ohre trug, und damit wie toll in ihrem Manuscripte wirthschaftete, wußte sie doch nicht, was eigentlich zu kürzen und dafür hinzusetzen sei. Sie strich ins Blaue hinein und warf dabei fragende Blicke auf ihren Bruder, der in seiner Verzweiflung als Dichter, und in Angst, der Zusammenhang könnte unter diesem unbarmherzigen

Sechszehntes Capitel.

Die Religion, die heilige Religion war nun der einzige Anker, an welchen sich Theofila fest hielt, um ihr Lebensschiff nicht auf den ungestümen Wogen des Schicksals auflaufen, und dort zertrümmern zu sehen.

Pater Sigmund von St. Stefan erschien bei ihr, der berühmte Kanzelredner, der verehrte Priester, der in den Jahren 1824 bis 1829 so vielen Christen, die in ihren härtesten Bedrängnissen sich an ihn wendeten, Muth, Glaubensstärke und Trost einflößte, und ihre herben Leiden durch seine weisen Lehren zu mildern verstand.

Die geisteskranke Frau genas sehr bald, und war schon am 3. September so gefaßt und ruhig, daß sie vor dem russisch-kaiserlichen Bothschafter erscheinen, und ihr Anliegen vorbringen konnte.

Der Bothschafter nahm sie auf das Herzlichste auf und versprach ihr Gesuch an des russischen Kaisers Majestät auf das Wärmste zu unterstützen. Sie fand aber leider, wie man später erfuhr, in Petersburg kein geneigtes Ohr, und man sagte der Bescheid hätte gelautet, „da die übrigen Glieder der Familie Severins keine Namensänderung wünschen, und Jarosinski's eigener Bruder sich geäußert: „Wozu eine Namensänderung? Der rechtschaffene Mann besitzt den besten Namen. Ich bleibe Jarosinski der Ehrliche, und sterbe als solcher, dadurch wird der Name Jarosinski durch mich wieder ein achtungswerther."

* * *

Am 4. September kam Pater Sigmund abermals zu Theofila.

Er fand ihren Geist heiterer, Theofila gefaß-

daß nur Sie die Bothin des Himmels sein können, die mir wieder Frieden bringen kann, so reichen Sie mir ihre Hand und lassen Sie sie mit meinen Thränen benetzen.

Frau von Jarosinski reichte Theresen die Hand und drückte sie an sich.

Sie weinte mit ihr.

Nehmen Sie diese Thränen als Zeugen meiner Verzeihung, und verbannen Sie ihren Kummer, sprach Theofila. In meinem Herzen wohnt kein Haß.

Therese küßte die Hand, die ihr Theofila zur Versöhnung bot und sprach:

Eine furchtbare Last haben Sie von mir genommen. Gott segne Sie dafür, gnädige Frau, Gott segne Sie dafür! Gott lohne es Ihnen und ihren theueren Kindern. —

Hochwürdiger Herr, wendete sich Therese an den Geistlichen, nehmen Sie meinen innigsten, herzlichsten, tiefgefühltesten Dank für ihre Verwendung. Sie haben mich dem Leben wieder gegeben! Gott segne Sie, edler Priester. Was Sie von heute an von mir hören werden, soll Sie überzeugen, daß ich ihrer Fürsprache nie unwürdig sein werde!

Sie näherte sich Theofilen noch einmal, um ihr die Hand zu küssen. Diese umarmte sie.

Hierauf ging Therese tief gerührt mit dem Priester fort.

Theofila ließ Jazeck kommen.

Morgen mit dem Früheſten reisen wir. Du wirst sogleich die Post bestellen. Die Schulden Severins sind bezahlt, was noch nicht berichtigt ist, wird mein Advocat berichtigen. —

Herrin, sagte Jazeck, Herrin nicht übel nehmen, wenn Jazeck fragen, Herrin Therese Krones gnädig gewesen sein?

fügte sich damit ins Freihaus; zur Schulzeit, dort wartend, bis die Schüler, lauter Jungen von 10—12 Jahren, die Schule verließen, stand er auf der Lauer. Die Schuljungen erschienen.

Er winkte ihnen, mit ihm zu gehen, und als er sie in einem der abgelegenen Höfe des großen Freihauses um sich versammelt sah, redete er sie mit den Worten an:

Kinder, ich will Euch heute eine Freude machen. Da hab ich vierzig Billete in das Leopoldstädter Theater; heute wird ein lustiges Stück gegeben; Ihr werdet Euch köstlich unterhalten, geht mit Euren Eltern ins Theater. Es kostet Euch nichts!

Er gab die Eintrittskarten den freudig überraschten Jungens, und verschwand, während diese ihren Dank aussprechen wollten.

Abends saßen auf der Gallerie zwölf ehrsame Eltern und acht und zwanzig Buben, ihre Söhnchen.

Das Stück begann.

„Der dreißigjährige ABC-Schütze“ trat auf die Bühne.

Die Buben trauten ihren Augen nicht.

Ihr Lehrer war der ABC-Schütze, welcher mit dem sogenannten Batzenferl gezüchtigt wurde. Der Lehrer, ein dummer Junge! Die Buben kamen vor Erstaunen nicht zu sich.

Er ist es! Herr Haumer ist es! riefen die Knaben. Es ist sein Gesicht, seine Stimme, er hat dasselbe schielende Auge. Es ist unser Lehrer!

Herr Vater, sagte ein Bube zu seinem Erzeuger, einem ehrsamen Gelbgießer, „der ABC-Schütze ist unser Lehrer!“

Ja, ja, schrien die andern Jungen ihren Eltern zu;

es ist Herr Haumer, der Lehrer aus der dritten Classe!

Wenn wir nur wüßten, ob er uns sieht! bemerkte ein anderer Schüler des ABC-Schützen.

Das ist schwer zu bestimmen! meinte ein dritter Knabe, der von Herrn Haumer wegen Faulheit immer auf die „Schandbank" verwiesen wurde — er „schiengelt" (schielt), und da weiß man nie, ob er Einen ansieht oder nicht!

Zum Teufel! versetzte ein anderer Bürger, wenn Euer Lehrer hier einen „Kasperl" macht, so können wir, Eltern, Euch nicht mehr zu ihm in die Schule schicken.

Indeß hielten Eltern und Kinder bis zum Schlusse des Stückes im Theater aus, amüsirten sich ganz prächtig, und die Buben jubelten, als sie ihren Lehrer wegen seiner Lüderlichkeit, Unwissenheit und tollen Streiche „kuranzen" sahen.

Am andern Tage kamen die Buben in die Schule.

Herr Haumer erschien mit gewohntem Ernste, zeigte den strengen Professor und hub an:

Nun wollen wir sehen, ob Ihr das behalten habt, was ich Euch gestern vorgetragen!

Die Buben brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

Was ist das? herrschte der Lehrer den Jungen zu. Ihr lacht, wenn ich spreche?

Oeh! rief Einer, der hoffnungsvolle Knabe eines Sauerkräutlers, wir haben gestern auch gelacht und noch mehr als heute, und da haben Sie kein Wort dagegen gesagt. —

Sie wollen uns examiniren? fragte das Söhnchen eines Lebzelters, der während der Schulstunden einem gebackenen Reiter um den andern den Kopf abbiß, und Kinder aus Lebkuchenteig wie Herodes vernichtete, Sie wollen uns examiren und wissen selbst nichts? —

Thaddädl! Thaddädl! Thaddädl! schrieen alle Knaben.

Herrn Haumer gerann das Blut zu Eis.

Die Buben waren gestern im Theater! sprach er für sich. Alle waren da! sie haben mich erkannt; ich bin verloren.

Mittlerweile kam der Schuldirector in das Collegium nächst dem „Naschmarkte.“

Er ersuchte Herrn Haumer-Landner, die Schule für heute zu schließen, entließ die Knaben und meldete dem Lehrer, daß er auf den Wunsch der Eltern, ihn seines Postens entheben müsse, denn zwei ganz entgegengesetzte Beschäftigungen, der Thaddädl-Darsteller und der Lehrer der Jugend vertrügen sich nicht mit einander.

Herr Landner verlor seinen Posten. Aber Krones hatte sich in seinen Erwartungen verrechnet; er glaubte den Schauspieler zu vernichten, vernichtete aber nur den Schullehrer.

Landner war nun gezwungen, seinen ganzen Fleiß dem Theater zu widmen.

Herr Krones war in Verzweiflung. Er hatte noch immer fünf Collegen, die alle sein Fach spielten.

Er trug seinen Kummer zu seiner Schwester.

Du mußt mir mehrere Stücke und Dir darin gute Rollen schreiben, dann ist uns Beiden geholfen.

Ich bringe nicht alle Tage eine „Sylphide“ zur Welt, und wenn ich nur in den Stücken spiele, die ich schreibe, so habe ich noch in Jahren kein Repertoir. Ich muß fort intriguiren. Die fünf Collegen müssen fallen.

Aber bald erschien noch ein sechster Rival. Herr Tomaselli wurde engagirt.

Dieser Tomaselli war ein komischer Kauz auch außer der Bühne.

Er glich zufällig dem Kaiser Napoleon in auf-

Vorstellung der „Lindane," und meldete dies der Direction mit folgenden Worten, die er auf seine Rolle schrieb, und um 7 Uhr, als auf ihn schon gewartet wurde, überschickte.

„Heute spiel ich nicht, auch kein anderes Mal mehr,
Der Wirth bei „der Traube" peinigt mich gar so sehr.
Kommt ein anderer Wirth und borgt mir Wein,
Werd' ich der verlässigste Schauspieler sein!"

Ein Rivale war nun beseitigt, aber wie die andern wegbringen!

Herr Krones war ein ächter Intrigant, ein Ränkemacher, wie man sie so häufig bei den Theatern findet. Er sann Tag und Nacht darauf, seine Collegen zu vernichten. Aber es war schwer.

Da war Landner, den Raimund protegirte, dieser Landner verzehrte fast in jedem Stücke eine gute Rolle.

Herr Krones wußte nicht, wie er diesen aus dem Wege bringen würde.

Plötzlich erfuhr er, daß Landner außer dem Theater unter seinem Familiennamen Haumer, als Schullehrer im Freihause in der Vorstadt Wieden, angestellt sei!

Schullehrer und Komödiant! dachte Krones, das paßt nicht zusammen. Da wird der Komödiant weichen müssen, ich werde dies zu erzielen im Stande sein! — Du meine Schlauheit, verlasse mich nicht!

Herr Krones fand bald Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen.

Es wurde die alte Burleske „Thaddädl, der dreißigjährige A B C-Schütze," gegeben. Herr Landner spielte die Hauptrolle, den „A B C-Schützen!"

Herr Krones kaufte vierzig Billete für die zweite Gallerie zur Darstellung des „Thaddädl," und ver-

und dessen Abgott Napoleon war, hetzte Krones gegen Tomaselli.

Es ist infam, sagte er zu Monsieur Louis, daß Tomaselli die Stirne hat, Europas größten Mann zu persiffliren! Haben Sie ihn schon einmal gesehen als Napoleon?

Non.

Besuchen Sie diesen Hannswurst, und Sie werden sich überzeugen, wie dieser Mensch ihren großen Kaiser parodirt. — Gehen Sie hin, sehen Sie sich diesen Scandal an, und züchtigen Sie den frechen Buben, für seine Keckheit. Ich lasse es mir Etwas kosten!

Eh bien! sagte Louis, ich nehm' mein Rapier mit; ich brecke den Knopf ab und steck dem Coujon par Lock (Löcher) in seine Wamms.

Louis ging zu Tomaselli.

Er klingelte an der Hausthüre.

Tomaselli, der keinen Bedienten und keine Magd hatte, schloß selbst auf, und stand plötzlich als Napoleon vor dem Franzosen.

Tomaselli redete sogleich in französischer Sprache den Ex-Tambour an.

Monsieur Louis war Tambour im 41. Regimente.

Ha! Was seh' ich! rief Tomaselli. Einer meiner Braven von Wagram sucht mich auf? Habt Ihr das Kreuz noch nicht erhalten, Louis Arault? Nehmt hier das Meine. Von meiner Brust wandere es an die Eurige! Ihr, Louis, nicht ich, habt den Sieg erfochten, denn als Ihr in jener Nacht das Zeichen zum Aufbruch gabt, da fiel die alte Garde über den Feind her und schlug ihn. —

Ich habe es nicht vergessen Tambour-Major, Louis Arault; Ihr seid von heute an Capitain, und zieht mit mir nach Paris.

fallender Weise, und seine Freunde waren entzückt darüber und gratulirten ihm hiezu.

Als Schauspieler reichte er, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, dem Krones das Wasser nicht, aber er hatte mehr Glück auf der Bühne. Er copirte den Komiker Neubruck, und dieses Copiren gefiel dem Publikum. Auch Herrn Tomaselli begünstigte Raimund.

Herr Krones sann darauf, Tomaselli eine Grube zu graben.

Herr Krones machte seinen Rivalen an öffentlichen Orten lächerlich, aber gerade dieses Lächerlichmachen zog der Leute Aufmerksamkeit auf Tomaselli, und er fing an, noch mehr zu gefallen.

Wie so eben bemerkt, hatte Tomaselli die Marotte, Napoleon sein zu wollen, und ging darin so weit, daß er zu Hause in seinem Zimmer in der Uniform des großen Feldherrn mit dem kleinen Hütchen auf dem Kopfe herumging und sich von dem Theaterschneider, Theaterdiener, Theater-Feldwebel „Euer Majestät" anreden ließ, wofür er Bier in Hülle und Fülle spendete.

An den Wänden seiner Stube hingen gewiß zwanzig Porträts Tomasellis, ihn alle als Kaiser der Franzosen darstellend. Es war zum Todtlachen, diesen Kaiser Tomaselli in seinem Hause zu sehen.

Bei dem Theater in der Leopoldstadt befand sich auch ein alter Tänzer, ein Monsieur Louis Arault, der unter Napoleon gedient, im Jahre 1809 mit der französischen Armee nach Wien gekommen, aber nicht mehr mit der französischen Armee fortgezogen, sondern von ihr echappirt war. Er ließ sich als Figurant anstellen, tanzte freilich wie ein Elephant, wurde aber aus Mitleid geduldet.

Diesen Franzosen, der unter Napoleon gedient

Hat er seine Züchtigung erhalten? Haben Sie ihm ein par hinter die Ohren gegeben, dem Elenden, der Ihren Monarchen so tief herabsetzt?

Züchtigung comment? le grand Empereur? Ich züchtigen? Ich bin glücklich, daß er mich als Deserteur nicht erschießen ließ. Er hätt es gekonnt, vraiment! Er sein zu natürlich Napoleon! Seht her, den Orden der Ehrenlegion hat er mir verliehen. **Vive Napoleon le grand!**

Mit diesen Worten taumelte Louis fort, Herrn Krones ganz consternirt zurücklassend.

Ich lasse meine Rivalen ungeneckt, sprach Krones. Alle meine Anschläge gehen schief. Diesem Franzosen hat der falsche Napoleon einen ächten Rausch angezecht. So sind die alten französischen Soldaten! Einen Knopf von ihrem Kaiser dürfen sie sehen, und sie verlieren die Besinnung. Wenn diese Geschichte bekannt wird, so treiben es die Napoleon-Anbeter noch ärger mit diesem Affen. Ich erzäle diesen Spuk keinem Menschen, wenn nur Louis schweigt!

Siebenzehntes Capitel.

Die schöne, an so vielen heitern Genüssen reiche, Zeit des Leopoldstädter Theaters ging im Jahre 1828 zu Ende.

Ein Herr Rudolf Steinkeller aus Warschau kaufte dieses Theater.

Die Administration des Doctor Manquet fand ihr Ende.

Rudolf Steinkeller stellte sich an die Spitze dieses Instituts.

Es lebt in Wien noch eine große Anzahl von Personen, die sich an die Wirthschaft erinnert, wel-

che dieser unwissende, freche, dummdreiste, gewissenlose Eigenthümer anrichtete.

Dieser Pole lebte in dem Wahne, die bei ihm angestellten Schauspieler seien seine Leibeigenen.

Dem wackern Raimund, den er doch zum Director erhob, verbitterte er sein Leben so sehr, daß dieser sich nicht mehr zu helfen wußte.

Was Herr Rudolf Steinkeller zur Qual der Künstlergesellschaft noch nicht ganz ausgebeutet hatte, darauf machte ihn sein Theatersecretär aufmerksam.

Herr Steinkeller war ein herzloses Subject, das von dem Theater so wenig Kenntniß besaß, als ein Schornsteinfeger von der Astronomie; ein in jeder Beziehung bornirter Mensch, der gleich nach der Installation mit den unverschämtesten Verunglimpfungen der älteren, verdienstvollen Mitglieder der Leopoldstädter Bühne begann. Er machte den beliebtesten Künstlern Gagenabzüge, strich garantirte Einnahmen, zog die, in Contracten stipulirten Freiquartiere ein, und kündigte in den ersten acht Tagen einem Drittel der Gesellschaft. Als dem Herrn Eigenthümer gegen eine, oft auch noch pöbelhaft ausgesprochene Kündigung Vorstellungen gemacht wurden, antwortete sein Secretär: „So soll es sein! Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!“

Dem alten, diesem Theater fünfzig Jahre angehörenden Schauspieler und zuletzt als Director fungirenden Johann Sartori nahm Steinkeller drei Viertel seiner Gage. Gerne hätte der gewissenlose Mann den Greis schonunglos aus dem Hause gestoßen, aber er fürchtete die Bürger der Leopoldstadt. Raimund warnte ihn mit folgenden Worten:

Mit den Bürgern in der Leopoldstadt binden Sie nicht an! Diese dulden keine Grausamkeit! Wenn Sie

den alten Sartori entlassen, so geht kein Bürger mehr in Ihr Theater, und einige sind darunter, die durch Reichthum und Einfluß auf die meisten ihrer Freunde so bedeutend sind, daß ein großer Theil des Publikums Ihr Haus meiden wird, wie wenn die Pest darin spukte!

Sartori wurde nun nicht entlassen, aber mißhandelt und gequält. Der arme Veteran schlief viele Nächte nicht vor Kummer.

Ignaz Schuster, Krones, Korntheuer und noch mehrere andere sehr beliebte Künstler wurden auf pöbelhafte Weise gekränkt.

Diejenigen Schauspieler, welche erkrankten, erhielten keine Gage; wer Einnahmen zu fordern hatte, dem wurden sie abgestritten.

Korntheuer mußte spielen, obgleich er von einem heftigen Brustkrampfe schwer heimgesucht wurde. Als der todtkranke Mann zum letzten Mal auftrat und ohnmächtig von der Bühne weggetragen wurde, stand Steinkeller hinter den Coulissen und sprach:

Er spielt nur den Kranken!

Die Folge hievon war, daß er starb.

Ignaz Schuster, von Steinkeller eben so behandelt, verließ ebenfalls das Leopoldstädter Theater und starb wenige Tage nach seinem Abschiedsbenefice.

Therese Krones wurde von dem brutalen, rücksichtslosen Steinkeller am allerschlechtesten behandelt, und so lange von ihm beleidigt, bis sie, wie ihre Collegen, das Engagement verließ und im Theater an der Wien Gastrollen gab.

Eine der heftigen Scenen, welche Krones mit Rudolf Steinkeller hatte, wollen wir fast wörtlich hier mittheilen.

Nun, Mamsell, Sie waren ja schon wieder krank! redete Steinkeller, Therese an.

Waren Sie es nie?

O ja! Aber niemals auf anderer Leute Kosten! — Sie aber faullenzen auf dem Krankenlager und verlangen Gage dafür!

Ich bin im Dienste des Theaters krank geworden!

Ei!

Ja! Ja! — In der heftigsten Winterkälte haben Sie Stücke auf das Theater gebracht, in welchen ich in dünnen Tüllkleidern und mit bloßem Kopfe spielen mußte. Das Dach ihrer Bühne ist offen, das Podium mit hundert Zuglöchern versehen. Der Wind bläst auf diesem Theater wie auf der Haide. Sie selbst können hinter den Coulissen keiner Vorstellung beiwohnen, ohne sich in den wärmsten Pelz einzuhüllen! Sie, der Sie doch ein Pole und gegen die Kälte abgehärtet sind!

Wegen Ihnen werde ich kein neues Theater bauen lassen!

Dies verlange ich nicht; lassen Sie nur das alte ausbessern. Der Theatermeister sagt: Es seien alle Scheiben der Theaterfenster zertrümmert. Sie lassen nichts repariren. Sie legen es darauf an, die Theaterpersonen krank zu machen, damit Sie Gagen einziehen können.

Damit Sie Wahrheit sprechen, so sollen Sie am Schlusse des Monats keinen Heller erhalten.

Dann gehe ich heute noch ab, und lasse mich im Theater an der Wien engagiren.

Und ich producire bei der Polizei ihren Contract mit dem Leopoldstädter Theater, und lasse Sie zu ihrer Pflicht zwingen.

Und ich melde mich für ein Jahr krank und trete nicht auf, bis mein Contract zu Ende.

Ich klage Sie auf Schaden-Ersatz; können Sie diesen nicht leisten, so lasse ich Sie einsperren.

Haha! lachte Therese, diese Drohung kommt mir gerade recht. Heute spiele ich die Madame Freude in Kotzebues „Unglücklichen." Da will ich doch dem Publikum ein Stückchen von einem Theaterdirector erzälen, der Dirigiren mit Maltraitiren verwechselt.

Wenn Sie dies wagen, so jage ich Ihren Bruder aus dem Engagement; der kann dann mit Weib und Kind betteln gehen.

Jagen Sie ihn! — Director Carl stellt ihn augenblicklich an, und mein Bruder dankt Ihnen noch, daß er Ihrer Knute entrinnt.

So? — Dann bleibt er und verliert alle Rollen. Ich lasse ihn nur Tische und Stühle auf das Theater tragen.

Daraus wird er sich nichts machen. Mit rohem Holz umzugehen, hat er bereits gelernt.

Ich verbiete mir jede Beleidigung.

Ich auch!

Ich bin Ihr Director.

Director ist Herr Raimund.

Ich bezahle Sie.

Ja, von dem Gelde, das mein Talent Ihnen einbringt.

Verlassen Sie mein Zimmer augenblicklich.

Mit dem größten Vergnügen, aber Eins muß ich Ihnen doch noch sagen:

„Ich habe in meinem Leben nur mit zwei Polen Bekanntschaft gemacht. Der Eine ist bereits gehangen worden, was dem Andern bevorsteht, weiß ich zwar nicht, aber ich hoffe, daß er gleiches Schicksal haben wird. — — Heute spiele ich nicht, und morgen nicht, und übermorgen nicht und wenn es mein größtes Unglück sein sollte."

Damit ging Therese Krones.

Herr Steinkeller aber machte große Augen. Er berechnete schnell den Verlust, den er für die Cassa erleiden müßte, wenn Krones auf ihrem Vorsatz beharrte.

Er ließ Raimund kommen.

Raimund erschien.

Raimund war der, durch die Regierung bestellte Director, denn dem Ignoranten Steinkeller wäre nie ein solches Institut anvertraut worden.

Raimund scheute sich daher nicht, dem frechen Theatereigenthümer bei jedem Anlasse die Wahrheit zu sagen. Aehnliche Scenen wie nachstehende, kamen zwischen Raimund und Steinkeller fast in jeder Woche vor.

Steinkeller theilte Raimund den Rencontre mit Krones mit.

Sie lassen also nicht nach, die Mitglieder zu chikaniren? Auch für die Krones haben Sie keine Rücksicht? — Wenn Sie so fortfahren, spielen Sie mit ihrem Secretär Komödie und dirigiren Sie diese auch: ich lege meine Directorsstelle nieder. Für ihre Abscheulichkeiten will ich nicht verantwortlich sein!

Soll ich mich beleidigen lassen?

Soll sich die Krones von Ihnen beleidigen lassen?

Mich mit Jarosinski zu vergleichen!

Das war unrecht, Jarosinski war wenigstens höflich, aber das sind Sie nicht. Wer weiß, wie Sie die Krones gereizt haben, daß sie mit solchen Reden herausplatzte. Ich werde sogleich zu ihr gehen und mir genau ihr Benehmen schildern lassen. Das sag' ich Ihnen, wenn die Krones in der That drei Abende nicht spielt, und mir das Repertoir gestört wird, dann bin ich am längsten Director gewesen.

Sie sind ja mit im Complotte gegen mich! Alle

Mitglieder haben sich bereits verschworen. Fermier hat einen Hund abgerichtet, der den besten Braten nicht frißt, wenn man sagt: „Vom Steinkeller!“ Ich werde beleidigt und beschimpft selbst vom letzten Coulissenschieber.

Sie machen es darnach! Sie haben den Haß der ganzen Stadt auf sich geladen. In öffentlichen Gast- und Caffeehäusern, werde ich zur Rede gestellt, wie ich ihrer Grausamkeit und Brutalität meinen Namen leihen könne! — Wenn ich unser Theater betrachte wie es war, und wie es jetzt ist, so schäme ich mich, daß ich sein Director bin. Hätten Sie nicht Etwas Anderes unternehmen können als ein Theater? Ein Geschäft, wo Rohheit und Gemeinheit nichts verderben können. — Ihr Herr Bruder wollte, Sie sollten Lieferant werden von den gewissen rabiaten vierfüssigen Subjecten, die man aus der Bukowina kommen läßt.

Sie werden impertinent!

Verstehen Sie denn ein anderes Wort? — Gehen nicht ihre Tyranneien über alle Begriffe? — Haben Sie nicht den armen Landner auf die abscheulichste Weise erniedrigt?

Ich, den Landner? Gerade dieser ist mein Liebling.

So? Ein sauberer Liebling! Sie haben ihn nur unter der Bedingung im Engagement behalten, daß er sich so ofter seine Gage holt, von Ihnen sechs Hiebe mit einem spanischen Röhrchen geben lasse.

(Buchstäblich wahr.)

Und Sie schämen sich nicht? Wissen Sie, was der Polizeidirector mir mitgetheilt hat? — Er wird Landner rufen lassen und ihn fragen, ob Sie diese Rohheit wirklich ausüben, und Sie werden sich höchst unangenehme Folgen zuzuschreiben haben.

Herr Landner wird es läugnen.

Wer weiß es!

Dann jage ich ihn zum Teufel!

Wenn der Teufel alle diejenigen aufnehmen sollte, die Sie ihm zujagen, so müßte er eine eigene Hölle bauen lassen.

Warum duldet Landner meine Hiebe?

Weil er ein blutarmer Mensch ist, und nicht so leicht ein Engagement finden kann, kränklich ist er auch, darum duldet er es. Doch reden wir nicht davon. Der Polizeidirector wird Ihnen eine solche niederträchtige Behandlung schon untersagen, und ich werde beitragen, daß er es recht nachdrücklich thut. —

Herr Raimund! fuhr Steinkeller wüthend auf.

Herr Steinkeller! erwiederte Raimund in einem eben so gereizten Tone. Bilden Sie sich vielleicht ein, daß auch ich vor Ihnen kriechen werde? Ich nicht, verstehen Sie mich! Und nehmen Sie sich nur hübsch in Acht, mich in Harnisch zu bringen. Sonst hören Sie mehr von mir! Ich besuche jetzt die Krones. Die muß heute spielen! Ich lasse die Vorstellung nicht abändern. Ich werde ihr sagen: Sie ließen sie um Vergebung bitten! Und dies müssen Sie auch!

Eher gehe ich zu Grunde, als ich dies thue. —

Dies bleibt Ihnen auf keinen Fall aus. Denken Sie an mich! — Wir haben bereits ein Deficit von 36,000 fl.! Noch ein solches Jahr und die Crida ist da. Ihr Herr Bruder, der Banquier in Warschau, hat mir gesagt, er sende Ihnen nur Geld, wenn ich hiezu riethe! Ich werde mich hüten!

Achtzehntes Capitel.

Therese Krones erschien am 24. April 1829 als Autorin mit einem neuen Stücke. Es hieß: „Der Branntweinbrenner und der Nebelgeist.“ Raimund und Therese Krones gaben die Hauptrollen. Drechsler schrieb die Musik, aber weder das Stück noch die Musik gefielen.

Die Reibungen mit Steinkeller dauerten fort. Gegen zehn Monate hatte die Aermste mit dem Ungeheuer von einem Theater-Unternehmer zu kämpfen.

Endlich gelang es ihr, im Jänner 1830 ihrer Verpflichtungen quitt zu werden. Am 23. Jänner 1830 verließ sie das Leopoldstädter Theater für immer und ihr Bruder mit ihr, der bei Director Carl ein sehr vortheilhaftes Engagement fand.

Therese wählte zu ihrem Abschiede von dieser Bühne, eine Parodie von Meisl: „Julerl, die Putzmacherin.“ Das Theater war an jenem Abende so überfüllt wie lange nicht. —

Das Pubikum zeigte der scheidenden Künstlerin sein Wohlwollen im höchsten Grade. Diese Güte rührte Therese bis zu Thränen.

Am Schlusse der Vorstellung gerufen, dankte sie mit folgenden Worten:

„Es sind nun acht Jahre, daß ich das Glück ge„nieße, vor Ihnen erscheinen zu dürfen, und Sie mich „ihrer Gnade und Nachsicht stets werth hielten. — „Verhältnisse zwingen mich, diese Bühne zu ver„lassen; ich mache deshalb eine kleine Seereise mitten „im Winter, das heißt, ich schleife auf der zu„gefrornen Donau bis in die zugefrorne „Wien, um dort neuerdings ihre Huld in Anspruch

„zu nehmen. — Möchten ihre Nachsicht, ihre Theil-
„nahme, ihre Güte auch dort nicht für mich erkalten;
„mein Fleiß und mein Bemühen, ihren Antheil zu er-
„streben, wird den höchsten Grad, wird den Sied-
„punct erreichen, lassen Sie nur ihren Beifall nicht
„auf den Gefrierpunkt herabfallen, sondern er-
„halten Sie mir noch lange den Sonnenschein ihrer
„Huld."

Diese Rede wurde mit einem wahren Beifallsjubel aufgenommen, und Therese wohl sechs Mal gerufen.

Der Applaus, den das Publikum spendete, war eine Art Demonstration gegen den verhaßten Steinkeller, welcher diese beliebte und ausgezeichnete Künstlerin so lange verfolgte und zurücksetzte, bis sie der schnöden Behandlung müde, gleich so vielen andern Künstlern, die ein Jahr vor ihr von diesem Theater abgingen, ihre Entlassung nahm.

Nun hieß es neuerdings Therese werde Bohrmann heiraten; Bohrmann selbst annoncirte sich allenthalben als Bräutigam; ja er schien seiner Sache so gewiß, daß er seinen Freunden den Tag angab, an welchem die Hochzeit statt finden würde; er bat bereits den französischen Obersten sein „Beistand" (Trauungszeuge) sein zu wollen; Bohrmann schrieb auch an Stephan, der mittlerweile sein „geliebtes Stubenmädchen" geheiratet hatte, in diesem Jahre ja gewiß am 24. April nach Wien zu kommen, und seine liebe Frau mitzubringen, weil am 27. April Bohrmanns „Copulation" stattfinden werde — allein Therese schlug herzhaft die Verbindung mit Bohrmann aus. „Ich werde nie heiraten, betheuerte sie ihm; willst Du mich aber blos darum zum Altare führen, damit Dir bei meiner fortwährenden Kränklichkeit, dereinst mein Vermögen nicht entgehe, so will ich ungesäumt mein Testament machen, und Dich zum

Universalerben einsetzen, nur sprich nicht mehr von einer Heirat; ich habe ein Gelübde gemacht, ledig zu bleiben, und ich werde dieses Gelübde halten, so lang ich lebe."

Schon am 26. Jänner trat Therese in „Herr Joseph und Frau Baberl" zum ersten Male als Gast im Theater an der Wien auf, und gefiel so sehr, daß sie wol ein Dutzend Mal gerufen wurde. — Abermals war der immense Applaus, welcher der Künstlerin gespendet wurde, eine Demonstration gegen Steinkeller, der an öffentlichen Orten nicht erscheinen konnte, ohne bittere und derbe Vorwürfe zu hören, doch was kümmerte ihn dies! Er hatte ohne Gewissensbisse Korntheuers Tod herbeigeführt; was lag ihm am Publikum und an der Krones!

Desto mehr lag dem Publikum an seinem Lieblinge!

Director Carl ließ nun Therese in allen ihren Glanzrollen der Reihe nach auftreten. Sie spielte vom 26. Jänner bis 26. Februar bei übervollen Häusern und stets enthusiastischem Applause, wurde an jedem Abende wol an sechs, acht Mal gerufen, und mußte ihre Gesangsstücke immer wiederholen.

Am 26. Februar fand ihr Benefice statt. Zum dritten Male erschien sie auf dem Theaterzettel als Verfasserin eines neuen Stückes. Sie trat nämlich mit einer Travestie der „Kleopatra" auf, welche aber nicht gefiel, obgleich sie als Darstellerin mit Beifall überhäuft wurde.

Am 3. April 1830 kündigte Ignaz Schuster an, daß auch er das Leopoldstädter Theater verlassen werde. Er lud das Publikum an diesem Tage zu seinem Abschiedsbenefice ein, und wählte hiezu „Silphide" von Therese Krones. Therese erschien an diesem Abende, Schuster zu liebe, in einer Loge und sah das Stück mit an.

Welche Auszeichnungen das Publikum ihr widmete, als es sie in demselben Theater, in welchem sie so schöne Triumfe feierte, und ungeachtet dieser Triumfe von dem Eigenthümer dieses Theaters wahrhaft mißhandelt wurde, welcher Applaus sie ehrte, als sie in die Loge trat, werden wir hier nicht erzälen. — Nun war auch Ignaz Schuster verscheucht; außer Raimund waren alle ersten Mitglieder durch Steinkeller weggetrieben. Lebten nicht so viele Zeugen der Brutalität jenes Theater-Tirannen noch, man müßte meinen, es würden hier Märchen erzält, weil es unglaublich erscheint, wie ein Schauspiel-Unternehmer ohne positive Verstandes-Verwirrung gegen die Stützen seines Instituts wüthen, gegen die Künstler, welche noch heute im Gedächtnisse von Hunderttausenden zu ihrem Ruhme leben, so rasen könne.

Die Nemesis nahte.

Rudolf Steinkeller wurde durch seine Gläubiger gezwungen, eine schimpfliche Flucht zu ergreifen.

Die Mitglieder des Theaters, das Publikum jubelte, Korntheuers Manen wurden gesühnt, Ignaz Schuster, Therese Krones und noch einige andere erhielten die größte Genugthuung; nur die vielen Gläubiger weinten, und der Bruder des polnischen Tirannen beklagte das viele Geld, das er an diesen — Mann gewendet.

Am 1. März 1830 und die folgenden Tage verheerte eine bisher noch nicht erlebte Uiberschwemmung die, der Donau zunächst gelegenen Vorstädte. Die Leopoldstadt, die Jägerzeile u. s. w. standen in allen Straßen derart in Wasser, daß mit den größten Kähnen umhergeschifft werden mußte.

Therese Krones wohnte noch immer in der Jägerzeile in der „Weintraube.“ Dieses Haus umgab, wie so viele, ein See.

Es wurden die Straßen wie in Venedig, zwar nicht mit Gondeln, aber mit Schiffen durchschnitten.

Diese Schiffe brachten Lebensmittel.

Sie transportirten Menschen aus ihren Wohnungen, welche in großer Gefahr schwebten.

Sie schafften Aerzte und Arzeneien den Kranken, die in den vier, fünf, sechs und sieben Fuß hoch überschwemmten Häusern, schwer heimgesucht, darnieder lagen.

Die wackeren Schiffmeister Pezzl und Lassingleithner waren sehr thätig.

Am offenen Fenster im ersten Stockwerke lag Therese Krones, und stierte in das Wellenmeer hinaus, das die „Weintraube" mit reißender Wuth bespülte.

Hilfe! Hilfe! rief Therese.

Die braven Schiffer flogen mit ihren Kähnen pfeilschnell einher.

Hilfe! Hilfe! wiederholte Therese.

Sollen wir Sie in unsern Kahn aufnehmen? fragte Pezzl. Wir haben hier eine Leiter, diese legen wir an Ihr Fenster; in fünf Minuten sind Sie geborgen.

O nein! erwiederte Therese. Ich bin nicht in Angst für mich, aber in dem niedern Gäßchen hinter dem Theater wohnt eine arme Frau, im Erdgeschosse, ohne Brod, ohne Geld, ohne Holz; ich befürchte, daß sie zu Grunde geht. Retten Sie diese Aermste, an die wohl Niemand in diesem Drangsale denkt! Da haben Sie Geld, bringen Sie ihr Lebensmittel; wenn die Flut noch nicht in ihre Stube gedrungen ist, — retten Sie sie so schnell als möglich, und ist sie gerettet, so bringen Sie ihr noch 10 fl. in einer Banknote, die ich Ihnen hier einhändige.

Wie nennt sich diese Frau?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ein armes

Weib in diesem Gäßchen wohnt. Eilen Sie! Eilen Sie, brave Männer! *)

Welch ein edles Herz zeigte auch hier die Krones?

Am 22. April 1830 erschien in der „Theaterzeitung“ folgende Anzeige.

„Die Gastrollen der Demois. Therese Krones „im Theater an der Wien, sind durch ihre plötz„liche heftige Erkrankung unterbrochen „worden, doch ist zu hoffen, daß sie wieder herge„stellt werde.“

Diese heftige Erkrankung bot jedoch keine Aussicht zur Herstellung. Das Uibel, an welchem sie seit Jahren litt, und das sich immer wieder erneuerte und immer gefahrdrohender wurde, brach nun mit solcher Wuth hervor, daß die Aerzte schon in den ersten acht Tagen an ihrer Rettung zweifelten. Es fanden zahllose Consultationen statt, Therese Krones litt wie eine Märtirin. Ihr Vater, den sie schon früher nach Wien kommen ließ, gab Veranlassung, daß sie an ihrem Testamente Etwas abänderte, und sich mit dem Gedanken vertraut machte, sie werde bald von der Welt-Bühne abtreten und ein anderes Engagement annehmen, bei welchem es keine Kündigung mehr gibt, bei welchem Kabalen, Rollenneid, Tyrannei eines Bühnenvorstandes unmöglich sind, und das für ewige Zeiten geschlossen wird.

Von den langen moralischen und physischen Leiden der Heldin dieser Schilderung, welche nicht nur wäh-

---

*) Diese Scene ist verbürgt, und wie sie erzält wird, buchstäblich wahr. Ein bürgerlicher Schiffmeister hat sie dem Verfasser dieser Schilderung zugesendet. Der Original-Aufsatz ist sehr gut geschrieben, aber etwas zu lang. Der Herr Verfasser grolle daher nicht, daß sein Aufsatz hier nur im Auszuge berührt wird.

rend der entsetzlichen Katastrofe Jarosinskis die fürchterlichsten Gemüthsbewegungen, während ihres Engagements beider Steinkellerschen Entreprise des Theaters, die gröbsten Beleidigungen, Kränkungen, Verhöhnungen und Zurücksetzungen, dann auf dem Krankenlager die beispiellosesten körperlichen Schmerzen zu ertragen bestimmt war, wollen wir unsern Lesern kein Bild entwerfen.

Wir beschränken uns zu sagen, daß ganz Wien die regste Theilnahme an ihrer Krankheit nahm, daß alle die herzlichen Menschen, welche das Talent der Krones und ihr edles Herz schätzten, sich in ihre Wohnung drängten, und täglich Nachricht über ihr Befinden einholten.

Diese Nachrichten wurden immer betrübender.

Vom 25. bis zum 28. December vermochten Bohrmann und Alle, welche die Kranke umgaben, nur mit Thränen Auskunft über Therese zu geben.

Die Aerzte selbst glaubten am Vorabend ihres Todestages, sie werde die Nacht nicht überleben.

Am Morgen schien sie wieder neue Kräfte zu sammeln.

Es war eine arge Täuschung.

Am 28. December 1830 starb Therese Krones.

Ihr Tod wurde in der „Wiener Theaterzeitung" in folgendem Nekrologe gemeldet:

„**Therese Krones**

„ist nicht mehr! Diese beliebte Schauspielerin, „welche das Publikum so unzählige Male erheiterte, „hat ihre zahlreichen Freunde und Gönner zum ersten „Male in eine trübe Stimmung versetzt, indem sie für „immer von ihnen Abschied nahm.

„Sie starb in Wien am 28. December 1830, Nach„mittags um 3 Uhr.

„Zu Freudenthal in Schlesien am 7. October

„1801 geboren, zeigte sie schon in frühester Jugend „ein außerordentliches Talent, besonders für das ko„mische Fach."

„In Olmütz, Brünn, Laibach, Grätz, Agram gefiel „sie so allgemein, daß sie im Jahre 1821 einen Ruf „nach Wien erhielt, um im Theater in der Leopold„stadt Gastrollen zu spielen, welche sie an ihrem Ge„burtstage (7. October 1821) begann. Damals hatte „sie aber noch sehr beliebte Rivalinnen. Madame Rai„mund war im Besitze aller ersten komischen Partien „im localen Singspiele, Madame Walla lebte noch „frisch im Gedächtnisse der Wiener, und Demois. Ku„pfer gab Rollen, welche in das Fach der Krones „gehörten, mit vielem Glücke. — Als aber Mad. „Raimund das Leopoldstädter Theater verließ, Mad. „Walla einen langjährigen Contract mit der Bühne „in Pesth abschloß, und Demois. Kupfer gerade bei „den Proben einer neuen Zauberoper unter dem Ti„tel „Lindane" erkrankte, und Therese Krones „die Hauptpartie in dieser Oper sehr schnell überneh„men mußte, da siegte ihr schönes Talent so ausgezeich„net, daß das Publikum sowohl von ihrem lebendigen, „schalkhaften Spiele, als von ihrem herrlichen Gesange „hingerissen wurde.

„Seit dieser Rolle wollte sie das Publikum in jedem „neuen Stücke sehen. Sie beherrschte nun förmlich das „Repertoir. Selbst alte Stücke erhielten durch sie einen „neuen Reiz. Ihre unversiegbare Laune, ihre ächte Ko„mik, ihr trefflich nuancirtes Spiel erwarben ihr wahre „Triumphe. — Als sie im vorigen Jahre das Leopold„städter Theater verließ und hierauf im Theater an der „Wien gastirte, gefiel sie eben so. Die Krankheit, wel„cher sie vor einigen Tagen erlag, hinderte sie, ihre „Gastrollen fortzusetzen. Ihr humoristisches Lied in „Gisperl und Fisperl" erschien als ein böser Pro-

„phet für ihre, nicht allzuferne Todesstunde. Wer hätte
„damals gedacht, daß die lustige Strophe:

»Muß ich schon sterben,
»Bin noch so jung,
»Muß ich schon sterben,
»Bin noch so jung!
»Wenn das mein „Gisperl» wüßt,
»Daß mich der Tod schon küßt» — u. s. w.

„so bald eine so traurige Anwendung nehmen, daß
„Therese Krones so bald dem geliebten Gisperl
„(Herrn Korntheuer) folgen werde.

„Für ihr Andenken hat sie gesorgt.

„Die edlen Bewohner Wiens, welche Niemanden
„eine herzliche Erinnerung versagen, der sich durch ein
„entschiedenes Talent, rühmliches Streben und uner-
„müdeten Fleiß Verdienste erworben, bewahren auch
„die Erinnerung an Therese Krones, und setzen ge-
„wiß nicht ohne Wehmuth die Worte der Jugend auf
„ihr Grab:

»»Scheint die Sonne noch so schön,
»»Einmal muß sie untergehn!

Gleichzeitig erschien folgendes sogenannte „Parte-
zettel:"

„Joseph Krones, ehemaliger Schauspiel-Direc-
„tor, gibt in seinem und im Namen seines Sohnes,
„Joseph Krones, Mitglied des Theaters an der
„Wien, Nachricht, von dem sie höchst betrübenden Hin-
„scheiden seiner innigst geliebten Tochter, und in Be-
„ziehung auf den Sohn, Schwester, Therese Kro-
„nes, ehemaligem Mitgliede des Theaters in der Leo-
„poldstadt, welche nach einer langwierigen Krankheit
„und empfangenen heiligen Sterbe-Sacramenten, am
„28. December 1830, Nachmittags um 3 Uhr selig
„in dem Herrn entschlafen ist.

„Der Leichnam wird Donnerstag, den 30. December

„um halb Drei, Uhr in der Pfarrkirche zu St. Johann „von Nepomuk in der Leopoldstadt (Praterstraße), in „der Stille beigesetzt; die heiligen Seelenmessen wer„den in mehreren Kirchen gelesen."

* * *

Das Testament, welches am 1. Januar 1831 im Beisein mehrerer Zeugen, von Bohrmann und mit Zuziehung des Vaters und des Bruders der Krones eröffnet wurde,

1. ernannte zum Universalerben Herrn Franz Bohrmann.

2. bestimmte, daß Franz Bohrmann dem Vater Theresens, so lang er lebe, jährlich sechshundert Gulden CM. auszubezahlen habe;

3. bestimmte, daß das Silbergeräthe im Gewichte von 92 Pfund, in zwei gleiche Theile getheilt, wovon die Hälfte dem Bruder, die andere Hälfte Franz Bohrmann zufallen solle.

4. bestimmte dem Bruder 600 fl. ein für alle Mal.

5. ordnete an, daß der Leichnam Theresens geöffnet werde, damit die Aerzte doch endlich erkennen möchten, von welcher Krankheit die „Erblasserin" hingerafft wurde.

(Die Aerzte wußten recht genau, welche Krankheit Therese getödtet. Als sie den Körper secirten, fanden sie volle Bestätigung ihrer Ansichten.)

6 bestimmte, daß Theresen ihr schönstes und kostbarstes Kleid angezogen, sie damit aufgebahrt und begraben werden solle.

Dies war eine bedenkliche Aufgabe. Es waren mehrere schöne und kostbare Kleider vorhanden. Das eine war ihr liebstes Kleid, aber viel zu bunt. Man wählte das nicht, weil sie es auf einem Balle getragen hatte. Es waren noch zwei sehr theuere Kleider vorhanden, Kleider aus Blonden. Das eine hatte

900 fl. gekostet und war bezahlt, das andere stand im Preise von 1100 fl. und war noch nicht bezahlt, auch hatte es Therese noch nicht getragen. Man zog ihr daher das Kleid zu 900 fl. an. Das Kleid zu 1100 fl. wurde von Bohrmann der Modistin zurückgegeben. Bohrmann drang es ihr auf und erklärte, es nicht bezahlen zu wollen, obgleich er 13,000 fl. CM. und Alles Mobiliar, Porzellain u. s. w. erbte.

Das Begräbniß war sehr feierlich, wenn auch nicht durch kirchliches Gepränge, doch durch die außerordentliche Anzahl Leidtragender.

Von allen fünf Theatern Wiens waren Mitglieder zugegen.

Die Kirche erschien viel zu klein, um die große Masse von Menschen aufzunehmen, die herbeigeströmt war. Mehrere Hunderte standen vor der Thüre.

Raimund zerfloß in Thränen.

Als schon die Trauerfeier vorüber und der Sarg dem schwarzen Wagen übergeben ward, stand Raimund noch immer mit nassen Augen da, und starrte der theueren Kunstgenossin nach.

Sie können sich ja gar nicht mäßigen, Sie klagen ja wie um eine geliebte Schwester! redete der Theaterarzt Raimund an.

Soll ich nicht weinen, entgegnete Raimund, wenn man meine Jugend begräbt! —

* * *

Auf dem Kirchhofe zu St. Marx ruht Therese Krones.

Bohrmann ließ ihr einen einfachen Leichenstein und hierauf nur den Namen

„Therese Krones"

setzen.

Dieser Name reicht hin, ihr Andenken zu verewigen, denn **Therese Krones** hat sich einen bleiben-

den Namen gemacht, obgleich er während ihres Lebens mehr verunglimpft als gefeiert wurde.

Als der Sarg in die Grube gesenkt und die Sänger des Theaters an der Wien und der Leopoldstädter Bühne eine vom Professor Drechsler componirte Cantate anstimmten, als jeder ihrer Kunstgenossen eine Hand voll Erde auf den Sarg warf, stürzte ein junger Mann wie todt auf den aufgeworfenen Leichenhügel.

Es war Stephan.

Er liebte Therese noch.

Er riskirte sein Erbe, und kam zu einer Zeit nach Wien, die ihm zu benützen untersagt war.

Er kam in Wien am 20. December an, und verweilte bis zu Theresens Scheiden aus dieser Welt bei ihr.

Stephan, und nicht Bohrmann, drückte ihr die Augen zu.

In seinem Garten zu Agram hat er der Geliebten ein weit schöneres Denkmal setzen lassen, als sie in Wien besitzt. Er zeigt es noch heute Jedem, der ihn besucht. Er widmet ihr noch heute seine Thränen. An ihrem Geburts- und Sterbetage legen Stephan und seine Frau Kränze auf das Denkmal.

In Wien lebt Niemand, der auch nur ein Blümchen Theresen widmen möchte.

Nicht einmal am Allerseelen-Tage brennt ein geweihtes Kerzchen an ihrem Hügel.

Ende.

Gedruckt bei J. P. Sollinger's Witwe.



